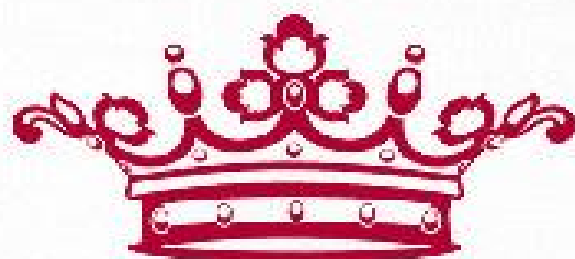


GENEVA LEE



ROYAL

Destiny

ROMAN

blanvalet

Buch

Im britischen Königshaus läuten wieder die Hochzeitsglocken. Doch wer ist das glückliche Paar, dessen Verbindung die Monarchie in ihren Grundfesten erschüttern könnte? Die internationale Klatschpresse stürzt sich begierig auf den royalen Skandal, und dann kommen auch noch gefährliche Informationen über das Attentat auf Alexanders Vater ans Licht. Der Druck auf Alexander wächst – und sein Bedürfnis, Clara und seine Familie zu beschützen, wird zur erbarmungslosen Besessenheit. Kann ihre Liebe diese erneute Zerreißprobe bestehen?

Autorin

Geneva Lee war schon immer eine hoffnungslose Romantikerin, die Fantasien der Realität vorzieht – vor allem Fantasien, in denen starke, gefährliche, sexy Helden vorkommen. Mit der Royals-Saga, der Liebesgeschichte zwischen dem englischen Kronprinzen Alexander und der bürgerlichen Clara, traf sie mitten ins Herz der Leserinnen und eroberte die internationalen Bestsellerlisten im Sturm. Geneva Lee lebt zusammen mit ihrer Familie in Kansas City.

Von Geneva Lee bereits erschienen
Secret Sins – Stärker als das Schicksal

Die Royals-Saga

Royal Passion (01) • Royal Desire (02) • Royal Love (03) • Royal Dream (04) •
Royal Kiss (05) • Royal Forever (06) • Royal Destiny (07)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

GENEVA LEE



ROYAL

Destiny

Roman

Band 7

Deutsch von Charlotte Seydel

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Complete me« bei Ivy Estate.

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Geneva Lee

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017

by Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign

Umschlagmotive: Shutterstock.com

WR · Herstellung: sm

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-20878-3

V001

www.blanvalet-verlag.de

*In liebevollem Gedenken an Suzi,
die immer eine Royal sein wird.*



1

Washington D.C.

Der sogenannte *Queen's Bedroom*, den die Verwaltung des Weißen Hauses zur Unterbringung gekrönter Staatsgäste für angemessen hielt, war so langweilig und antiquiert, wie der Name vermuten ließ. Bestimmt hatte das Zimmer den Namen erhalten, als meine Großmutter noch auf dem Thron saß, denn meine Frau war alles andere als langweilig. Trotz der übertrieben femininen viktorianischen Wandbespannung und der spitzenbesetzten Tagesdecken sorgte Claras Gegenwart hier für Frische. Sie regte sich im Schlaf, und ich hielt den Atem an, als eine vertraute Unruhe in mir erwachte.

Ihr volles, braunes Haar floss über den Kissenbezug, auf ihren reizenden Gesichtszügen lag ein Anflug von Heiterkeit, und sie bewegte im Schlaf stumm die Lippen.

Ich stützte mich auf dem Ellenbogen ab, betrachtete sie und fragte

mich, mit wem sie wohl im Traum sprach. Obwohl es völlig sinnlos war, auf ihre Träume eifersüchtig zu sein, konnte ich doch nicht anders. Dass sie sich mir im Schlaf entzog, schien meiner irrationalen Seite unerträglich, die, seit ich Clara kannte, viel zu oft meinen Verstand aushebelte.

Vielleicht verspürte ich deshalb so häufig den Drang, sie zu gewissen nächtlichen Aktivitäten zu wecken.

Der anatomische Gegenspieler meines Verstandes zuckte bei diesem Gedanken bereits zustimmend, woraufhin ich die Hand nach unten sinken ließ und mich gedankenverloren streichelte. Ab wann durfte man sie wohl zu morgendlichem Sex wecken? Schwer zu sagen, wenn man bedachte, wie sehr unser Rhythmus durcheinandergeraten war, seit wir vor etwas über einer Woche in Seattle eingetroffen waren. Auf unserer Reise durch die USA, die der Beziehungspflege zwischen den Staaten diente, hatten wir schon drei andere Städte besucht. Wenigstens war die Bundeshauptstadt unsere letzte Station. Die Anstrengungen der Reise und unsere quicklebendige Tochter strapazierten Claras Nerven unentwegt – trotzdem sagte sie nie Nein.

»Machst du dich schon mal warm?«, murmelte sie, schlug blinzelnd die Augen auf und sah mich verschlafen an.

»Ich wollte dich nicht wecken.« Ich verschwieg ihr, dass ich es trotzdem getan hätte. Obwohl ich mir auf meine Selbstbeherrschung etwas einbildete, ließ diese in Bezug auf meine Frau sehr zu wünschen übrig. Wenn ich mit ihr allein war, konnte ich nicht von ihr lassen.

Claras Lachen nahm mir etwas von der Last, die mir unablässig auf der Seele lag. Vielleicht ließ sich meine Besessenheit für sie darauf zurückführen, dass ihre Gegenwart stets wie Balsam auf mich wirkte. Immer linderte sie die Bürde, die ich auf meinen Schultern

trug, obschon sich der Druck, der auf mir lastete, exponentiell verstärkt hatte, seit sie in mein Leben getreten war. Durch sie fühlte ich mich zugleich gebunden und befreit. Es war das große Paradoxon unserer Liebe, dass wir einander erlösten, indem wir uns beide einem Leben voller Pflichten verschrieben hatten.

»Du hättest mich sowieso geweckt«, behauptete sie und streckte ihre schlanken Arme über dem Kopf aus.

Die Bewegung erregte mein Interesse. Ich nutzte die Chance, mich über sie zu schieben und hielt ihre Hände fest. »Willst du dich beschweren, Süße?«

Ihr Körper unterwarf sich meiner dominanten Geste mit erfreulicher Bereitwilligkeit. Clara spreizte einladend die Beine, sie atmete flach und schnell und gurrte die einzigen Worte, die ich von ihr hören wollte. »Ja, bitte.«

Dieser Aufforderung folgte ich gern, ich löste meinen Griff gerade lange genug von ihr, um den Schal aufzuknoten, mit dem die Vorhänge des Himmelbetts an die Bettpfosten gebunden waren. Sie widersetzte sich nicht, als ich ihr Handgelenk vorsichtig ans Bett fesselte. Als ich mein Knie probenhalber an ihren nackten Schoß drückte, stellte ich fest, dass sie dem Gedanken an eine morgendliche Session ganz und gar nicht abgeneigt war.

»Ich weiß ja nicht, was die Amerikaner davon halten, wenn man schon so früh am Morgen mit Bondage anfängt.« Trotzdem reckte sie noch beim Reden ihren freien Arm in Richtung des anderen Bettpfostens.

Überheblich grinste ich zu ihr hinunter. »Die Regeln von denen interessieren mich nicht.« Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, schnürte ich ihre Handgelenke etwas fester und wurde dafür mit gesteigerter Erregung belohnt.

»Darf die Queen in ihrem eigenen Schlafzimmer festgebunden

werden?« Sie sagte gern solche Sachen, weil sie genau wusste, dass ich sie dafür umso härter anfasste. Je frecher sie wurde, desto heftiger wurde mein Verlangen, sie zu dominieren. Wie bei den meisten Paaren umfasste unser Sexleben die ganze Palette von langsam und sinnlich bis hin zu wild und animalisch. Doch anders als die meisten Paare schöpften wir täglich die ganze Bandbreite aus.

»Wenn sie im Bett des Königs liegt, durchaus.« Ich richtete mich auf, setzte mich auf die Fersen und genoss den Anblick meiner gefesselten und hilflosen Frau. Zum Glück war das Haus groß und Elisabeth mit dem Kindermädchen am anderen Ende des Flurs, denn ich hatte Lust, sie schreien zu hören.

Claras Brüste lugten unter dem seidenen Nachthemd hervor, und ich zerriss die zarten Träger, um sie ganz freizulegen. Ich ließ mich nach unten gleiten, umschloss ihren Nippel mit meinen Lippen und saugte daran. Auch wenn ich keine Ruhe gab, bis ich sie unter mir spürte, ließ ich mir Zeit, wenn ich sie einmal so weit hatte. Sie stöhnte leise, ich saugte immer fester und biss sie schließlich geradezu ins weiche Fleisch. Clara bäumte sich mir entgegen, ihre Hüften begannen zu beben, und es verlangte sie immer heftiger nach Erfüllung. Ich genoss es sehr, meine Frau beim Höhepunkt zu beobachten, doch sie ganz nah heranzubringen, war noch besser. Es war nur gerecht, wenn ich diese schöne, intelligente Frau in ein unbeherrschtes, lüsternes Etwas verwandelte – schließlich brauchte sie normalerweise nur den Raum zu betreten, um mich in eben jenen Zustand zu versetzen.

»Hast du heute gar keine Termine?« Leidenschaftlich presste sie ihren Körper an mich.

»Erst in ein paar Stunden«, erwiderte ich, während ich weiter ihre weiche Brust liebte. Ich hatte ihr tunlichst verschwiegen, zu welch

früher Stunde ich den heutigen Tag begonnen hatte. Zweifellos würde die Zeit für unseren Geschmack ohnehin viel zu schnell vergehen.

»Tsss«, zischte sie durch ihre zusammengebissenen Zähne.

Ich richtete mich auf und hob eine Braue. Meine Autorität im Schlafzimmer infrage zu stellen, bedeutete unweigerlich, dass sie noch länger auf dem Rücken liegen bleiben musste. Vermutlich wusste sie das ganz genau. »Du wirst ungeduldig.«

»Und du machst mich wahnsinnig!« Sie bog die Hände über ihren Fesseln, als wollte sie sie lockern.

»Denk bloß nicht, du könntest dich von denen so leicht befreien«, sagte ich, während ich mich zwischen ihren Schenkeln niederließ. Ich strich mit der Spitze meines Penis über ihre geschwollenen Schamlippen und grinste amüsiert, weil sie ihre Vorfreude nicht verbergen konnte. Ich zog ihre Beine um meine Hüften, dehnte ihren zwischen den Bettpfosten und meinem Unterleib langgestreckten Körper und wartete.

»Bitte.« Sie leckte sich die Lippen, bekam glasige Augen und flehte erneut: »Bitte. Bitte.«

Stöhnend drang ich in sie ein, denn wenn sie bettelte, konnte ich nicht widerstehen. Sofort zogen sich ihre Muskeln um meinen Schaft zusammen, und ich trieb sie zum Höhepunkt. Ein Schrei brach aus ihr hervor. Ich hatte es ihr besorgt, doch sie hatte mich wieder einmal auf die Knie gezwungen.



Mit dem Kamerateam, das vor dem Schreibtisch des Präsidenten seine Aufnahmen machte, wirkte das Oval Office weniger hochoffiziell. Der Raum war in Elfenbein- und Gelbtönen gehalten, doch die Farbpalette half nur wenig, die unterkühlte Atmosphäre zu

erwärmen. Es war eine nachvollziehbare Entscheidung des Weißen Hauses, meinen Besuch filmen zu lassen, doch nicht gerade förderlich, um eine ungezwungene Unterhaltung zu führen. Da ich das neue Staatsoberhaupt der Vereinigten Staaten bisher noch nicht kennengelernt hatte, legte ich Wert darauf, mich von meiner besten Seite zu zeigen. Ich konnte nur hoffen, dass auch er sich entsprechend verhalten würde.

»Alexander, willkommen.« Präsident Williamson nickte knapp, als er sich aus seinem Stuhl erhob. Es war ein Zugeständnis an meine Position, aber keine tiefe Verbeugung, wofür ich ihm dankbar war. Dass sich die Leute nicht ständig genötigt fühlten, vor mir einen Bückling zu machen, gefiel mir besonders an Amerika.

Williamson hatte ungefähr das Alter meines Vaters, aber die beiden waren sich nie begegnet. Er hatte sein Amt erst kurz nach dem Anschlag angetreten, bei dem mein Vater ums Leben gekommen war. Doch mit dem Lebensalter erschöpften sich die Gemeinsamkeiten bereits. Albert war sowohl in seinem Verhalten als auch dem Äußeren nach durch und durch Brite gewesen – zumindest in der Öffentlichkeit. Williamson hingegen verkörperte einen amerikanischen Staatschef – bis hin zum roten Schlips der Macht. Das grau melierte Haar und die Falten in seinem Gesicht ließen ihn nicht alt wirken, sondern verliehen ihm geradezu eine Aura von Weisheit. Wie die meisten Amerikaner, die im Rampenlicht standen, sah er eher aus wie ein Filmstar als wie ein gebeutelter Politiker. Von der Öffentlichkeit wurde er als der Mann wahrgenommen, der die Zügel in der Hand hielt, auch wenn seine Macht durch das große gesetzgebende Repräsentantenhaus eingeschränkt war, dessen Vertreter wie er vom Volk gewählt wurden. In diesem Punkt waren unsere Positionen ähnlich.

»Meinen Glückwunsch zu Ihrer Vermählung. Ich hatte gehofft, die

Freude mit Ihnen teilen zu können, aber die Umstände ...« Er hielt inne, und ich erinnerte mich an die Ereignisse an meinem Hochzeitstag.

»Selbstverständlich.« Ich lächelte knapp. Dass er es von sich aus ansprach, war höflich. Obwohl seitdem bereits einige Zeit vergangen war, hatte ich den Tag nie vergessen können. Williamson war auch zu den Krönungsfeierlichkeiten eingeladen gewesen. Unter den gegebenen Umständen hatten er und mehrere andere einflussreiche Würdenträger jedoch mit Bedauern ihre Teilnahme an der Zeremonie abgesagt. Ich konnte es ihnen nicht zum Vorwurf machen, wäre es nach mir gegangen, hätte ich das Ritual ebenfalls ausfallen lassen. »Auch Clara und ich bedauern, nicht schon früher gekommen zu sein. Wir hatten es vor, doch das Leben und die Politik hatten andere Pläne.«

»Haben sie das nicht immer?« Er deutete auf einen Sessel neben seinem, und ich nahm Platz. »Wie geht es Ihrer reizenden Gattin?«

»Mutterpflichten«, erwiderte ich förmlich. Clara würde sich den Kameras nicht auf Dauer entziehen können, doch momentan unterstützte ich sie darin nur zu gern. Die Vorstellung, sie mit der Welt zu teilen, gefiel mir ganz und gar nicht.

»Ich bin mir sicher, dass sich unsere besondere Beziehung jetzt, da Sie mit einer Amerikanerin verheiratet sind, noch vertiefen wird«, sagte der Präsident unbekümmert, bevor er sein Jackett richtete, um sich zu setzen.

In mir regte sich Unmut, und ich tat mein Bestes, mir das nicht anmerken zu lassen. Dieser Mann und sein Land hatten keine Rechte an meiner Frau. Das konnte ich ihm jedoch kaum sagen, schon gar nicht während eines Fernsehinterviews. »Ich glaube, Sie werden feststellen, dass Clara ebenso amerikanisch ist wie ich.«

Wir lachten, obwohl wir es beide nicht komisch fanden.

Williamsons Vorgänger war dafür bekannt gewesen, unbehagliche Situationen elegant zu meistern. Diese Qualität hatte jedoch nicht genügt, ihm die Wiederwahl zu sichern. Die momentane Stimmung im Oval Office erinnerte an die wachsame Anspannung vor einem Kampf. So etwas kam dabei heraus, wenn man zwei Alphas zusammen in einen Raum steckte. Es gab keine erlösende Pointe, sondern nur einen schweigenden Kampf um die Vorherrschaft.

»Ich habe gehört, dass sie lieber Kaffee trinkt«, schaltete sich die Außenministerin überschwänglich ein. Wenigstens hatte Williamson jemanden in sein Kabinett berufen, der es verstand, Spannungen abzubauen. Es war auch deshalb eine weise Entscheidung, weil sie für den größten Teil der Außenpolitik seiner Regierung verantwortlich zeichnete.

»Daran arbeite ich noch«, scherzte ich. Das kleine Geplänkel erzielte den gewünschten Effekt, und die Unterhaltung verwandelte sich in ein lockeres Gespräch zwischen den Repräsentanten zweier unabhängiger Nationen. Etwa eine Stunde später, als sich gerade eine Diskussion über die Vorzüge amerikanischen Footballs im Vergleich zu europäischem Fußball entwickelte, begann das Aufnahmeteam damit, seine Ausrüstung einzupacken.

»Bitte hier entlang.« Ein Assistent führte die Crew aus dem Büro, und die Atmosphäre wandelte sich abermals.

Williamson sackte in seinem Sessel zusammen und legte das Kameragesicht ab. »Scotch?«

»Ja, gern.«

Einen Augenblick später servierte uns ein Hausangestellter die Drinks, und ein junger, nervöser Mann trat zu uns.

»Alexander, darf ich Ihnen meinen Pressesprecher Richard May vorstellen? Er ist hier, um uns auf die Pressekonferenz vorzubereiten.«

Ich stand auf und schüttelte dem Mann, der den angebotenen Scotch ausschlug, die Hand.

»Ich muss mich entschuldigen, weil ich Sie gleich schon wieder vor eine Kamera stelle«, sagte er.

»Ich wurde vor laufenden Kameras geboren«, erwiderte ich sarkastisch. Tatsächlich wusste ich gar nicht, wie es sich anfühlte, mich in der Öffentlichkeit aufzuhalten, ohne dabei gefilmt zu werden. Nur während meines Militärdienstes hatte ich davor Ruhe gefunden.

»Selbstverständlich«, sagte May abwesend, während er durch seine Unterlagen blätterte. »Ich gehe davon aus, dass die meisten Fragen ziemlich harmlos sein werden. Man wird sich nach Clara und Ihrer Tochter erkundigen.«

Ich zwang mich zu einem Nicken. Auch wenn ich mir noch so sehr wünschte, meine Frau und mein Kind aus der Öffentlichkeit herauszuhalten, es war vergeblich. Dennoch versuchte ich, der Presse klare Grenzen zu setzen, insbesondere, weil sie uns während unserer Verlobungszeit so schlimm zugesetzt hatte. Elisabeths Leben sollte so normal wie nur irgend möglich verlaufen.

»Und dann ist da die Sache mit Edward.«

»Ich nehme an, Sie reden über einen gewissen Artikel, der demnächst in einer Zeitschrift erscheinen soll.« Diesmal gab ich mir keine Mühe, meine Missbilligung zu verbergen. Meine Leute hatten mich gewarnt, dass ich im Ausland darauf angesprochen werden könnte.

»Wir haben das Pressekorps über die Themen informiert, die vertieft werden dürfen«, versicherte mir der Präsident, »aber die Pressefreiheit bringt es mit sich, dass wir die Fragen nicht vorschreiben dürfen.«

Der Wink mit dem Zaunpfahl entging mir nicht. »Das ist in Großbritannien nicht anders.«

»Dann wissen Sie auch, was für Schwierigkeiten man bekommt, wenn man es versucht.« Williamson breitete entschuldigend die Hände aus, und ich nickte.

Die Verlobung meines Bruders hatte in einigen Gazetten für Negativschlagzeilen gesorgt, aber im Großen und Ganzen war Edwards Entscheidung für ein öffentliches Coming-out enthusiastisch begrüßt worden. Für die meisten war es ein Zeichen dafür, dass die Monarchie kein Relikt vergangener Zeiten mehr war, doch es würde immer Leute geben, die das anders sahen.

»Wenn es sein muss, werde ich die Aussage verweigern«, scherzte ich und gab mir Mühe, so zu klingen, als ob mich die Sache kaltließe.

»Ich glaube, er bekommt das schon hin«, sagte Williamson und zwinkerte May zu. »Sind wir so weit?«

May zitterte leicht und nickte. Kein Medikament der Welt konnte den Stress lindern, den sein Job mit sich brachte. Ich fand es bemerkenswert, dass man den Mann vor die Kameras treten ließ. Auf dem Weg zum Pressesaal fiel Williamson absichtlich etwas zurück. Ich verstand das Signal und tat es ihm gleich.

»Es tut mir leid, dass wir nicht bei Ihrer Krönung dabei waren.« Nachdem er zu Beginn unseres Treffens derart um die Vorherrschaft im Raum gekämpft hatte, klang seine Entschuldigung nun überraschend aufrichtig. »Unsere Sicherheitsleute hatten den Eindruck, dass die Risiken unverhältnismäßig hoch waren, und von Mann zu Mann muss ich Ihnen sagen, dass die Sicherheit meiner Frau für mich immer an erster Stelle steht.«

»Das ist verständlich.« Ich wusste es zu schätzen, wenn ein Mann seine Frau über alles stellte. Ging es um meine eigene Sicherheit, war ich nur selten besorgt, doch wenn Clara mich ließe, würde ich sie von einer ganzen Armee beschützen lassen. »Wäre es nach mir

gegangen, wäre Clara auch nicht dabei gewesen.«

Williamson zupfte an seiner Krawatte, und ich spürte, dass er noch etwas loswerden wollte. Nach kurzem Zögern fuhr er fort. »Unseren Ermittlungen zufolge handelte es sich möglicherweise um eine größere Verschwörung.«

»Wir sind zu demselben Ergebnis gekommen.« Also befasste sich nicht nur der britische Geheimdienst mit dem Attentat. Auch die CIA war hellhörig geworden.

»Ich werde gern an Sie weiterleiten, was wir herausgefunden haben, wenngleich ich sagen muss, dass die meisten Informationen zu nichts geführt haben.«

»Ich bitte darum«, erwiderte ich angespannt. Auch unsere Ermittlungen waren in einer Sackgasse geendet. Zu gern hätte ich geglaubt, dass meine Familie nach dem Ausschalten Jack Hammonds nicht mehr in Gefahr war. Dass es jemand für richtig gehalten hatte, den Mann umzubringen, der allem Anschein nach für den Tod meines Vaters verantwortlich war, sprach allerdings dagegen. Smith Price war mein persönlicher Informant in Hammonds Netzwerk gewesen. Wenn Price, wie er beteuerte, nicht Hammonds Mörder war, musste es jemand anders gewesen sein.

»Es sei denn, Sie haben den Täter bereits ...«, Williamson ließ den Satz unvollendet. Es war anscheinend nicht zu erwarten, dass er noch Neues zu dem Fall beizutragen hatte.

»So ist das mit Ungeheuern«, erwiderte ich, als wir vor dem Pressesaal angekommen waren. »Man schlägt einen Kopf ab und merkt erst danach, dass es noch andere gibt.«

»In der Tat.«

Unsere beiden Länder machten schwierige Zeiten durch. Ich nahm an, dass die Bedrohungen, denen seine Familie ausgesetzt war, ebenso erheblich und allgegenwärtig waren, wie es bei mir der Fall

war. Ohne lange nachzudenken, klopfte ich ihm zum Zeichen meiner Solidarität auf die Schulter – vielleicht auch, um ihn zu trösten. Williamsons Miene war anzusehen, dass er meine Geste richtig deutete.

»Sie werden bereits erwartet, Sir«, teilte mir ein Assistent mit.

Ich konnte mir eine Grimasse nicht ganz verkneifen, ersetzte sie jedoch durch ein Lächeln, als ich vor die Reihen der Reporter trat. May hielt sich an meiner Seite, um für Ordnung zu sorgen, als mich alle gleichzeitig bestürmten.

»Miss Bernstein«, sagte May, und eine Frau schoss aus ihrem Stuhl hoch. Sie hielt sich nicht lange damit auf, ihren Rock glattzuziehen oder ihre Frisur zu richten, sondern fixierte mich mit ihrem Blick.

Das wird wehtun.

»Eure Hoheit, wird die Krone ihre Einwilligung zur Hochzeit Ihres Bruders erteilen?«

Es kam nicht überraschend, dass sie sich auf Edward stürzten. Ich konnte von Pressevertretern, die zu den rücksichtslosesten Journalisten der ganzen Welt gehörten, nicht erwarten, dass sie nur fragten, was mir genehm war. Mein Vater hätte die Dame enthaupten lassen, doch ich hatte bereits beschlossen, es auf andere Weise zu versuchen. Also lächelte ich und erwiderte nur: »Das habe ich bereits.«

Diese Antwort löste einen Sturm weiterer Fragen aus, doch ich hob eine Hand, noch bevor May dazwischengehen konnte. »Ich möchte Sie bitten, sich ab jetzt auf Fragen zur Politik und zu meinem Land zu beschränken.«

Und meine Familie außen vor zu lassen.

Meine Familie war tabu – und zwar alle, die dazugehörten. Ich hatte schon zu viele Menschen verloren, die mir nahestanden. Die

wenigen, die mir geblieben waren, würde ich nicht mit Gott und der Welt teilen. Ich würde alles tun, um meine Familie zu schützen. Die Journalisten druckten einen Moment lang herum, dann fassten sie sich wieder.

»Im Parlament gibt es eine lautstarke Minderheit, die sich für die Abschaffung der Monarchie einsetzt. Was sagen Sie dazu, dass diese Bewegung weiter wächst?«, rief einer.

»God save the King«, erwiderte ich und ertete Gelächter. Die trockene Antwort lenkte die Fragen zu Themen, aus denen sich humorvolle Zitate herauschneiden ließen. Ich gab mein Bestes, um die Oberhand zu behalten und von den Menschen in meinem Leben abzulenken. Als ich mich schließlich verabschiedete, begegnete ich Williamson an der Tür.

»Immer charmant und keine konkreten Antworten – Sie sind wie geschaffen für die Politik.«

»Ich wurde in die Politik hineingeboren.«

»Wie es aussieht, hatten Sie nie die Wahl«, sinnierte er auf unserem Weg in den Wohnflügel.

Ich dachte an meine Frau und daran, wie mein Leben ausgesehen hatte, bevor ich sie kennenlernte. Das Schicksal hatte mich ihr unausweichlich entgegengetrieben, und doch hatte ich zunächst versucht, sie wegzustoßen. Um sie zu kämpfen, war am Ende ebenso meine freie Entscheidung gewesen, wie die Thronfolge anzutreten. Als König verfügte ich über die Möglichkeiten, nach den Verantwortlichen für die Angriffe auf meine Frau zu suchen. Letztlich war es immer darum gegangen, Entscheidungen zu treffen – auch wenn es nicht leicht war. »Ich habe mein Schicksal selbst gewählt.«

»Genau wie ich.« Williamson blieb stehen, um sich von mir zu verabschieden, bevor er wieder in sein Büro zurückging. Vor ihm lag noch ein ganzer Arbeitstag, ich würde mich jetzt meiner Welt

widmen.

Leise betrat ich die kleine Suite, die unsere Gastgeber uns zur Verfügung gestellt hatten, weil ich fürchtete, ein schlafendes Kleinkind zu wecken. Doch stattdessen stürzte mir ein plappernder Wonneproppen entgegen. Mit einer schnellen Bewegung hob ich meine Tochter in die Arme.

»Es tut mir leid, Eure Majestät!« Penny, das Kindermädchen, das uns begleitete, eilte herbei, um mich zu erlösen, doch ich wollte meine Kleine nicht hergeben. Die arme Frau konnte sich nicht vorstellen, dass sich ein Mann gerne um sein Kind kümmerte. Ich wollte ihr um jeden Preis zeigen, dass ich nicht wie die anderen Männer war.

Clara blickte von ihrem Buch auf und rollte angesichts der Szene, die sich vor ihr abspielte, mit den Augen, doch sie griff nicht ein. Zu einem späteren Zeitpunkt würde ich ihr mit Vergnügen den Hintern dafür versohlen, dass sie so renitent war. Als könnte sie meine Gedanken lesen, verzog sie den Mund zu einem wissenden Lächeln.

»Penny, gönnen Sie sich doch ein paar Minuten Pause«, forderte ich das Kindermädchen auf.

»Sir?« Sie starrte mich an, als wollte ich sie auf die Probe stellen.

»Ich möchte gern mit meiner Familie allein sein.«

Sie blickte weiterhin entgeistert, zog sich aber trotzdem mit einem Knicks zurück.

»Ist es denn so schwer zu glauben, dass ich meine Tochter halten möchte?«, murrte ich, als wir allein waren.

»Wahrscheinlich interessieren sich die meisten Könige mehr dafür, ihre Blutlinie fortzusetzen, als für Bauklötzchen.«

Clara sah uns zu, als ich es mir mit Elisabeth auf dem Teppich bequem machte, wo sie sich sofort aufrichtete und ihren neuesten Trick vorführte: Gehen.

»Kluges Mädchen«, lobte ich sie. »Dass du schon gehen kannst!«

»Sie ist fast fünfzehn Monate alt«, betonte Clara, während sie sich neben mich auf den Boden sinken ließ. Schon bald war sie von Elisabeths Bemühungen so verzaubert wie ich selbst. Ich suchte ihre Hand und hielt sie, bis eine vertraute Gestalt in der Tür erschien. Norris wirkte wie ein stolzer Großvater, als er meine Familie betrachtete, doch als ich den Blick hob und wir uns in die Augen sahen, erkannte ich sofort, dass etwas nicht stimmte.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte ich leise zu Clara und hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn, die sie besorgt in Falten legte. Norris hatte uns während der begrenzten Zeit, die wir als Familie zusammen verbringen konnten, nach Möglichkeit in Ruhe gelassen. Wir wussten beide, dass sein plötzliches Erscheinen nur mit Neuigkeiten aus England zu tun haben konnte. Ich stand auf und ging zu ihm hinüber. Elisabeth versuchte, mich mit Dutzenden winziger Schrittchen einzuholen.

»Es ist etwas passiert«, sagte Norris leise. Wir blickten beide zu Clara, die uns mit wachsamen Augen beobachtete. Es gefiel ihr gar nicht, wenn man sie nicht über alles informierte. Das hatte seit unserer Hochzeit schon häufiger für Verstimmungen gesorgt. Ihr Anspruch, dass wir keine Geheimnisse voreinander haben sollten, war zwar berechtigt, doch ich brachte es nicht über mich, sie mit allem zu belasten, was ich wusste.

Ich trat in den Flur, Norris folgte mir.

»Hat es mit Hammond zu tun?« Auch ein knappes Jahr nach seiner Ermordung waren wir bei der Suche nach unserem gemeinsamen Feind keinen Schritt weitergekommen. Wer auch immer ihn ermordet haben mochte, es war ihm nicht darum gegangen, mir einen Gefallen zu tun. Das wurde mit jedem neuen Stein, unter den wir blickten, offensichtlicher.

»Nein, ich weiß noch nicht genau, was es bedeutet.«

»Du wirst mir schon etwas mehr erzählen müssen«, forderte ich ihn auf. Diese Geheimniskrämerei sah Norris gar nicht ähnlich, was vermuten ließ, dass er schlechte Neuigkeiten zu überbringen hatte.

»Das Team, das die persönlichen Angelegenheiten deines Vaters überprüft, ist auf etwas gestoßen.«

»Das klingt doch nach einer guten Nachricht.« Als ich ein Team darauf angesetzt hatte, das Privatleben meines Vaters unter die Lupe zu nehmen, hoffte ich, eine Spur zu den Menschen zu finden, die für seinen Tod verantwortlich waren.

»Ich fürchte nur, dass es noch mehr Fragen aufwirft.« Norris wirkte zerrissen, mein Pulsschlag beschleunigte sich, und in meiner Blutbahn wurde Adrenalin freigesetzt.

»Was haben sie gefunden?«, fragte ich mit zusammengebißenem Zähnen.

»Nicht was«, korrigierte Norris zerknirscht. »Wen.«

»Wen?«, wiederholte ich. »Sie sind auf eine Person gestoßen?«

»Auf deinen Bruder.«

»Edward?«, fragte ich, obwohl mich bereits Schwindelgefühle erfassten.

»Nein.« Norris schwieg.

»Ich habe noch einen Bruder?« Meine Worte klangen so erstickt, dass ich meine eigene Stimme kaum erkannte.

Norris holte tief Luft, als wollte er genug für uns beide davon schöpfen, bevor er sagte: »Es sieht ganz danach aus.«



2

London

Die Weihnachtszeit erwies sich für Belles Start-up-Unternehmen als Segen, bereitete ihr aber auch einige Probleme. Schon in den zurückliegenden Monaten war das Geschäft exponentiell gewachsen, doch allein in der ersten Dezemberwoche verdreifachte sich die Zahl der Abonnenten. Das lag zum Teil an einer Reihe redaktioneller Beiträge in großen Zeitschriften, die ihre Partnerin hatte arrangieren können, aber auch an den vielen bevorstehenden Weihnachtsfeiern. Es sah ganz danach aus, als sei Belles Geschäftsidee Bless auf Erfolgskurs – ein Unternehmen, das Designermode verlieh und dafür sorgte, dass die Kleiderschränke seiner Kundinnen immer mit hochwertigen Teilen aus den aktuellen Kollektionen der angesagtesten Designer bestückt waren. Als problematisch erwies sich allerdings, dass der Erfolg des Unternehmens sowohl die Kapazitäten ihres Büros als auch der

beiden Betreiberinnen rasch an ihre Grenzen brachte.

Lola, Belles Partnerin und die kleine Schwester ihrer besten Freundin, kam mit einem Klemmbrett zu ihr. Anders als Belle, die einen cremefarbenen Kaschmirpullover von Prada mit einer schmal geschnittenen schwarzen Hose und flachen Louboutin-Schuhen kombinierte, hatte sich Lola mit einem körperbetonten Kleid von Dolce & Gabbana in Schale geworfen, das viel zu kurz war, um noch als anständig durchzugehen. Mit blickdichten schwarzen Strumpfhosen und kniehohen Jimmy-Choo-Wildlederstiefeln versuchte die langbeinige Brünette die Wirkung etwas zu entschärfen. Sie sah aus, als würde sie von diesem Meeting direkt auf den Laufsteg eilen. Ihr Make-up war bis hin zu dem leuchtend roten Lippenstift perfekt. Belle hatte sich mit etwas Mascara und Lipgloss begnügt. Bei ihrer hellen Haut und den blonden Wimpern konnte sie nicht ganz darauf verzichten. Dass sie nicht mehr das Gefühl hatte, sich allmorgendlich auf Teufel komm raus stylen zu müssen, empfand sie als einen Vorteil ihrer Ehe, auch wenn sie es aus reiner Gewohnheit dennoch tat.

»Ich reise gleich nach Weihnachten nach New York ab.« Lola rattete ihre Termine so schnell herunter, dass Belle sich wieder ganz auf sie konzentrierte, damit ihr kein Detail entging.

Lola war das Gesicht ihres neuen Unternehmens. Zwar hatte sie Belle bedrängt, selbst für Interviews und Fotosessions zur Verfügung zu stehen, doch die Gründerin hatte sich dagegen entschieden. Lola war hervorragend geeignet für die Aufgabe. Während ihre Schwester Clara ein sanftes, freundliches Wesen besaß, war Lola ein echter Feger und hatte Biss. Sie war eine hervorragende Geschäftsfrau und unter Marketingaspekten ein Volltreffer. Lola Bishop war quasi über Nacht zum angesagten It-Girl geworden. Natürlich schadete es auch nicht, dass ihre Schwester die Königin von England war. Welche

Frau würde sich in Modefragen nicht von jemandem aus deren Familie beraten lassen?

Das hatte allerdings mehr Aufmerksamkeit erregt als geplant. Seither stand Lola im Fokus der Klatschmagazine. Sobald man einen Mann an ihrer Seite sichtete, wurde darüber spekuliert, ob er die Liebe ihres Lebens sei. Nur Belle kannte die Wahrheit. Lola hatte den Männern fürs Erste abgeschworen, sie krepelte lieber die Ärmel hoch und steckte ihre Energie in den Aufbau des Unternehmens. Einer Frau, die die Welt erobern wollte, blieb keine Zeit für Liebeleien. Zum Glück scheute sie sich nicht davor, im Rampenlicht zu stehen. So konnte sich Belle ausschließlich darum kümmern, dass sich ihr Unternehmen Bless nach ihren Wünschen entwickelte. Was ihr sowieso mehr Spaß machte.

Als sie sich mit Smith Price einließ, hatte Belle nicht geahnt, dass er ihr Leben so grundlegend ändern würde. Daraus hatten sich zwar gute Dinge ergeben – das Unternehmen und ihre Heirat –, aber Belle war auch zum Ziel mehrerer Angriffe geworden, mit denen sein korrupter Arbeitgeber Smith hatte unter Druck setzen und erpressen wollen. Das war nun zum Glück vorbei, dennoch war Belle mehr als froh darüber, nicht in der Öffentlichkeit auftreten zu müssen.

»Sieh dir doch bitte auch noch diese Bewerbungen an.« Lola deutete auf einen Stapel Ausdrucke, die schon fast die ganze Woche dort lagen.

»Wow«, sagte Belle und hob den Stapel hoch. »Sieht aus, als hätten eine Menge Leute Lust, für uns zu arbeiten.«

»Und das sind nur die, die durch die Vorauswahl gekommen sind«, verkündete Lola stolz.

Belle blätterte den Stapel durch und versuchte, sich zu motivieren, einen Blick hineinzuworfen.

»Wir müssen Leute einstellen«, erinnerte Lola sie.

Das wusste Belle, was es jedoch nicht leichter machte. Mit mehr Menschen wuchs auch die Verantwortung. Weder Belle noch Lola waren auf ein Gehalt angewiesen, deshalb hatten sie monatelang darauf verzichtet und das Geld stattdessen in den Ausbau des Unternehmens gesteckt. Lola konnte auf ihren Treuhandfond zurückgreifen und Belle auf Smiths Bankkonto. Leute einzustellen fühlte sich ein wenig so an, als würden sie sich freiwillig in Fesseln legen. Es bedeutete, die Verantwortung für das Wohlergehen anderer Menschen zu übernehmen. Ganz zu schweigen davon, dass Belle Lola vertraute. Ein solches Vertrauensverhältnis fiel nicht vom Himmel.

Lola seufzte, als sie spürte, dass sie bei Belle im Moment nichts ausrichten konnte, und band ihr glattes, braunes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen. »Ich hole mir ein Curry vom Inder. Willst du auch was?«

Bevor Belle antworten konnte, wurde die Tür zu ihrem Loft geöffnet. Es gab nur einen Menschen außer ihr und Lola, der einen Schlüssel zum Büro besaß. Und bevor ihn Belle auch nur sah, reagierte ihr Körper bereits. Ihre Nippel verwandelten sich unter ihrem Kaschmirpullover zu festen Knospen, und sie spürte die Erregung zwischen ihren Schenkeln.

Lola warf ihr einen neidischen Blick zu. »Ach, wenn ich es mir recht überlege, werde ich heute lieber eine richtige Mittagspause machen.«

Smith grinste, als er den Raum betrat. Das hatte er garantiert gehört.

»Mach eine extralange Mittagspause«, riet er ihr.

Beim Anblick ihres Ehemanns richtete sich Belle auf ihrem Stuhl auf. Diese Wirkung hatte er jedes Mal auf sie. Mit seinem dunklen Haar, das im Licht glänzte, und dem Dreitagebart hätte er ebenso

gut Model statt Anwalt sein können. Es war gerade ziemlich kalt in London, und der schwarze Kaschmirmantel stand ihm ausgezeichnet. Zum Schutz vor dem Wind hatte er den Kragen hochgeschlagen und den Mantel so weit zugeknöpft, dass Belle den Schlipsknoten kaum noch erkennen konnte. Seine Krawatten hatten es ihr schon immer besonders angetan, zumal er sie oft für aufregende Zwecke nutzte, die lustvolle Stunden nach sich zogen.

»Bis nachher, ihr zwei«, sagte Lola. Sie grinste beim Hinausgehen, doch es war Belle, als hätte sie einen Hauch von Eifersucht in ihrem hübschen Gesicht entdeckt. Vielleicht war Lola Bishop einer neuen Liebe doch nicht so abgeneigt, wie sie vorgab.

»Hast du eigentlich Freunde?«, dachte Belle laut nach. Auch wenn sie jetzt fast ein Jahr verheiratet waren, hatte sie erst wenige Menschen aus Smiths Bekanntenkreis kennengelernt.

Smith stieß ein leises Lachen aus, das einen Schauer durch ihren Körper rieseln ließ. »Was Freunde angeht, habe ich einen schrecklichen Geschmack, schon vergessen?«

»Stimmt eigentlich ... Vergiss, dass ich gefragt habe«, erwiderte sie.

»Willst du dich als Kupplerin versuchen?« Er blickte zur Tür, durch die Lola gerade hinausgegangen war. War sie so leicht zu durchschauen? Vielleicht kannte auch nur ihr Mann sie so gut.

»Ich glaube, um diese Jahreszeit werde ich einfach sentimental.« Mehr musste sie ihm nicht erklären. Sie würden demnächst den zweiten ihrer beiden Hochzeitstage feiern. Die Hochzeit lag zwar erst ein Jahr zurück, sie waren den Bund der Ehe jedoch zweimal eingegangen. Nach einer heimlichen Trauung im November hatten sie in der Silvesternacht noch einmal im Kreise ihrer Familien und Freunde geheiratet. Ein Hochzeitstag war offiziell, der andere ihr ganz persönlicher. Sie brachte es nicht fertig, einen der beiden Tage,

die ihr so viel bedeuteten, nicht zu feiern.

»An Lola sind doch sicher eine Menge Männer interessiert«, sagte Smith, streifte den Mantel von seinen breiten Schultern und hängte ihn an einen Haken an der Tür. Dort wirkte er wie ein schwarzer Strich und bildete einen deutlichen Kontrast zu den weißen Wänden, die den Firmensitz von Bless betont karg und modern wirken ließen. Belle hatte darauf bestanden, dass alle Aufmerksamkeit auf die Kleidung gelenkt wurde. Jetzt hatten sie zwar noch einen Lagerraum hinzumieten müssen, doch es standen auch weiterhin mehrere Regale mit einer Auswahl für ihre wichtigsten Kunden bereit, die sie am liebsten individuell betreuten.

Zu ihrer Überraschung zog Smith sich weiter aus und schälte sich aus der Anzugjacke. Unter den Ärmeln seines Leinenhemds zeichneten sich seine Muskeln ab.

»Was treibt dich eigentlich her?«, fragte sie und gab sich keine Mühe, den hoffnungsvollen Unterton in ihrer Stimme zu verbergen.

»Ich dachte, ich hole mir was zum Mittag«, erwiderte er.

»Worauf hast du denn Appetit?« Sie beugte sich vor und wusste ganz genau, dass ihr tief dekollierter Pullover ihre Brüste zur Schau stellte. Sein Blick wanderte dorthin, und er betrachtete sie wohlwollend, dann lehnte er sich vor, bis er über ihr war. Jetzt trennte nur noch der Schreibtisch sie, und Belle fragte sich, welche Genüsse sie erwarteten.

»Eigentlich«, erklärte er, »war ich mir nicht ganz sicher, worauf ich Lust hatte. Curry klang nicht gut. Italienisch? Wollte ich auch nicht. Anscheinend hatte ich nur auf eines Appetit.«

Belle befeuchtete nervös die trockenen Lippen mit der Zunge, während sie auf seinen Mund starrte.

»Jetzt weiß ich, was ich will«, fuhr er fort und umrundete den Schreibtisch. Er streckte die Hände aus und wartete, dass sie sie

ergriff.

Belle wusste, was es bedeutete, sich Smiths Kontrolle zu unterwerfen. Sie verzehrte sich danach, und das war heute nicht anders als sonst. Er half ihr hoch und zog sie in seine Arme und legte sie auf den Schreibtisch, wobei er ihren Pullover nach oben schob und ihre Brüste entblößte.

»Kein BH, meine Schöne?« Er senkte den Kopf, um ihren Nippel in den Mund zu nehmen. Als er gierig daran saugte, stöhnte sie, und als er von ihr abließ, war die kecke Wölbung prall und geschwollen. »Gefällt es dir, wenn Luft an deine Titten kommt? Das gefällt dir, stimmt's? Weil du so versaut bist.«

Sie stöhnte ein Ja, und er belohnte sie dafür, indem er ihrer anderen Brust die Ehre erwies. Smith wusste ganz genau, wie er sie auf Touren bringen konnte, was zur Folge hatte, dass sie, auch wenn sie getrennt waren, meist vor Lust vibrierte. Er wusste genau, warum sie keinen BH trug. Sie hatte sich nach und nach angewöhnt, so wenig Unterwäsche wie möglich zu tragen. Denn wenn Smith sie ohne BH oder Slip erwischte, belohnte er sie. Doch das war nicht der einzige Grund, warum sie so fügsam war. Sie brauchte auch den Hautkontakt. Das Gefühl, wie der weiche Stoff über ihre Nippel strich, befriedigte sie zumindest so lange, bis sie Smith wiederhaben konnte.

»Das ist genau das, was ich gewollt habe«, knurrte er und arbeitete sich von dem Tal zwischen ihren Brüsten weiter nach unten. Er hakte die Daumen unter ihren Hosenbund und zog ihr gleichzeitig Hose und Slip aus. »Ich muss dich verschlingen.«

An der Art, wie er die Zunge durch ihren feuchten Spalt zog, war nichts Zärtliches. Belle schrie auf, als er sie über ihren entflammten Kitzler schnellen ließ. Sie streckte die Hände vor, um sich irgendwo festzuklammern, und ließ die Tischkante nicht los, als er tiefer

vordrang. Doch es reichte noch nicht. Sie bäumte sich auf, wollte mehr von ihm. Er schlang die Arme um ihre Taille und drückte sie nieder. Belle stöhnte frustriert auf und strampelte mit den Beinen, die sie hoch in die Luft gereckt hatte. Wenn er die totale Kontrolle wollte, hätte er sie festbinden müssen. Zur Antwort reizte Smith ihre empfindliche Klitoris. Das reichte, um sie zum Höhepunkt zu bringen. Sie schlang die Oberschenkel um seinen Kopf und versuchte gleichzeitig, ihn wegzustoßen und festzuhalten. Als es ihr zu viel wurde, zog sie an seinem Haar, doch er saugte nur noch fester an ihrer geschwellenen Knospe. Er war noch nicht zufrieden.

Er weiß nie, wann er aufhören soll. Etwas anderes konnte sie nicht denken. Ihr Körper wehrte sich gegen die übermächtigen Gefühle, die sie durchströmten. Doch mit jeder Welle brachte er sie abermals näher an die Klippe. Sie kam erneut und schrie vor Lust laut auf. Als Belle endlich wieder die Augen öffnen konnte, sah sie Smith zwischen ihren Beinen grinsen.

»Ich komme hier nicht weg«, erklärte er. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie immer noch in sein Haar verkrallt war.

»Tut mir leid«, murmelte sie benommen und versuchte, die Finger zu lösen. Es kostete sie einige Anstrengung, gegen ihren eigenen Körper anzukämpfen. Er hatte sie entfesselt, sie in die tosende See gestürzt, und sie brauchte das Gefühl, einen sicheren Anker zu haben. Sobald er wieder frei war, ließ sich Smith auf dem Stuhl hinter dem Schreibtisch nieder. Er zog sie auf seinen Schoß und in seine Arme.

Das ist einer der Vorteile, wenn man sein eigener Chef ist, dachte sie. Falls sie Lust hatte, sich den ganzen Nachmittag lang von ihrem Ehegatten auf dem Schreibtisch vögeln zu lassen, gab es keine Personalabteilung, die sie feuern konnte. Wenn sie zusätzliche Mitarbeiter einstellten, würden ihre Rendezvous mit Smith seltener

werden. Bei diesen trüben Aussichten verzog sie das Gesicht. Lola wusste immer ganz genau, wann sie aus dem Büro verschwinden musste. Vielleicht hatte sie Glück und die neuen Mitarbeiter verfügten über einen vergleichbaren Selbsterhaltungstrieb. Falls nicht, sollte sich Bless vielleicht einen neuen Standort suchen, an dem Belle ein Büro mit Türen beziehen konnte.

»Woran denkst du, meine Schöne?«, riss Smiths raue Stimme sie aus ihren Gedanken.

»An die Zukunft«, flüsterte sie und schmiegte sich an seine Brust.

»An die nächste Runde zum Beispiel?«, fragte er.

»Etwas darüber hinaus«, erwiderte sie trocken. Wenn sie nur bis zur nächsten Runde denken würde, käme sie, so verlockend es war, nie weiter.

»So weit? Ich hoffe, ich habe einen Platz in deinen Zukunftsvisionen.« In seiner Äußerung klang eine Ernsthaftigkeit an, die sie überraschte.

»Immer«, versprach sie ihm. Ihre Finger zitterten noch, als sie mit den Händen über seine Wangen strich. Es hatte dunkle Stunden gegeben, in denen sie fürchten musste, ihn zu verlieren. Diese Erinnerungen waren zu schmerzhaft, weshalb sie jedes Mal, wenn er über die Zukunft spekulierte, von dem Impuls überwältigt wurde, ihn nie wieder loszulassen.

Sie hatte nicht mehr damit gerechnet, die wahre Liebe zu finden. Nicht, nachdem ihre erste ernsthafte Beziehung mit einem Betrug zu Ende gegangen war. Vielleicht hatte sie ihn gerade deshalb gefunden: Sie war nicht auf der Suche gewesen. Doch Smith Price war in ihr Leben getreten, und sie beabsichtigte nicht, jemals wieder auf ihn zu verzichten. Zusammen hatten sie eine Menge durchgestanden. Vielleicht mehr, als die meisten Paare in ihrem ganzen Leben. Manches davon hatte sie verarbeiten können.

Anderes würde sie nie vergessen. Sie tröstete sich damit, dass er immer da sein würde und ihr half, diese Bürde zu tragen. Er liebte ihren empfindlichen Hals, seine Bartstoppeln kitzelten ihre Haut, und sie kicherte.

»Du riechst nach mir«, sagte sie.

»Das ist mein Lieblingsduft, meine Schöne.« Er leckte sich die Lippen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Unbezahlbar.«

»Mir scheint, es hat durchaus einen Preis, Smith Price. Meinen Preis.« Sie deutete nach unten.

»Dann ist es preiswert, glaube ich«, scherzte er. Er neigte den Kopf und gab ihr einen leidenschaftlichen Kuss. Seine Lippen schmeckten nach der erregenden Mischung aus der Lust und dem Höhepunkt, die er ihrem Körper geschenkt hatte. Als sie jünger war, hätte sie keinem Mann erlaubt, sie danach zu küssen. Doch Smith gelang es, das Verbotene erotisch zu machen. Vielleicht war das der Grund, warum sie bei ihm nie Nein sagen konnte.

Trotzdem – wenn sie heute überhaupt noch etwas schaffen wollte, musste sie sich allmählich von ihm lösen. Sie wand sich von seinem Schoß, sprang aus seiner Reichweite und hob ihre Hose auf. Smith schüttelte missbilligend den Kopf.

»Ich glaube, ich müsste noch Minzpastillen in der Schublade haben«, sagte sie, hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und zog die Nase kraus.

»Ich rieche gerne nach dir«, erinnerte er sie. »Ich genieße es den ganzen Tag, es bringt mich auf alle möglichen Gedanken, was ich heute Abend mit dir anstellen könnte.«

»Hast du nicht noch eine Besprechung? Deine Mandanten könnten sich daran stoßen.« Einerseits fand sie die Vorstellung erregend, ihren Gatten mit ihrem Duft zu markieren, andererseits

war der Gedanke, dass er durch London lief und nach Sex roch, nicht sehr prickelnd.

»Du verstehst aber auch gar keinen Spaß, meine Schöne. Sind die hier drin?«

Sie blickte zu ihm hinüber und sah, wie er die linke Schublade aufzog.

»Nein, da nicht«, sagte sie rasch, doch da war es schon zu spät. Er suchte bereits darin herum, dann hielt er inne, weil er etwas entdeckt hatte. Mit ausdrucksloser Miene zog er eine flache Schachtel aus der Schublade.

»Was ist das?«, fragte er leise.

Er kannte die Antwort bereits. Das war deutlich an seiner missbilligenden Miene zu erkennen. Belle suchte nach einer Erklärung, die ihn zufriedenstellen würde. Sie könnte lügen und so tun, als hätte sie keine Ahnung gehabt, dass die Schachtel sich dort befand, doch er war nicht dumm. Außerdem hatte sie versucht, ihn davon abzuhalten, in der Schublade nachzusehen. Sie könnte behaupten, sie wären alt, doch ihr Schweigen hatte sie bereits verraten.

Smith sackte auf den Schreibtischstuhl zurück und ließ enttäuscht die Schultern hängen. So hatte sie ihn noch nie erlebt. Er grollte still vor sich hin. Normalerweise brachte er seine Gefühle lautstark zum Ausdruck. Das Schweigen zwischen ihnen wurde ohrenbetäubend, bis sie es nicht mehr ertrug.

»Ich weiß nicht, warum«, platzte sie als Antwort auf eine Frage heraus, die er gar nicht gestellt hatte.

»Es sind also Antibabypillen«, stellte er klar und warf sie auf den Schreibtisch. »All die Monate dachte ich, du oder ich ...«

Smith brachte den Satz nicht zu Ende. Er hatte nie sonderlich enttäuscht gewirkt, wenn sich allmonatlich ihre Periode einstellte.

Nach ihrer Fehlgeburt im letzten Winter hatten sie halbherzig beschlossen, der Natur ihren Lauf zu lassen, doch als Belles Arzt ihr bei der nächsten Nachsorgeuntersuchung ein Rezept anbot, nahm sie es an und löste es ein.

»Wenn du kein Baby willst, hättest du mir das sagen können.« Jedes Wort war ein Vorwurf. Anscheinend hatte sie seine Bedürfnisse völlig falsch eingeschätzt. Wie konnte sie ihn nur so missverstehen?

»Ich ... will ... ja ein Baby«, stammelte sie. Oder doch nicht? Auf ein solches Gespräch war sie nicht vorbereitet gewesen, doch jetzt wurde ihr klar, dass sie das Thema grundsätzlich gemieden hatte.

»Danach sieht es aber weiß Gott nicht aus.« Er stand auf, durchquerte den Raum, nahm seine Jacke vom Haken und streifte sie über.

Als er nach seinem Mantel griff, konnte sie nicht mehr an sich halten. »Ich dachte, du wolltest im Grunde gar kein Baby. Ich dachte, du machst das nur, dass ich mich besser fühle.«

Er zog den Mantel an, dann drehte er sich langsam zu ihr um. »Seelenverwandte, weißt du noch? Ich will alles mit dir haben, Belle. Ich dachte, dieses Bedürfnis würden wir teilen. Vielleicht habe ich mich geirrt.«

Dann war er fort.



3

Es war still im Arbeitszimmer. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, das Licht einzuschalten. Weil er keinen Alkohol mehr trank, musste er sich kein Glas einschenken und brauchte nichts zu sehen. Stattdessen tastete er sich nur zum Stuhl vor. Smith war ein paar Stunden lang durch die Gegend gefahren, um den Kopf freizubekommen. Als er nach Hause kam, rechnete er damit, sie dort anzutreffen, doch das Haus war leer. In diesem Augenblick fühlte sich das wie ein Symbol für sein ganzes Leben an. Wie konnte sie ihn nur so lange belügen? Er wusste, dass die Sache eigentlich viel komplizierter war, doch genau das war für ihn der springende Punkt.

Als Belle ihm gestanden hatte, dass sie wider Erwarten schwanger war, geschah etwas, womit er nicht gerechnet hatte. Er verliebte sich in eine Zukunft, die ihm jedoch wenige Stunden später wieder genommen wurde. Damals hatte er das als Tragödie betrachtet. Anschließend sprach vieles dafür zu warten, und er war von diversen Dramen abgelenkt gewesen. Nachdem sich die Dinge

jedoch beruhigt und er und Belle ihre Flitterwochen genossen hatten, tauchte diese verlockende Zukunftsvision von Neuem auf. Die letzten Monate hatten sie danach gestrebt, wenn sie zusammen im Bett waren. Zumindest war er davon ausgegangen.

Er hatte gesehen, wie glücklich sie war, als sie ihm sagte, dass sie schwanger sei. Natürlich war sie auch besorgt gewesen. Weil es nicht geplant gewesen war, wusste sie nicht, wie er reagieren würde, doch von jenem Moment an wünschte er sich ein Baby von ihr. Es war für sie beide real gewesen. Dann vergingen die Monate, und jedes Mal, wenn sie wieder ihre Periode bekam, wurde das Leben trostloser, und das aus verschiedenen Gründen. Er hatte sich gefragt, ob mit ihm etwas nicht stimmte. Das war ja nur logisch. Und irgendwo ganz tief in seinem Inneren, an einem hässlichen Ort, den er zu ignorieren versuchte, fragte er sich auch, ob er für seine früheren Fehler bestraft wurde. Er hasste sich jedes Mal dafür, Belle kein Kind schenken zu können, und war davon überzeugt, dass seine zahlreichen alten Sünden ihn daran hinderten, ihre Familie zu vervollständigen. Jetzt hatte er herausgefunden, dass alles nur eine Scharade gewesen war. Gegen seinen Willen war er wütend auf sie. Eigentlich hatten sie nie darüber gesprochen, ob sie ein Kind haben wollten, er war einfach davon ausgegangen. Sein Verstand sagte ihm, dass sie vielleicht recht hatte zu warten, aber er wurde das Gefühl nicht los, betrogen worden zu sein. Er hatte ihr die Welt zu Füßen legen wollen, und sie wies sein Angebot zurück.

»Sei kein Idiot, Price«, befahl er sich selbst. Seine Frau war eine weitaus komplexere Persönlichkeit, als er ihr gerade zugestehen wollte, und sie musste ihre Gründe gehabt haben. Das zu wissen minderte den Schmerz jedoch nicht.

Die Tür zum Büro öffnete sich einen Spaltbreit, und ein Lichtstreifen fiel auf den Boden. Belle trat auf Zehenspitzen ins

Zimmer, als habe sie Angst vor ihm. Er wusste wirklich nicht, was er jetzt sagen sollte, also wartete er. Sie räusperte sich, dann zog sie die Pillenschachtel aus ihrer Handtasche und warf sie in den Papierkorb neben der Tür.

»Ich nehme sie nicht mehr«, erklärte sie.

Smith ließ frustriert den Kopf nach hinten fallen. Jetzt hatte er es also auch noch geschafft, Schuldgefühle in ihr auszulösen, und ihm zuliebe tat sie etwas, was sie nicht tun wollte. »Nimm sie, oder nimm sie nicht. Es ist deine Entscheidung.«

»Es ist *unsere* Entscheidung«, sagte sie sanft. »Alles, was ich dir vorhin gesagt habe, ist wahr, aber ich habe etwas vergessen.« Sie stolperte auf dem Teppich, als sie versuchte, sich einen Stuhl zu nehmen. Er knipste die Lampe an, damit sie besser sehen konnte. Jetzt erst bemerkte er, dass sie zitterte. Im Halbdunkel, mit dem hellen Haar, das ihr hinreißendes Gesicht umrahmte, sah sie so zerbrechlich aus. Seine Frau hatte einen zierlichen Körper, der ihm den Verstand raubte. Meistens trug sie hochhackige Schuhe, schwarze Kleider und scharlachroten Lippenstift, doch jetzt hatte sie immer noch ihren tief ausgeschnittenen Pullover und die Hose an. Ihre Augen waren rot gerändert, als hätte sie geweint.

Dass sie stark war, wusste Smith, aber er wusste auch, wie zerbrechlich sie sein konnte. Als er sie so zart und ängstlich vor sich sitzen sah, spürte er, wie sein Zorn sich legte.

»Ich bin diejenige«, fuhr sie mit leiser Stimme fort, »die das Baby verloren hat. Es war meine Schuld.«

»Nein, niemand ist schuld«, fiel er ihr ins Wort.

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Es war mein Körper, der das nicht konnte. Ich bin diejenige, die kaputt ist.«

»Wir waren doch beim Arzt«, erinnerte er sie und versuchte, zärtlich zu klingen. Ihr Geständnis hatte seinen Ärger sofort

verrauchen lassen. Jetzt blieb ihm nur noch, sie zu trösten. Er begriff nicht, wie sich diese wunderschöne, kluge Frau für etwas, das sich so gänzlich ihrer Kontrolle entzog, Vorwürfe machen konnte. Er würde nicht zulassen, dass sie sich geißelte.

»Und wir haben keine Antworten bekommen«, sagte sie.

Smith überlegte, noch einmal die Statistiken herunterzurattern, mit denen der Arzt aufgewartet hatte. Er hatte ihnen erzählt, dass eine von vier Schwangerschaften zu einer Fehlgeburt führte, doch das schien sie nicht hinreichend zu trösten. Ihre Verletzung ging tiefer, als ihm bewusst gewesen war. Das Einzige, was sie heilen konnte, waren Geduld und Liebe. Er stand auf, ging zu ihr und sank neben ihr auf die Knie. Als er ihr in die Augen blickte, beschloss er, es gar nicht erst mit oberflächlichen Erklärungen zu versuchen. Schließlich war auch er seiner eigenen Paranoia zum Opfer gefallen. Hatte er nicht monatelang geglaubt, sie nicht schwängern zu können, weil er es zu wild getrieben hatte und kein guter Mensch gewesen war? War das nicht noch viel lächerlicher als Belles Furcht, dass ihr Körper nicht funktionierte? Und ob. Das Problem war, dass sie nicht miteinander geredet hatten. Er nahm ihre Hände. »Meine Schöne, es gibt eine Million Gründe, warum wir das Kind verloren haben können.«

»Ich weiß nicht, ob ich das alles ein zweites Mal durchstehen kann«, flüsterte sie. »Es tut immer noch weh. Wie kann es so wehtun, jemanden zu vermissen, den ich nie kennengelernt habe?«

»Mir tut es auch weh«, gestand er ihr.

»Und wenn es wieder geschieht?«, fragte sie.

»Dann wird es noch mehr wehtun«, antwortete er. »Aber wenn wir es nicht versuchen, werden wir es nie erfahren. Und wir vertun eine Chance. Auch wenn es jetzt wehtut, finde ich die Vorstellung, ein Kind mit dir zu haben, wundervoll. Das möchte ich noch einmal

haben. Auch wenn es nur für wenige Stunden ist, würde mich nichts davon abbringen. Du bist das Beste, was mir im Leben passiert ist, und ich möchte alles mit dir teilen.«

Sie schauten einander lange in die Augen. Als Belle schließlich den Mund öffnete, um etwas zu sagen, zitterte sie nicht mehr. Stattdessen war ihre Stimme klar und voller Gewissheit: »Ich will dein Baby.«

Hier und sofort meinte sie vermutlich nicht, doch er wollte nicht warten. Er stand auf und reichte ihr die Hand. Während sie sich ebenfalls erhob, ließen sie ihre Blicke verschränkt. Dann nahm er sie auf die Arme und trug sie ins Schlafzimmer. Der Nachmittag war das Vorspiel gewesen. Heute Abend ging es um Verschmelzung. Als er sie auf dem Boden absetzte, lockerte sie die Krawatte um seinen Hals und ließ sie fallen. Die brauchten sie jetzt nicht – sie brauchten nur einander. Haut und Knochen, Körper und Seele. Sie machte sich an seinen Knöpfen zu schaffen, und er legte seine Hände auf ihre Wangen. Er musste sie berühren. Das war nichts Neues, aber das körperliche Verlangen, ihre Haut zu spüren, überwältigte ihn. Selbst diese unschuldige Geste ließ ihn schmerzhaft hart werden, als würde auch sein Schwanz von dem Drang überwältigt, sich mit ihr zu vereinigen. Nachdem Belle sein Hemd aufgeknöpft und von seinem Körper gestreift hatte, fand ihre Hand zu seinem Penis.

»Kein Grund zur Eile, meine Schöne«, murmelte er.

»Ich muss dich in mir spüren«, flüsterte sie. »Ich glaube, ich habe mich noch nie so sehr nach etwas gesehnt.«

Er beschloss, sich Zeit zu lassen und trotzdem auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Rasch zog er ihr die Kleider vom Leib, während sie den Gürtel seiner Hose löste. Wenige Augenblicke später hatten sie einander entkleidet. Ganz egal, wie oft er ihren Körper bereits gesehen hatte, er konnte nie genug davon

bekommen. Die Vorstellung, dass sich ihr Leib in den kommenden Monaten verändern, dass er anschwellen und neues Leben in sich tragen könnte, überwältigte ihn. Bevor sie reagieren konnte, legte er ihre Schenkel um seine Hüften und drang in sie ein, ohne ihr erst Zeit zu geben, sich an seinen Umfang zu gewöhnen. Es kümmerte ihn nicht, dass er grob war. Smith wusste, dass es ihnen beiden in diesem Moment nur noch darum ging, sich miteinander zu vereinen. Belle schrie auf, als sie ihn ganz in sich aufgenommen hatte. Sie rieb sich an ihm, und er half ihr, sich noch weiter zu öffnen. Sie wimmerte, als ihre Knospe die Reibung fand, nach der sie sich sehnte. Er spürte es an seiner Haut, und es bewies ihm, dass der Gedanke, gemeinsam ins Unbekannte aufzubrechen, sie genauso erregte wie ihn.

»Gib es mir, gib mir alles«, flehte sie.

Oh Gott, nichts wollte er sehnlicher. Seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte, wusste er, dass er sich nicht zufriedengeben würde, ehe sie nicht in jedem wachen Moment von ihm überfloss. Es war eine unmögliche Herausforderung, aber er nahm sie an. Und jetzt war dieser Impuls sogar noch stärker. Er trug sie zur Wand und lehnte ihren Körper dagegen, um sie abzustützen, wenn er in sie eindrang.

Seine Hüften pumpen mit tiefen Stößen bis an ihren Muttermund. Belle begann zu keuchen, als sich ihre Muskeln um seinen Schaft zusammenzogen.

»Fester!«

»Alles, was du willst«, keuchte er. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Aus irgendeinem Grunde hatte ihn dieses herrliche Geschöpf auserwählt und gestattete seinem Körper, von ihr Besitz zu ergreifen. Er wollte nie aufhören, ihr zu geben, was sie brauchte und was ihr gehörte. Kraftvoll stieß er in sie hinein, bis sie aufschrie und

seinen Samen aus ihm herausmolk. Anschließend ließ sich Belle wie eine schlaffe Puppe an ihn sinken, und er hielt sie. Als er sie zum Bett trug, klammerte sie sich an ihm fest, doch als er sie ablegte, wimmerte sie und bettelte »mehr«.

Smith Hand glitt zu seinem schlüpfrigen Schwanz hinunter und pumpte ihn energisch auf; dann senkte er seinen Körper auf ihren nieder. Einladend spreizte sie die Schenkel, und mit einer schnellen Bewegung, die ihr den Atem nahm, glitt er in sie hinein. Er stützte sich mit den Händen auf dem Bett ab, um sie mit seinem Gewicht nicht zu erdrücken, dann rief er leise: »Mach die Augen auf, meine Schöne.«

Belle blinzelte, als sie sich mühte, seinem Befehl zu gehorchen. Sie blickte ihn aus verhangenen Augen an und murmelte verträumt: »Ja, Sir!«

»Nicht heute Nacht«, erwiderte er, obwohl ihn ihre Worte direkt zwischen den Beinen trafen. Sie gab ihm alles, was sie zu geben hatte – ihr Vertrauen, ihre Unterwerfung, ja sogar ihre Zukunft. Sein Mund suchte ihren, und sie küssten sich ermattet. Doch dann stöhnten und keuchten sie schon wieder, als ihre Körper in einen langsamen, ursprünglichen Rhythmus fanden. Er hob den Kopf, um das Geben und Nehmen ihrer Liebe zu bestaunen. »Spürst du das? Ich bin in dir – und schenke dir Leben.«

Sie bäumte sich ihm entgegen, und er verströmte sich in ihr, sodass der Kreislauf des Lebens aufs Neue beginnen konnte.



4

Der Schnee hatte ungewöhnlich früh in London Einzug gehalten. Die zarten Flocken, die ich aus dem Fenster meines Büros beobachtete, wurden immer größer. Der Anblick erinnerte mich daran, dass in wenigen Wochen Weihnachten war. Ebenso die Notiz, dass wir in weniger als vierzehn Tagen zum Landsitz der Familie nach Balmoral aufbrechen würden. Und dann war da auch noch der Miniweihnachtsbaum, den eine Mitarbeiterin in ihrer unergründlichen Weisheit geschmückt und in der Ecke aufgestellt hatte. Der Zimmerschmuck würde Elisabeth erfreuen, wenn sie kam, um Daddy zu besuchen. Doch trotz aller Veränderungen fühlte sich das Zimmer immer noch wie das Büro meines Vaters an. Zu gegebener Zeit würde ich die schweren Samtvorhänge austauschen und die prätentiose Deko einlagern lassen. Doch das war eine Frage der Prioritäten. Die Dinge meines Vaters durch eigene zu ersetzen, hatte an Dringlichkeit verloren, nachdem wir nur ein paar Wochen nach der Krönung gezwungen gewesen waren, in den Buckingham

Palace zu ziehen. Wir fühlten uns dort nicht zu Hause. Vielleicht würden die Weihnachtstage daran endlich etwas ändern.

Es klopfte an der Tür, und eine junge Frau schaute zitternd herein. Ich achtete meist nicht genauer auf meine Mitarbeiterinnen, ich hatte nur Augen für meine Frau, dennoch bemerkte ich, dass das arme Ding rot leuchtete wie eine Telefonzelle. Das konnte nur bedeuten, dass Brexton zu unserem Meeting eingetroffen war.

»Lassen Sie ihn eintreten.« Ich ersparte ihr die Demütigung, reden zu müssen.

Sie nickte und drückte sich gegen die Tür. Während er eintrat, ließ sie meinen alten Freund nicht aus den Augen. Diese Reaktion hatte ich schon bei anderen Frauen beobachtet, nicht einmal Clara hatte seine Erscheinung unbeeindruckt gelassen, als sie ihm zum ersten Mal begegnet war. Ich wusste nicht genau, ob es die disziplinierte, aber selbstbewusste Körperhaltung war, die er sich im Dienst zugelegt hatte, oder das durchtriebene, unübersehbar abenteuerlustige Funkeln in seinen Augen. Er trug normale Alltagskleidung – Jeans und ein T-Shirt, das über der Hose hing. Doch ihren schmachttenden Blicken nach zu urteilen, spielte es keine Rolle, ob er seine Uniform trug oder nicht, wenn sie ihn mit ihren Blicken auszog.

»Vielen Dank«, rief ich ihr zu, als er sich in dem Sessel vor meinem Schreibtisch niederließ. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie begriff, dass ich sie nicht mehr benötigte. Endlich knickste sie, senkte den Blick und schloss hastig die Tür.

»Manche Dinge ändern sich nie«, murmelte ich.

Brexton zuckte mit den Schultern, als hätte er keine Ahnung, wovon ich sprach. »Und ob sich die Dinge ändern! Es gab Zeiten, da sind wir zusammen auf Beutezug gegangen. Jetzt brauchst du keine Begleitung mehr.«

»Gott sei Dank«, erwiderte ich knapp. »Du warst als Begleitung vollkommen untauglich.«

»Einspruch! Wir sind immer mit einem Mädchen nach Hause gegangen«, sagte er.

»*Du* bist immer mit einem Mädchen nach Hause gegangen – normalerweise mit dem, das ich im Auge gehabt hatte.«

Er strich sich über das Haar, das er immer noch militärisch kurz trug. »Gut, dass ich gerade beschäftigt war, als du Clara kennengelernt hast.«

Ich warf ihm einen warnenden Blick zu. Lockere Scherze waren eine Sache, wenn sie sich jedoch um meine Frau drehten, war das etwas anderes.

»Was konnte nicht bis morgen warten?«, wechselte er rasch das Thema, bevor er sich noch um Kopf und Kragen redete.

»Ich möchte, dass du dich um die Sache mit dem anderen Sohn meines Vaters kümmerst.«

»Warum?«, fragte er. An seiner Reaktion erkannte ich, dass er ganz offenbar schon über die neueste Entdeckung Bescheid wusste.

»Weil es dein Job ist.«

Er blinzelte. Brexton Miles kannte mich schon viel zu lange, um sich von meinem Titel oder von meiner Autorität beeindrucken zu lassen. Meist wusste ich das zu schätzen, doch heute nahm ich auf unsere Freundschaftsbande keine Rücksicht. Was jedoch nicht hieß, dass mein gutmütiger Freund und ehemaliger Kamerad sich so einfach meinem Willen unterwerfen würde.

Brex entspannte sich in seinem Sessel. Ohne Uniform sah er aus, als würde er tagsüber im Sportstudio Gewichte stemmen, und nachts als Türsteher in einem Klub arbeiten. Ich wusste jedoch, dass er seinen prachtvollen Körperbau der Royal Air Force und dem akribischen Durchexerzieren von deren Fitnesstraining zu verdanken

hatte. »Willst du mich jetzt herumscheuchen, Bubi? Ich dachte, wir hätten eine Vereinbarung.«

Bei der Anspielung auf unsere gemeinsame Zeit an der Front musste ich unwillkürlich grinsen. Damals hatte mich Brexton nicht anders behandelt als heute, einschließlich des ironischen Spitznamens, mit dem er sich über meine Abstammung lustig machte. Wir hatten uns darauf geeinigt, dass sich an unserer Freundschaft nichts ändern sollte, auch wenn er jetzt in meinem Leibwächterteam arbeitete.

»Ich bin dein König«, erinnerte ich ihn.

»Blödsinn«, rief er und verschränkte die Arme. »Du wolltest jemanden, der dir nicht nach dem Mund redet, schon vergessen?«

»Ich erinnere mich«, erwiderte ich in gemessenem Ton. Damals hatte ich das für eine gute Idee gehalten, jetzt allerdings wusste ich nicht mehr, was ich mir dabei gedacht hatte.

»So etwas ist immer leichter gesagt als getan«, stellte Brex klar. »Das heißt aber nicht, dass unsere Vereinbarung nicht mehr gilt.«

Auch wenn ich geneigt war, es darauf ankommen zu lassen, musste ich ihm Recht geben. Wenn ich wollte, dass er mir half, musste ich ihn überzeugen, statt ihm einfach einen Befehl zu erteilen. So war das leider mit Freunden. »Noch wissen wir nicht, was Nachforschungen in dieser Angelegenheit ergeben werden«, erklärte ich. »Vielleicht besteht ein Zusammenhang mit der Ermordung meines Vaters.«

Den letzten Satz brachte ich nur schwer heraus. Selbst nach anderthalb Jahren war es immer noch unfassbar, dass er mir auf so grausame Weise genommen worden war. Dass er noch einen Sohn hatte, von dem wir erst jetzt erfahren hatten, war vielleicht nur ein Schatten der Vergangenheit, es konnte aber auch mehr dahinterstecken.

»Das halte ich für unwahrscheinlich«, erwiderte er und schickte hinterher: »Falls du meine ehrliche Meinung hören willst.«

»Ja, das will ich«, versicherte ich ihm. »Aber wie können wir sicher sein, wenn wir der Sache nicht auf den Grund gehen?«

»Das können wir nicht«, sagte Brex, »ich habe trotzdem den Verdacht, dass es bei dieser ... Ermittlung ... mehr um deine Neugier als um eine Frage der nationalen Sicherheit geht.«

»Solange wir nicht mehr darüber wissen, können wir eine Gefahr nicht ausschließen.« Mein Bauchgefühl sagte mir, dass ich mich nicht irrte. Keines der Geheimnisse meines Vaters war harmlos. »Er hat die Mutter seines unehelichen Kindes für ihr Schweigen bezahlt.«

»Dafür ist die Summe zu gering«, erinnerte mich Brex geduldig. »Hör zu, ich sage ja nicht, dass du die Sache nicht prüfen sollst, aber du solltest nicht sämtliche Kräfte damit binden. In den Akten, die uns die Amerikaner gegeben haben, gab es noch andere interessante Informationen. Die müssen wir alle prüfen.«

»Jemand, dem ich vertraue, muss sich das ansehen. Und zwar bald. Mit der Anonymität dieses Bruders ist es vorbei, sobald die Presse von ihm erfährt. Da wäre es besser, er ist harmlos.« Nach dem vorzeitigen Tod meiner Mutter hatte es eine Menge Spekulationen über das Liebesleben meines Vaters gegeben. Die Klatschblätter wären außer Rand und Band, wenn auch nur die leiseste Andeutung über diese Affäre durchsickern würde. Solange ich nicht wusste, warum er das Geheimnis gewahrt hatte, musste ich es vor der Außenwelt schützen.

»Wenn ich mich auf ihn konzentriere, wirst du jemand anderen auf die direkten Mordermittlungen ansetzen müssen.«

»Für eine kurze Zeit sollte das kein Problem sein, schließlich gibt es keine neuen Spuren ...«

Brex fiel mir ins Wort. »Wie ich schon sagte – die CIA hat uns mit neuen Informationen versorgt, um die wir uns kümmern sollten. Wir verfolgen eine wichtige Spur.«

»Über die man mich nicht informiert hat?«, sagte ich lauter als beabsichtigt und spürte, wie die Sympathie schwand, die ich normalerweise für Brexton hegte.

»Ich hielt es für ratsam, die Angelegenheit unter die Lupe zu nehmen, bevor ich dich in Kenntnis setze – zum Wohle des Parlaments.«

»Des Parlaments?«, wiederholte ich. Deutete er tatsächlich an, dass die Verschwörung ihren Ursprung in unserer eigenen Regierung hatte? Brextons distanziertem Blick nach zu urteilen, war es genau das. Beim Militär hatte man uns beigebracht, uns innerlich abzuschotten. Indem wir unsere Gefühle unter Kontrolle behielten, ließen wir uns bei Entscheidungen nicht von Emotionen leiten. Brex beherrschte diese Fähigkeit noch immer. Ich nicht.

Zum ersten Mal erlaubte ich mir jetzt, die dominante Pose aufzugeben und Schwäche zu zeigen. Ich senkte den Kopf, schlug die Hände vors Gesicht und dachte über die Lage nach, in der ich mich gerade befand. Keiner der beiden Ermittlungsansätze durfte auf der Strecke bleiben. Beiden musste nachgegangen werden – gründlich und von Menschen, denen ich vertraute.

»Könnte Norris vielleicht ...?«, schlug Brexton vor, als verstünde er mein Dilemma.

Ich schüttelte den Kopf und sah auf, um ihm in die Augen zu blicken.

»Norris ist für Clara und Elisabeth zuständig.«

Ganz gleich, wie sich meine Lage änderte oder welche neuen Informationen verfügbar wurden – meine vorrangige Sorge musste ihnen gelten. Keine Erkenntnisse und keine Strafverfolgung waren

es wert, die beiden dafür einem Risiko auszusetzen. Clara sträubte sich zwar immer noch gegen meine Sicherheitsvorkehrungen, hatte sich aber an Norris' Anwesenheit gewöhnt. Doch es ging nicht allein darum, meine Frau zufriedenzustellen. Norris war der Einzige, dem ich die beiden Menschen anvertrauen mochte, die ich wie niemanden sonst auf der Welt liebte.

»In diesem Fall bleibt nur noch eine Person übrig.« Wir wussten beide, wen er meinte, doch sein Zögern war unübersehbar. Angesichts meiner Vorgeschichte fiel es ihm nicht leicht, mir diesen Vorschlag zu machen.

»Vertraust du ihr?«, fragte ich. Nur wenige Menschen waren imstande, Brextons Arbeit zu übernehmen, deshalb musste ich ihm Entscheidungsspielräume lassen, und das tat ich normalerweise, ohne zu zögern. Diesmal war es eine bittere Pille für mich.

»Ja, ich vertraue ihr voll und ganz. Aber ich weiß auch, dass ihr beide früher einige Probleme miteinander hattet.«

Ich hob eine Braue, während ich zu entschlüsseln versuchte, was er damit meinte. Wusste er, welche Art von Beziehung mich mit seiner Kollegin verband, oder stellte er nur Vermutungen an? Ich hatte nicht viele Geheimnisse vor meinem Freund, aber über Georgia Kincaid wollte ich nicht reden, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ.

»Sie ist diskret.« Das war noch das Harmloseste, was ich über sie sagen konnte. Georgia hatte mich einst in die Welt der Dominanz eingeführt. Soweit ich wusste, prahlte sie nicht damit, dass ich einmal ihr Kunde gewesen war, und sie gab auch nichts über die anderen Männer von Macht und Einfluss preis, denen sie sich unterworfen hatte. Unsere Beziehung war nie eine sexuelle gewesen, sie hatte eher therapeutische Züge getragen. Viel zu spät hatte ich begriffen, dass es sich dabei um ein Machtspielchen im

Auftrag ihres Arbeitgebers handelte, der auf diese Weise Einfluss auf mich ausüben wollte. »Aber sie ist auch eine Söldnerin. Ihre Loyalität ist käuflich.«

Bei meinen Worten spannte Brexton die Schultern an, an seinem Hals begann eine Vene zu pochen. Dennoch blieb er bemerkenswert ruhig und antwortete: »Sie war eine Söldnerin. Dass sie uns gegenüber loyal ist, hat sie unter Beweis gestellt.«

Ich biss mir auf die Zunge, um ihn nicht zu fragen, wann er sich in sie verliebt hatte. Was zwischen den beiden lief, ging mich nichts an, und Brexton war intelligent genug, mit ihr fertigzuwerden, falls sich herausstellen sollte, dass sie weiterhin für Ärger sorgte. Dass es zwischen den beiden unweigerlich zu einer Romanze kommen musste, hätte ich besser vorausgesehen, aber ich war viel zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, um ihn davon abzubringen.

»Offensichtlich können Menschen sich ändern«, räumte ich ein. Mir hatte Clara geholfen, mich zu verändern.

»Ja, das tun sie.« Er sagte es mit einer solchen Entschlossenheit, dass nicht einmal ich es wagte, seine Aussage infrage zu stellen. »Die Entscheidung liegt bei dir.«

Ich hatte die Wahl. Jede Option hatte ihre Nachteile, doch nichts wäre so gefährlich wie Untätigkeit. »Setz sie darauf an.«

Brexton nickte knapp, doch in seinem Blick registrierte ich einen Anflug von Triumph. Er erhob sich und stand stramm, als wollte er salutieren. Dann besann er sich, hob lässig die Hand zum Gruß und steuerte auf die Tür zu.

»Brex«, rief ich ihm hinterher, bevor er mein Büro verlassen konnte, »sei vorsichtig!«

Die triumphierende Miene verschwand, doch er brachte noch einmal ein knappes Nicken zustande.

Auch wenn er es nicht hören mochte, sah ich mich als sein Freund in der Pflicht, ihn zu warnen. Möglicherweise war ich aufgrund meiner Vergangenheit mit Georgia ihr gegenüber voreingenommen. Doch auch wenn wir über sie nicht einer Meinung waren, eins wusste ich ganz genau: Es gab niemanden, der Georgia wirklich kannte.

Bis auf einen Menschen.

Ehe ich begriff, was ich eigentlich tat, wählte ich bereits seine Nummer. Beim dritten Klingeln hob Smith ab.

»Ja?« Der leicht schottische Akzent unterstrich noch den unverkennbaren Mangel an Respekt vor meiner Position. Andererseits buckelten Alphamänner grundsätzlich nicht vor anderen Alphamännern, ganz gleich, welchen Titel diese trugen.

Ich hatte keine andere Wahl. Ich erklärte ihm die Situation, ließ aber aus, warum ich Brexton abgezogen und mit einem anderen Auftrag betraut hatte. Smith fragte nicht nach, welche Angelegenheit ich für wichtiger erachtete, auch wenn es womöglich seine Neugier weckte. »Behalten Sie Georgia im Auge«, sagte ich schließlich.

»Ist das ein Befehl?«, fragte er trocken.

Es war sehr gut, diese Unterredung am Telefon zu führen. Der Mann verstand sich darauf, mich zu provozieren. Im Laufe des letzten Jahres hatten wir zwar Frieden geschlossen, doch dieser Zustand war äußerst fragil, und unsere Beziehung blieb bestenfalls bemüht freundlich. So wie jetzt. Ich musste mir ins Gedächtnis rufen, dass er mein Verbündeter war.

»Ich würde es lieber als eine Bitte in beiderseitigem Interesse bezeichnen.« Wenn es um die Sicherheit der Menschen ging, die wir liebten, waren Smith und ich uns einig. Auf diese einzige Gemeinsamkeit baute ich jetzt.

Nach kurzem Schweigen sagte er: »Sie können sich auf mich

verlassen.«



5

»Hast du vor, heute Abend noch mal dein Arbeitszimmer zu verlassen?«

Die Stimme meiner Frau ließ mich zusammenschrecken. Ich riss mich von der Akte los, die ich gerade zum fünften Mal las, und blickte auf. Clara verharrte in der Tür, das Licht aus dem Flur ließ ihre Silhouette erstrahlen. Es umrahmte sie wie einen Engel, und nichts anderes war sie: Mein Schutzengel, den man mir geschickt hatte, um mich von mir selbst zu erlösen. Sie trat einen Schritt näher und war nun besser zu sehen. Das dunkle Haar fiel ihr über die Schultern, und ihr Gesicht war frisch und ohne jedes Make-up. Sie trug einen seidenen weißen Morgenrock, der über ihren göttlichen Körper floss. Als ich ihr Bild auf mich wirken ließ, richteten sich ihre Brustwarzen unter dem dünnen Gewebe auf. Ich liebte es, wie ihr Körper auf mich reagierte, selbst aus dieser Entfernung.

»Wie spät ist es?«, fragte ich und strich mir über den Nacken. Was ich wirklich wissen wollte, war, wie lange ich sie vögeln musste,

bevor sie um Schlaf bettelte. Wenn es nach mir ginge, verbrächte ich jeden Augenblick meines Lebens damit, sie zu lieben.

Sie hob eine Braue, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie wusste genau, was ich dachte. »Es ist zehn. Zeit, ins Bett zu gehen.«

»Möchtest du, dass ich dir Gesellschaft leiste?« Ich schaltete den Computermonitor aus. Wenn sie so verführerisch herum lief, musste sie damit rechnen, dass ich sie begleitete.

»Wenn es dir nicht zu viele Umstände macht.« Sie kam zum Schreibtisch geschlendert, beugte sich vor und klopfte mit den Fingern auf das Mahagoni. Ihr Morgenrock öffnete sich weit genug, um mir einen Blick auf ihre zarte Brust zu gewähren. »Natürlich nur, wenn du nichts Besseres zu tun hast.«

»Heute Nacht habe ich alle Hände voll zu tun, Schatz.« Wenn sie nicht aufpasste, würde ich sie gleich hier auf diesem Schreibtisch nehmen. Doch als ich aufstand, vibrierte das Handy in meiner Tasche. Ich warf ihr einen entschuldigenden Blick zu, und sie zuckte mit den Schultern. Sie hatte sich an Kurznachrichten und nächtliche Krisensitzungen gewöhnt. Doch wenn ich sie erst nackt vor mir hatte, musste schon ein Atomkrieg ausbrechen, um mich von ihr abzulenken. Ich zog das Handy aus der Hosentasche und checkte das Display. Als ich die Nachricht von Brexton las, verzog ich unwillkürlich das Gesicht und ließ mich wieder auf den Stuhl fallen. Georgia hatte den neuen Auftrag freudig angenommen. Das überraschte mich nicht, auch wenn es mich nicht gerade begeisterte, sie mit einer solch wichtigen Angelegenheit zu betrauen.

»Was ist los?«, fragte Clara und sah mich forschend an.

»Nichts«, log ich, und meine Frau verzog das Gesicht. Wir hatten zu viel zusammen durchgestanden, als dass ich noch etwas vor ihr verheimlichen konnte. Sie kannte meine Launen und auch meine

Stimmungsschwankungen, und sie liebte mich trotzdem. Doch Lügen verzieh sie mir nicht. Ich rief mir ins Gedächtnis, dass es manchmal besser war, wenn sie nicht alles erfuhr, damit sie sich nicht so viele Sorgen zu machen brauchte. Womöglich teilte Clara diese Einschätzung nicht, doch ich hielt es für meine eheliche Pflicht, sie zu schützen.

Sie kam um den Schreibtisch herum und kletterte vorsichtig auf meinen Schoß. Der Hitze zwischen ihren Beinen nach zu urteilen, trug sie nichts als den Morgenrock. Unwillkürlich genoss ich das Gefühl, als sie mit ihrer Scham über meinen Unterleib rieb. Sie legte einen Finger unter mein Kinn und hob mein Gesicht, um mir einen weichen, einladenden Kuss auf die Lippen zu drücken.

»Sag mir, was dir durch den Kopf geht.« Die Einladung hatte anscheinend ihren Preis.

»Nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest.« Diesmal war es keine Lüge. Ich versuchte nur, sie zu beruhigen. Es gab keinen Grund, Clara mit meinen Problemen zu belasten. Mit unserer Hochzeit hatte sie ein ganz normales Leben aufgegeben, und ich wollte sie nicht mit jeder Staatsangelegenheit und jedem Sicherheitsproblem behelligen. »Mit den Problemen des Landes sollte sich nur einer von uns herumschlagen.«

»Das ist es nicht.« Ich spürte ihren prüfenden Blick, mit dem sie in meinen Augen nach der Antwort suchte, die ich ihr vorenthielt. »Hier geht es nicht um irgendwelche Regierungsgeschäfte. Seit wir aus den Staaten zurück sind, beschäftigt dich etwas. Rede mit mir darüber. Ich kann dir helfen.«

»Es hilft mir schon, mit dir zusammen zu sein.« Und das stimmte. Ihre Anwesenheit verschaffte mir die beruhigende Gewissheit, dass ich tat, was für sie das Beste war.

»Ich mag es nicht, wenn du mir Dinge verschweigst, X«, warnte

sie.

Ich hauchte ihr einen Kuss auf die Lippen, und sie seufzte. Auch wenn sie noch zögerte, schmiegte sich ihr Körper längst weich an meinen. »Manchmal musst du mir einfach vertrauen.«

»Das Gleiche könnte ich auch sagen.« Clara vergrub ihr Gesicht an meiner Schulter. »Ich komme damit klar, was es auch ist. Keine Geheimnisse, haben wir gesagt, erinnerst du dich?«

Das hatten wir. Ich hatte ihr versprochen, keine Geheimnisse mehr vor ihr zu haben, mich aber nicht daran gehalten. Nicht, weil ich ihr nicht vertraute, sondern weil ich sie liebte. Wenn sie das doch nur einsehen würde. Ich musste es ihr begreiflich machen. »Für mich zählt nur, dich zu beschützen.«

Clara schwieg, und ich sah ihr an, dass sie um eine Antwort rang. Dass sie mir meine diversen Unbesonnenheiten in der Vergangenheit verziehen hatte, lag vermutlich daran, dass sie genau wusste, warum ich sie begangen hatte. Ihr Leben war mehr als einmal in Gefahr gewesen. Das war eine Tatsache, die nicht akzeptabel war.

»Ich bin stärker, als du denkst«, sagte sie schließlich. »Ich kann damit umgehen.«

»Wenn du wüsstest«, lachte ich leise. »Wenn du eine Ahnung hättest, wie sehr mir das Bedürfnis zu schaffen macht, dich zu beschützen.«

»Dann zeig es mir. Lass mich in dich hineinsehen. Hol dir von mir, was du brauchst.« Sie strich mit der Hand über meine Wange.

Es war ein Angebot, das ich nur schwer ablehnen konnte. Von dem Moment an, als ich Clara kennenlernte, empfand ich das Bedürfnis, auf sie aufzupassen, doch es ging nicht allein darum, sie zu beschützen. Ich wollte sie besitzen, sie ganz für mich beanspruchen. Ich hatte das Verlangen, dieses hinreißende

Geschöpf zu nehmen und an einen Ort zu entführen, an dem ich der Einzige war, der es jemals berührte. Bei mir wäre sie sicher, und sie würde mir gehören. Ich riss meinen Blick von ihr los und widerstand der Versuchung, der sie mich unwissentlich aussetzte. »Du weißt nicht, was du da sagst.«

Sie nahm mein Gesicht zwischen die Hände und hielt es fest. »Ich gehöre dir. Ganz und gar. Nimm dir alles, was du brauchst, und keinen Deut weniger.«

»Clara«, ich versuchte das Verlangen hinunterzuschlucken, das in mir erwachte. Ich musste das hier beenden, bevor meine dunkle Seite die Oberhand gewann. »Das könnte ich nicht.«

»Doch, das kannst du. Ich bitte dich darum. Egal, was es kostet. Ich will nicht, dass irgendetwas zwischen uns steht. Zeig es mir.«

Bei ihren Worten schmolz mein Widerstand dahin, und ich legte die Arme um sie. Ich stand auf und trug sie in unser Schlafzimmer. Clara atmete zufrieden aus, als ich sie aufs Bett legte und den Gürtel ihres Morgenrocks löste. Er glitt zur Seite und entblößte ihre sinnlichen Kurven. Dann trat ich einen Schritt zurück und betrachtete meinen Lohn. In anderen Nächten hätte ich sie ohne Umschweife an Ort und Stelle genommen. Mein Schwanz pochte, als wollte er diesen Gedanken unterstreichen, aber ich ignorierte es. Ich begehrte ihren Leib. Immer wollte ich ihn besitzen. Heute forderte ich ihre Freiheit.

»Zieh das aus«, befahl ich ihr.

Clara wand sich unter meinem Blick, bis sie schließlich den Morgenrock von ihren Schultern gestreift hatte. Ich griff hinunter und zog ihn von ihr fort, bis nur noch sie übrig blieb, splitterfasernackt für mich allein. Sie wartete, und was sie erwartete, ließ ihren Atem schneller gehen. Als ich mich vom Bett entfernte, blieb sie still. Clara genoss es, wenn wir spielten, deshalb unternahm sie keinen

Versuch, mich aufzuhalten, als ich zum Wandschrank ging. Am hinteren Ende des begehbaren Schrankes wartete ein geheimer antiker Kleiderschrank. Den Schlüssel trug ich immer bei mir, damit kein neugieriges Zimmermädchen seinen Inhalt entdeckte. Ich öffnete die schwarzlackierte Tür und fand sofort, wonach ich suchte. Ich wählte das weiße Seidenseil, das mir passend erschien, weil sich Clara gerade ihrer Seide entledigt hatte. Zwar liebte ich den Anblick roter Fesseln auf der hellen Haut meiner Frau, heute Nacht jedoch gelüstete es mich nach der Unschuld. Trotz meiner Vorlieben hatte Clara eine Reinheit an sich, der nicht einmal meine dunkle Seite etwas anhaben konnte.

Ich baute mich mit dem Seil über ihr auf und bemerkte ihren erstaunten Blick. Vielleicht dachte sie, dies sei nur ein Spiel. Oder ein Test. Ich sah es als das, was es war – sie hatte mir ein Angebot gemacht. Manchmal vergaß sie, wen sie vor sich hatte. Das wollte ich ihr in Erinnerung rufen. Ich war das Raubtier.

Clara streckte die Arme vor und kreuzte die Handgelenke, wie um mich zu bitten. Ich öffnete das Kreuz und blickte ihr in die Augen, als ich eine Hand ergriff. Sie zog sie nicht weg, als mein Griff fester wurde. Ich wollte alles ganz langsam machen, wie um ihr eine letzte Chance zu geben. Ich sah ihr unverwandt in die Augen und fragte mich, ob sie wohl meine rabenschwarzen Gedanken lesen konnte. Dann bückte ich mich, nahm ihren Knöchel und hob ihr Bein an. Sie beugte es bereitwillig, selbst als ich ihr Handgelenk an ihren Unterschenkel führte. Dann machte ich mich ans Werk, zog Schlingen und schnürte, bis Arm und Bein fest aneinandergebunden waren. Dasselbe wiederholte ich auf der anderen Seite. Als ich fertig war, waren ihre Beine gespreizt und gefesselt und der hübsche, rosafarbene Streifen ihrer Scham lag frei. Ihre Knie drückten gegen die sanften Rundungen ihrer Brüste, und ihre Nippel reckten sich

empor. Ich wollte sie am liebsten in den Mund nehmen und daran saugen, bis sie kam, doch heute ging es mir nicht um Lust. Sie leckte sich die Lippen und schaute mich lüstern an.

»Das ist es, was ich will, Süße«, murmelte ich. Ich schlug knapp über ihrem nackten Geschlecht durch die Luft, gerade so fest, dass sie den Luftzug spürte und sich gegen ihre Fesseln stemmte. »Ich will dich hilflos unter meiner Kontrolle haben. Ich will dich fesseln und wegsperren.«

»X«, flüsterte sie. Ihre Augen wurden immer größer, als ihr zu dämmern begann, was ich meinte.

»Schhh«, brachte ich sie zum Schweigen. »Ich will, dass du mir gehörst. Ich will, dass du tust, was ich sage. Du würdest jetzt alles tun, was ich von dir verlange, oder etwa nicht?«

Sie schluckte und nickte leicht.

»Ich will nur wissen, dass du hier bist.« Ich wartete die Wirkung meiner Worte nicht erst ab, sondern machte kehrt und ließ sie dort zurück. Ich zog die Schlafzimmertür hinter mir ins Schloss, dann ging ich in mein Arbeitszimmer und goss mir einen Bourbon ein. Eigentlich hätte ich mich wie ein Ekel fühlen müssen, weil ich sie so zurückließ, doch stattdessen fand ich Gefallen daran. Einiges von der Last, die ich mit mir herumtrug, seit wir uns kennengelernt hatten, wich von meinen Schultern. Ich nahm meine Verantwortung für Clara ernst. Seit ich sie versehentlich in mein Leben hineingezogen hatte, sorgte ich mich sofort um ihre Sicherheit, sobald sie sich meinen Blicken entzog. Als modernem Mann war mir immerhin klar, dass ich nicht ernsthaft von meiner Frau erwarten konnte, ständig in meiner Nähe zu sein. Selbst wenn wir zu Hause waren, peinigte mich jede einzelne Minute ihrer Abwesenheit. Doch für den Moment stand zweifelsfrei fest, was sie tat oder mit wem sie zusammen war. Ich hatte selbst nie wirkliche Freiheit erlebt und

hasste mich dafür, wie sehr ich es genoss, ihr jetzt die ihre zu nehmen.

Seelenruhig nippte ich an meinem Drink und ließ ihn meine Kehle hinunterbrennen. Clara war ein wildes Ding, sie erlaubte mir nur deshalb, sie zu zähmen, weil es sie heiß machte. Ich hatte sie bereits zuvor aus ihrer Komfortzone getrieben. Jedes Mal hatte sie es von mir verlangt. Das bedeutete allerdings nicht, dass sie Verständnis dafür hatte, wenn ich eine Grenze überschritt. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, wenn ich später zu ihr zurückging. Sie hatte mir gesagt, ich solle mir nehmen, was ich brauchte, und das hatte ich getan. Ich hatte im Leben zu oft Lippenbekenntnisse gehört, hinter denen keine Hingabe stand. Im Bett war meine Frau stets meiner Lust zu Diensten, und ich hatte mich ihres Vertrauens als würdig erwiesen. Doch unser Liebesspiel war immer von dem Versprechen geschützt gewesen, die Grenzen zu wahren. Das hatte ich jetzt aufgegeben. Ich leerte mein Glas, dann stand ich auf und ließ es auf dem Tisch zurück. Vor der Schlafzimmertür hielt ich inne und lauschte. Von drinnen war kein Geräusch zu hören. Ich öffnete die Tür einen Spalt und sah sie auf dem Bett. Ich wusste nicht, ob es Minuten oder Stunden gewesen waren. Ich wusste nur, dass so viel Zeit verstrichen war, dass es mich zu ihr zurückzog. Das Herz hämmerte in meiner Brust, und ich ging zu ihr.

Sie sagte kein Wort, als ich zu ihr kam. Sie hielt die Augen geschlossen, doch ich entdeckte zwei getrocknete Tränenspuren. Ich wartete und nahm meine Manschettenknöpfe ab. Sie öffnete nicht die Augen. Als ich fertig war, legte ich sie auf dem Nachttisch ab und begann, mein Hemd aufzuknöpfen. Erst als ich mich ganz ausgezogen hatte, zuckten ihre Wimpern. Als unsere Blicke sich trafen, waren ihre Augen voller Tränen, Anklage und Verlangen.

»Ich bin jetzt hier«, sagte ich mit sanfter Stimme. Dabei war ich mir ganz und gar nicht sicher, ob ich sie so würde beruhigen können, doch mehr hatte ich ihr nicht zu bieten. Ich trat einen Schritt näher, vermied es aber, sie zu berühren. »Du weißt, was du sagen musst.«

Angesichts des Schmerzes in ihrem Blick war mir klar, dass sie daran erinnert werden musste, dass ein einziges Wort von ihr all dem ein Ende machen konnte. Als sie den Mund öffnete, sagte sie etwas, das ich nicht erwartet hatte. »Bitte.«

Ich ballte die Hände zu Fäusten, als ich ihre Antwort vernahm. Dann legte ich meine Hand auf ihren Venushügel, und sie stöhnte. Als ich ihre feuchte Hitze spürte, zogen sich meine Hoden zusammen. Clara versuchte, sich gegen meine Hand zu pressen, als sehnte sie sich verzweifelt nach mehr, doch so wollte ich sie nicht nehmen. Bisher hatte ich sie für jeden ihrer Vertrauensbeweise belohnt, und heute Nacht sollte es nicht anders sein. Ich beugte mich hinunter, löste ihre Fesseln und rieb die Stellen, an denen sich das Seil in ihre weiche Haut gedrückt hatte. Nachdem ich sie befreit und ihr die Schmerzen wegmassiert hatte, half ich ihr, sich aufzurichten. Dann setzte ich mich neben sie und wartete. Sie bewegte sich, als gehörten ihre Glieder gar nicht zu ihr, und ließ sich schließlich auf meinen Schoß sinken. Ich zog ihre Beine um meine Taille, um noch tiefer in sie einzudringen. Clara hielt den Atem an und stieß ihn mit einem erstickten Schrei wieder aus, als ich ihre Hüften nahm und sie zärtlich wiegte. Sie sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, den ich nicht zu deuten vermochte, und als unsere Lust langsam anwuchs, strich sie mit den Fingern über meine Wangen und meine Stirn. Dann küsste sie mich voller Leidenschaft. Sie war wie die Luft, die ich zum Atmen brauchte, ich ließ ihre Hüften los und presste ihren Körper an meinen. Ich wollte sie nie wieder loslassen. Ich konnte es nicht.

»Ich liebe dich«, stöhnte ich, als wir die Lippen voneinander lösten. Clara sah mir unverwandt in die Augen, und als ich spürte, wie sie sich lustvoll um mich zusammenzog, sah ich, wie Traurigkeit sie ergriff. Wir kamen gemeinsam zum Höhepunkt, und als die Wellen verebbten, weigerte ich mich, sie wieder freizugeben. Sie stemmte sich gegen meine Umarmung, und ich löste meinen Griff so weit, dass sie sich zurücklehnen konnte. Daraufhin ohrfeigte sie mich so fest, dass mir der Schädel dröhnte.

Sie schob mich auf die Matratze, dann löste sie ihren Körper von meinem und wich zurück. »Fass mich nie wieder an.«

»Clara.« Erschrocken richtete ich mich auf. Mit jeder Faser meines Körpers sehnte ich mich danach, sie zurückzuholen und im Arm zu halten, während sie wütete und schluchzte. Ich wollte ihr alles geben, was nötig war, so wie auch sie meine dunkelste Fantasie erfüllt hatte. Doch ich rührte mich nicht. Ihr einfach zuzuhören, war das Beste, was ich jetzt tun konnte. »Clara, ich ...«

»Gib dir keine Mühe«, verkündete sie drohend. »Ich habe ja darum gebeten, stimmt's? Darum war es okay?«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch sie hob die Hand.

»Verschwinde.«

Sollte jemals auch nur der geringste Zweifel daran bestanden haben, dass sie eine Königin war, war er mit diesem Befehl endgültig beseitigt. Sie herrschte über mich und war für mich unerreichbar, als ich mich aufrichtete. Ich zögerte noch und drehte mich zu ihr um, doch sie blickte durch mich hindurch, als könnte sie mich nicht sehen. Vielleicht – und der Gedanke bereitete mir geradezu körperliche Übelkeit – wollte sie mich aber auch nicht sehen.

Ich bückte mich und hob meine Hose vom Boden auf. Ich schlüpfte hinein und versuchte, noch etwas mehr Zeit mit ihr herauszuschlagen. Vielleicht würde ihre ganze Wut eher aus ihr

herausbrechen, wenn ich ihren Forderungen nachkam. Nicht, dass ich mich darauf freute, doch es war immer noch besser, das Donnerwetter über mich ergehen zu lassen, als in der Vorhölle zu schmoren. Als ich meine Gürtelschnalle zurechtrückte, zeigte sie immer noch auf die Tür. Da hatte ich meine Antwort. Ich hob mein Hemd auf, verließ das Zimmer und zog die Tür hinter mir zu. Ein paar Augenblicke später hörte ich das Schloss einrasten.

»Das hast du ja prima hingekriegt«, sagte ich zu mir selbst. Ich fühlte mich völlig zerrissen. Hatte ich wirklich mit einer anderen Reaktion gerechnet? Ich schloss fest die Augen, und noch bevor ich überhaupt begriff, was ich tat, hämmerte ich mit der Faust gegen die Wand. Der uralte Putz bekam Risse, gab aber nicht nach.

Warum hatte sie sich von mir anfassen lassen, wenn sie so wütend war? Sie hatte doch hinreichend Gelegenheit dazu gehabt, das Safeword zu benutzen. Stattdessen hatte sie von mir verlangt, sie zu berühren. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, doch mir war mulmig.

Da bog Penny, das Kindermädchen, um die Ecke und blieb wie angewurzelt stehen. Sie starrte auf meinen halb nackten Körper, und ich spürte, wie Wut in mir hochschoss.

»Haben Sie nichts zu tun?«, fuhr ich sie an.

Das arme Mädchen zuckte zusammen, dann huschte es davon. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, welche Gerüchte binnen Stunden beim Hauspersonal kursieren würden. Ich knüllte das Hemd in meinen Händen zusammen und ging zu der Flasche Bourbon, die ich zurückgelassen hatte.

Nach einer Stunde kehrte ich zu unserer Schlafzimmertür zurück und fand sie unverschlossen. Ich riskierte einen Blick hinein, doch der Raum war leer. Lediglich die Falten, die wir auf der Damastdecke hinterlassen hatten, deuteten darauf hin, dass jemand

hier gewesen war. Im Kamin brannte kein Feuer, und der Raum wirkte kalt und unbelebt, was Claras Abwesenheit noch verstärkte. Wenn meine Frau auf die wenigen Stunden Schlaf verzichtete, die ihr erwartungsgemäß blieben, bevor Elisabeth uns nachts weckte, musste sie vor Wut schäumen. Ich wagte nicht, es als Schmollen oder leichte Verstimmung abzutun. Sie hatte das Recht, wütend zu sein. Was ich getan hatte, war unentschuldig, auch für meine Maßstäbe, und weil ich nicht vorhatte, um Verzeihung zu bitten, war auch keine Begnadigung zu erwarten. Gut möglich, dass es bis weit ins neue Jahr dauern konnte, bis sie mir verzieh.

Ich verließ das leere Schlafzimmer und suchte sie an dem einzigen anderen Ort, den sie in der kurzen Zeit, die wir hier lebten, jemals aufgesucht hatte. Als ich erfuhr, dass wir umziehen müssten, hatte ich umgehend den Salon der Königin für sie umgestalten lassen. Meine Großmutter war die Letzte gewesen, die den Raum regelmäßig genutzt hatte, und mir war klar, dass Clara weder ihren Einrichtungsstil mögen würde noch das Gefühl, unter der Fuchtel der Königinmutter zu stehen. Großmutter hatte sich kurz nach meiner Krönung nach Sandringham zurückgezogen, sodass keiner von uns genötigt war, Höflichkeit zu heucheln.

Ich hatte das Personal gebeten, den Raum hell und luftig zu gestalten, damit Clara einen Ort hatte, der sich ganz anders anfühlte als der Rest des Palastes, der nun unser Zuhause war. Es war nicht möglich gewesen, das vergoldete Schnitzwerk zu verdecken, das den Raum umgab, doch seine Wirkung war durch transparente Vorhänge abgemildert, die das Sonnenlicht in den Raum strömen ließen. Nun warf das Mondlicht breite Streifen auf das Mobiliar.

Clara kauerte in einem Sessel und starrte durch das Fenster in die sternenlose Nacht. Ich räusperte mich, um sie mit meinem Erscheinen nicht zu erschrecken, doch sie sah mich nicht an.

»Süße«, sagte ich und versuchte, die Lage zu sondieren. Immer noch keine Reaktion. Ich überlegte, was ich tun konnte. Wenn ich weiter nach ihr rief, musste ich damit rechnen, weiter ignoriert zu werden. Falls ich zu ihr ging, war mit einer körperlichen Reaktion zu rechnen. In meiner Gegenwart hatte sie nie die Kontrolle über ihren Körper. Angesichts dessen, was ich ihr zugemutet hatte, fühlte es sich jedoch falsch an, sich auf die Wirkung einer solchen Provokation zu verlassen.

»Willst du die ganze Nacht da stehen bleiben und dir den Kopf zerbrechen?«, fragte sie leise, sah mich jedoch weiterhin nicht an.

Dass sie mit mir redete, nahm ich als gutes Zeichen, es entging mir jedoch nicht, dass sie sich auch weiterhin von mir abwandte. Das war eine Botschaft. Ich hatte eine entscheidende Grenze überschritten. Im Verlaufe unserer Beziehung hatte ich immer darauf bestanden, Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, um sie vor meinen unvorhersehbaren Ausfällen zu schützen. Was war schlimmer? Dass ich gegen meine eigenen Regeln verstoßen hatte oder dass ich es nicht einmal bedauerte?

»Clara, ich ...« Ich beendete den Satz nicht, denn was hätte ich auch sagen sollen?

»Entschuldige dich nicht«, entgegnete sie.

»Das hatte ich auch nicht vor«, erklärte ich ihr sanft. Obwohl sie etwas anderes von mir verlangt hatte, warf sie mir einen wütenden Blick zu. Es war gewiss nicht das erste Mal, dass eine Frau etwas sagte, obwohl sie genau das Gegenteil meinte. Ich weiß nicht, was es über uns Männer aussagt, dass uns das immer noch überrascht.

»Das solltest du aber!«, explodierte sie, schlang die Arme fest um die Knie und presste sie an ihren Körper.

»Deine Signale sind recht widersprüchlich, Süße.« Das hätte ich nicht sagen sollen, das war mir schon in dem Moment klar, in dem

die Worte meine Lippen verließen. Jetzt würde ich die Konsequenzen von gleich zwei verbalen Ausrutschern tragen müssen.

»Ach ja?«, fragte sie ungläubig, und ihre blauen Augen blitzten düster. »Ich sende dir also widersprüchliche Signale? Tja, Majestät, du hast die praktische Angewohnheit, dir immer auszusuchen, an welche deiner Regeln du dich gerade hältst.«

»Den Vorwurf muss ich mir gefallen lassen.« Doch mit diesem Zugeständnis konnte ich sie nicht besänftigen.

»Zum Beispiel hast du darauf bestanden, dass wir ein Safeword vereinbaren«, fuhr sie fort. »Aber du musst dich schon im selben Raum aufhalten, wenn du mitkriegen willst, dass ich es benutze.«

»Du warst nicht in Gefahr«, erinnerte ich sie mit sanfter Stimme. »Sei vernünftig.«

»Wage es ja nicht, einer Frau, die gefesselt und allein war, zu erzählen, sie hätte einen klaren Kopf behalten sollen. Du hast versprochen, mich zu beschützen.«

Das hatte gesessen. Aber an diesem Punkt fehlte ihr das Verständnis. Ich hatte sie durchaus geschützt. Wenn ich ihr das doch nur begreiflich machen könnte. Doch dafür musste ich erst zu Wort kommen.

»Außerdem solltest du Respekt vor mir haben«, sagte sie.

»Clara«, unterbrach ich sie schroff. Es musste Raum und Zeit für ihre Gefühle sein, doch ich konnte nicht länger zulassen, dass sie meine Handlungen in ein so falsches Licht rückte. »Ich respektiere dich.«

»Einen Teufel tust du.«

»Ich respektiere dich, und ich habe dich geschützt«, versuchte ich, meine Handlungsweise zu erklären, bevor sie sich mir gänzlich entzog. »Lässt du es mich erklären?«

»Du kannst es versuchen.« Ihre Worte schnitten durch die Luft, doch sie ließ das Kinn auf die Knie sinken. Sie gewährte mir eine Audienz, aber mir war klar, dass ich nur eine einzige Chance hatte, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

»Du hast mir angeboten, alles von dir zu nehmen, was ich brauchte.« Ich machte eine Pause und wartete darauf, dass sie es bestätigte. Widerwillig nickte sie. »Also habe ich mir genommen, was ich brauchte.«

»Bravo«, warf sie ein. »Das erklärt natürlich alles.«

Mit dieser Reaktion hatte ich gerechnet. Dass es einige Zeit dauern würde, bis sie die Situation mit meinen Augen sehen konnte, behagte mir nicht. »Du weißt, dass ich mit meinen Leidenschaften zu kämpfen habe. Du hast die Sache mit den Leibwächtern durchgestanden, den Abstand und auch ...«

»Und auch das Hinterherschneffeln?«, vervollständigte sie den Satz.

Die Sache fing an, mir auf die Nerven zu gehen, was ich an meiner zuckenden Kiefern Muskulatur spürte, doch ich riss mich zusammen. »Seit jener Nacht im Brimstone wollte ich dich nehmen und wegsperren. Ich wollte dich vor der Welt abschirmen, damit man dir nie und unter keinen Umständen wehtun kann. Mir ist klar, dass das nicht unbedingt die politisch korrekte Art ist, eine Beziehung zu führen.« Ich versuchte es mit einem leichten Grinsen, erntete aber nur einen bösen Blick dafür.

»Das ist keine *gesunde* Art, eine Beziehung zu führen, X.«

Sie verwendete meinen Spitznamen? Das hielt ich für ein weiteres gutes Zeichen. »Ich habe damals meinem Verlangen nicht nachgegeben und mich auf rationalere Methoden konzentriert, um dich zu beschützen. Ich weiß, dass du Leibwächter und Sicherheitsüberprüfungen hasst.«

»Das gehört dazu, wenn man mit dir zusammen ist«, erwiderte sie, »und ich habe das akzeptiert. Aber wenn du mir jetzt erzählen willst, dass du mich einsperren musst, um deine Leidenschaften zu befriedigen, dann verzieh dich, und fick dich ins Knie.«

»Darauf bin ich nicht aus«, versicherte ich ihr.

»Was hatte das denn sonst zu bedeuten?«, rief sie aus. Unsere Blicke begegneten sich, und ich sah, dass sich in ihren Augenwinkeln schon wieder Feuchtigkeit sammelte. Sie blinzelte, doch die Tränen verschwanden nicht. »Ich habe dir gesagt, du sollst mit mir machen, was du willst. Ich will dir alles geben, was du brauchst, aber ob ich dir *das* geben kann, weiß ich nicht.«

»Das musst du auch nicht.« Ich wiederholte mich, obwohl ich wusste, dass es sie nicht beruhigen würde. »Ich habe dein Angebot ausgenutzt.«

»Du hast meine Unterwerfung ausgenutzt«, flüsterte sie.

»Ich habe dich immer an deine Grenzen gebracht.« Ich fühlte mich mies, das sagen zu müssen, denn eigentlich war ich davon ausgegangen, ich wäre für sie zu einem besseren Menschen geworden. Jetzt wurde mir klar, dass ich immer noch so verkorkst war wie eh und je.

»Und dafür gibt es keine Entschuldigung«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe genommen, was du mir freiwillig gegeben hast.«

Clara schoss abrupt nach oben, ihr Blick wechselte rasch zwischen mir und der Tür hin und her. Sie überlegte, ob sie an mir vorbeikommen konnte, blieb jedoch wie angewurzelt stehen. Vermutlich war sie zu dem Schluss gekommen, dass das unmöglich war. Jetzt würde sie mich an meine Grenzen bringen: Schaffte ich es, sie gehen zu lassen? Würde ich ihr folgen?

Erfahrungsgemäß würde ich es tun, und das wussten wir beide.

»Clara, ich will nicht, dass du böse auf mich bist.«

Sie lachte höhnisch und zog mit einer schnellen Bewegung den Gürtel ihres Morgenrocks fest. »Das kommt ein bisschen spät. Wenn es dir um mein Wohlwollen gegangen wäre, hättest du mich auch einfach fesseln und nehmen können. Ich dachte, wir hätten diesen beschissenen Kontrollwahn überwunden.«

Ihre drastische Ausdrucksweise verriet mir, dass sie nur noch wütender geworden war.

»Ich wünschte, ich könnte der Mann sein, den du verdienst«, gab ich zu.

»Ich auch.« Ihre Worte trafen mich wie ein Schlag ins Gesicht. »Aber du bist der Mann, den ich *will* – der Mann, für den ich mich entschieden habe. Das entschuldigt nicht, was du getan hast. Wann siehst du endlich ein, dass ich hier bei dir bin? Du verschreckst mich nicht, X. Nicht, wenn du dich mir öffnest. Aber du könntest mich von dir fortstoßen, wenn du mich weiterhin nimmst, ohne mich an dich rankommen zu lassen.«

»Ich will, dass du ein glückliches Leben hast.« Sie sollte keinen Ärger kennen und keine Angst. Ich wollte meine wunderschöne Frau nicht mit den Geheimnissen belasten, mit denen ich permanent konfrontiert wurde.

»Wie soll das gehen, wenn du immer wieder Mauern zwischen uns errichdest?« Die Sanftheit, mit der sie das aussprach, ließ ihre Worte nur noch schwerer wiegen. »Ich weiß, dass es bei uns nicht wie bei den meisten anderen Paaren ist. Du musst ein Land führen, und ich kann nicht mal eben zum Markt laufen. Ein Großteil unseres Lebens ist vorherbestimmt.«

»Das tut mir leid.« Als ich Clara kennenlernte, hatte ich versucht, von ihr zu lassen, weil ich wusste, dass sie an meiner Seite zu einem Leben voller Pflichten verurteilt war.

»Ich habe mich für dieses Leben entschieden«, erinnerte sie mich, machte einen vorsichtigen Schritt in meine Richtung und blieb dann erneut stehen. Wenn wir einander zu nahe kamen, würden wir in schlechte Gewohnheiten verfallen und einander in die Arme sinken. »Aber die Pflicht darf uns nicht beeinträchtigen. Es gibt zwischen uns keine Sicherheitsbestimmungen oder Staatsgeheimnisse. Die darf es nicht geben. Und das weißt du.«

»Das meiste von dem, womit ich mich herumschlage, würde dich langweilen«, versicherte ich ihr und winkte ab.

»Komm mir nicht damit!« Warnend hob sie den Finger. »Tu nicht so, als sei das alles nur langweiliges Alltagsgeschäft. Du hast Geheimnisse vor mir. Und das schon, seit wir in Washington waren.«

»Clara, ich wollte dich doch nur ...«

»Beschützen?«, erriet sie und seufzte. »Das tust du aber nicht. Du schützt dich selbst. Vielleicht denkst du, ich würde sauer werden, oder vielleicht traust du mir auch nicht wirklich. Ehrlich gesagt macht es mich fertig, darüber nachdenken zu müssen, warum du Geheimnisse vor mir hast. Ich habe dich nicht geheiratet, damit es Geheimnisse zwischen uns gibt.«

»Ich kann dich mit diesen Dingen aber nicht belasten.«

»Warum kannst du das denn nicht begreifen?«, fragte sie mit erschöpfter Stimme. »Dir bleibt gar keine Wahl. Wir sitzen im selben Boot. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dir zu sagen, ich bräuchte deine Hilfe nicht.«

»Das tust du aber die ganze Zeit«, erwiderte ich trocken.

»Aber du bist trotzdem noch da und hilfst mir«, korrigierte sie. »So sind wir nun mal. Abstand funktioniert zwischen uns beiden nicht. Da könnten wir auch gleich versuchen, keusch zu bleiben. Das wäre genauso zum Scheitern verurteilt wie dein Versuch, Geheimnisse zu bewahren. Du brauchst deine Last nicht alleine zu tragen, und ich

will nicht, dass du das tust. Das war es, was ich dir heute Nacht angeboten habe. Mich, ganz und gar. Du willst mich beschützen, aber wann siehst du endlich ein, dass ich dich genauso beschützen will?«

Es kostete mich alle Selbstbeherrschung, sie nicht in den Arm zu nehmen und zu unserem Bett zu tragen. Ich hatte heute Nacht eine Grenze überschritten und wollte in diesem Augenblick ihre Verletzlichkeit nicht ausnutzen. Insbesondere deshalb, weil ich ihr nicht sagen konnte, was sie von mir wissen wollte. »Es gibt Geheimnisse, über die ich nicht reden darf, weil es nicht meine sind.«

»Dann ist das *unser* Problem. Ich teile alles mit dir.« Ein Schluchzer brach aus ihr hervor, und sie schüttelte den Kopf. »So war es zumindest bis jetzt.«

»Clara, bitte ...« Unwillkürlich streckte ich die Arme nach ihr aus.

»Lass das!« Sie wich zurück. »Nicht heute Nacht. Ich werde darüber hinwegkommen. Ich werde lernen, damit zu leben. Heute Nacht muss ich mit der Wahrheit allein sein.«

»Mit welcher Wahrheit?«, wagte ich zu fragen, auch wenn ich die Antwort nicht hören wollte.

»Dass ich auf ein Märchen hereingefallen bin«, murmelte sie. »Dass ich mich von dir habe verzaubern lassen. Ich habe doch tatsächlich an ein gemeinsames Happy End geglaubt und eine hübsche Geschichte geschluckt, nur weil ich mich verliebt hatte.«

»Aber es ist kein Märchen. Es ist real.« Ich ging auf sie zu, doch sie schob mich zur Seite und eilte zur Tür. »Clara, wir sind real.«

An der Tür blieb sie stehen, drehte sich noch einmal um und sah mich aus traurigen Augen an. »Vielleicht waren wir das mal.«



6

Schottland

Der Baum war jämmerlich. Er war Anfang der Woche geliefert worden, und es gab bei Weitem zu viele struppige Stellen, an denen die verkrümmten braunen Zweige zum Vorschein kamen. Darüber konnte noch so viel Christbaumschmuck nicht hinwegtäuschen. Falls seine Großmutter wider Erwarten doch noch beschließen sollte, die Weihnachtszeit dieses Jahr bei ihnen zu verbringen, würde sie den Baum sofort zurückgehen lassen. Doch das war es nicht, was ihm Sorgen bereitete. Dieses Weihnachtsfest musste perfekt sein. Letztes Jahr hatte die Familie mit der Tradition gebrochen und war über Weihnachten in London geblieben. Elisabeth war gerade erst auf die Welt gekommen, hinzu kam das Chaos mit Belle und Smith – da hatte Schottland zurückstehen müssen. Doch in diesem Jahr feierte David zum ersten Mal mit ihnen in Balmoral, und da Edward ihn noch immer nicht geheiratet hatte, wollte er David zumindest ein

anständiges Weihnachtsfest bereiten.

Das war leichter gesagt als getan, weil David ihm bei seinen Vorbereitungen ständig in die Quere kam. Auch jetzt legten sich starke Arme um seine Taille, wie er da stand und kritisch den Baum musterte, und er spürte, wie David das Kinn auf seine Schulter legte. »Der ist in Ordnung.«

»Der ist hässlich. Was werden Belle und Clara dazu sagen?« Er wusste, dass seine besten Freundinnen bei David einen Stein im Brett hatten, und er war sich nicht zu schade, das zu seinem Vorteil zu nutzen.

»Die werden so damit beschäftigt sein, ihre Ehemänner anzuhebeln, dass es ihnen gar nicht auffallen wird«, versicherte er.

Da hatte David nicht ganz unrecht, doch Edward entging nicht, dass seine Worte etwas scharf klangen. Sowohl Clara als auch Belle hatten Ehemänner, die ihre Aufmerksamkeit erforderten, David nicht. Vielleicht war David deshalb nicht so besessen von einem perfekten Weihnachtsfest wie er, der ihn damit von diesem Umstand ablenken wollte. Edward war es nicht gelungen, David begreiflich zu machen, warum er ihren Hochzeitstermin immer weiter nach hinten verschoben hatte. Ebenso wusste David nicht annähernd genug über die Ereignisse, die sich vor einem Jahr zugetragen hatten. Edward hatte aus Respekt vor seinen Freunden alles für sich behalten, aber auch, weil sein Bruder ihn zur Geheimhaltung verdonnert hatte.

»Ich dachte, wir sind früher angereist, um allein zu sein«, sagte David gereizt.

»Wir sind allein«, erwiderte er, und David löste sich von ihm.

»Ich dachte, zusammen allein, nicht jeder für sich. Ich kann mir nicht helfen, aber es kommt mir vor, als hättest du alle Probleme Englands mit hierher geschleppt.«

Vielleicht stimmte das. Zumindest hatte Edward die Probleme der königlichen Familie mitgebracht.

»Du warst so geistesabwesend.« David trat einen Schritt näher an ihn heran, der Frust war deutlich in seinen Augen zu lesen. »Ich habe ja Verständnis, aber du kannst nicht immer vor deinem eigenen Leben davonlaufen.«

»Ich weiß, dass du ...«

»Es geht nicht um mich«, unterbrach ihn David. »Ich setze dich nicht unter Druck und stelle dir kein Ultimatum. Obwohl ich das weiß Gott tun sollte. Ich will dich einfach nur darauf hinweisen, dass du vor allem dir selbst wehtust.«

Sie wussten beide, dass das nicht der Wahrheit entsprach. »Und dir.«

»Du hattest dein Coming-out, du hast dich zu deiner Liebe zu mir bekannt und allein mit unserer Verlobung jahrhundertealte Traditionen auf den Kopf gestellt. In dieser kurzen Zeit darf ich nicht noch mehr Wunder erwarten.«

»Aber ich habe dir schließlich einen Heiratsantrag gemacht«, stellte Edward klar. Als er David darum bat, ihn zu heiraten, hatte er ihm damit ein Versprechen gegeben. Das hatte er nicht leichthin getan, doch damals wusste er noch nichts von den Gefahren, die seine Familie bedrohten. Gut möglich, dass derjenige, der für die Angriffe auf seinen Bruder und seinen Vater verantwortlich war, es nur auf Alexander abgesehen hatte. Jedenfalls war es Edward fast gelungen, sich das einzureden, bis sich Belle in den falschen Mann verliebte. Smith Price, der inzwischen ihr Ehemann war, hatte seine Liebe für sie unter Beweis gestellt, doch die Geheimnisse, die er offenbart hatte, bewiesen auch, dass Alexanders Paranoia berechtigt war. Das meiste davon hatte er David verschwiegen. Eigentlich wusste auch Edward nur sehr wenig. Sein Bruder war

nicht darauf erpicht, anderen mitzuteilen, was er wusste. Trotz allem war Alexander immer noch davon überzeugt, sich zum Wohle seiner Familie zum Märtyrer machen zu müssen. Das Wenige, in das Edward eingeweiht war, ließ keine klaren Schlüsse zu. Als er seinen Antrag machte, war er unbekümmert und voller Zuversicht gewesen, doch diese Einstellung war ihm im Laufe des letzten Jahres nach und nach abhandengekommen.

»Ja«, sagte David und lenkte damit Edwards Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Und falls du jetzt nicht mehr willst ...«

Es dauerte einen Moment, bis bei Edward der Groschen fiel und er begriff, was David da sagte. Er zweifelte an Edwards Gefühlen für ihn. Wie konnte ihn Edward nur vom Gegenteil überzeugen, wenn er ihm die Wahrheit nicht sagen durfte? Alexander hatte Diskretion befohlen, und da er die Erkenntnisse aus den Ermittlungen nicht einmal mit seiner eigenen Frau teilte, durfte man sein Vertrauen nicht verletzen. »Es hat absolut nichts mit dir zu tun. Oder mit uns. Es ...«

»Dann heirate mich«, fiel ihm David ins Wort.

»Das werde ich«, versprach er, doch David schüttelte den Kopf.

»Jetzt.«

»Aber die Hochzeit und ...«

»Über Weihnachten werden alle hier sein, die uns am Herzen liegen, und wer, wenn nicht dein Bruder, hätte mehr Recht dazu, uns zu trauen. Ich brauche keine große Hochzeit, ich brauche nur dich.«

Die Ernsthaftigkeit, die in seinen braunen Augen lag, brachte Edwards Herz zum Schmelzen. Dieser Mann wartete schon Jahre darauf, dass er endlich bereit war. »Ich möchte ja, aber es gibt Gesetze.«

»Vergiss die Gesetze.«

»Ich bin der Prinz von England«, erinnerte ihn Edward trocken.

Falls Alexander etwas zustieß, würde der Thron an ihn fallen, bis Elisabeth alt genug war. Er musste an seine Position und seine Verantwortung denken.

»Du wirst immer der Prinz von England sein.« Davids Worte implizierten etwas, worüber Edward gar nicht erst nachdenken wollte. »Daran wird sich nichts ändern. Wenn du das Gefühl hast, du kannst nicht zugleich Prinz und mein Ehemann sein, dann wäre es vielleicht das Beste, wenn ...«

David drehte unbewusst den Ring an seinem Finger, und Edwards Herz drehte sich gleich mit. Lief es wirklich darauf hinaus? Dass er sich zwischen dem Mann, den er liebte, und dem Vermächtnis, in das er hineingeboren worden war, entscheiden musste? Ihm wurde klar, dass Alexander genauso empfunden haben musste, als er sich in Clara verliebt hatte. Obwohl die beiden argwöhnischen Blicken ausgesetzt waren und Skandale und Gefahren überstehen mussten, hatten sie aneinander festgehalten. Warum konnte er nicht dasselbe tun?

»Ja«, sagte Edward.

»Ja?«, wiederholte David fragend.

»Ja, ich werde dich heiraten.« Edward packte Davids Hemd und zog ihn energisch an sich. Ihre Lippen trafen sich, und die Luft um sie herum knisterte, so wie er es nur in Davids Armen je erlebt hatte. In den letzten Monaten hatte er sich diesen Gefühlen verschlossen und versucht, David vor unbekannten Feinden zu schützen, indem er sich so weit wie möglich von ihm entfernte. Jetzt verstand Edward, dass er sie beide damit nur verletzt hatte. Die Liebe, die er für David empfand, verwandelte sich in ein intensives Begehren, das sich verstärkte, je leidenschaftlicher der Kuss wurde. Edward ließ eine Hand nach unten gleiten, bis er die Beule in Davids Jeans fand. David stöhnte an seinem Mund, als er begann, ihn durch den festen

Baumwollstoff zu streicheln.

Zwischen ihnen hatte immer ein Geben und Nehmen geherrscht, jeder war ein großzügiger Liebhaber, doch heute wollte Edward alle Zweifel auslöschen. Der Gedanke, David könnte seine Liebe zu ihm infrage stellen, traf ihn zutiefst, und er wollte dem Mann, den er liebte, zeigen, wie viel er für ihn empfand. Als er sich von David löste, blickte er kurz in dessen schokoladenbraune Augen, dann ließ er sich auf die Knie sinken. Nur mit einem selbstlosen Akt konnte er es zeigen, auch wenn er selbst dabei gewaltige Lust empfand. Mit klammen Fingern zog er Davids Reißverschluss herunter und befreite mit geübtem Griff dessen Schwanz aus der Enge seiner Shorts. Schwer und heiß fiel er in Edwards Hände, und er begann, ihn der Länge nach zu streicheln, während er ihn an seine Lippen führte. Er schloss die Lippen um die Spitze und ließ lustvoll seine Zunge kreisen, während er ihn immer tiefer verschlang. David stöhnte und grub seine Finger in Edwards Haar, während dieser unablässig an ihm saugte.

»Das fühlt sich so unglaublich gut an«, knurrte David und begann, in Edwards Mund zu stoßen.

Sie fanden einen gemeinsamen Rhythmus, und Edward spürte das immer größer werdende Verlangen in seinem eigenen Schwanz. Er konnte nicht anders, er musste die Hand in seine Hose schieben und sich selbst streicheln, während er seinen Geliebten verwöhnte.

»Es macht dich heiß, meinen Schwanz in deinem Mund zu haben, stimmt's?«, knurrte David.

Edward nickte und ließ David noch tiefer eindringen. Der reagierte mit festeren Stößen; seine Hoden stießen gegen Edwards Kinn, während er seine Kehle vögelte. Edward spürte, wie er selbst zu zucken begann, obwohl ihm Davids Penis fast den Atem nahm, und als er den ersten heißen Strahl an seinem Gaumen spürte, war es

auch bei ihm so weit, und er ergoss sich über seine Hand. Er leckte Davids Schaft, als er ihn wieder freigab, und David seufzte vor Lust.

»Jetzt ich?«, fragte David mit rauer Stimme und half Edward aufzustehen. Edward grinste verlegen.

»Es könnte sein, dass ich schon ...« Er ließ den Satz unvollendet, und Davids Blick fiel auf seine klebrige Hand.

»Ich habe nichts gegen eine Herausforderung«, verhiess ihm David, bevor er seine Lippen gegen Edwards presste. Als sie sich keuchend voneinander lösten, waren sie schon wieder hart wie Stein. »Vielleicht sollten wir diese Vorstellung doch lieber ins Schlafzimmer verlegen, bevor Mrs. Watson hereinschneit und einen Herzinfarkt bekommt.«

Edward kicherte bei dem Gedanken. Balmorals Haushälterin war schon seit seiner Kindheit in Lohn und Brot. Sie war eine verdrießliche, alte Glucke, die sich über alles beschwerte: von ihrer arthritischen Hüfte bis hin zur Qualität des Rahms, den es im Dorf zu kaufen gab. Zwar hatte sie David mit offenen Armen empfangen, doch sie war auch nicht mehr die Jüngste. Sie waren bereits zu der Erkenntnis gelangt, dass alle Hausgäste der diesjährigen Weihnachtsfeier dezent darauf hingewiesen werden sollten, sich von ihr nicht bei etwas allzu Schockierendem erwischen zu lassen. Obwohl es vermutlich einfacher sein würde, die zerbrechliche Mrs. Watson in ihrer Unterkunft einzusperren, als sich auf die Diskretion aller Paare zu verlassen. »Lass uns gehen«, sagte Edward, und David nahm seine Hand.

Allmählich kam wirklich Weihnachtsstimmung auf.



7

Smith wusste aus Erfahrung, dass ein Anruf von Georgia Kincaid nichts Gutes zu bedeuten hatte. Die Rolle, die diese Frau in seinem Leben gespielt hatte, ließ sich am ehesten mit einer Naturkatastrophe vergleichen. Wie Orkane und Windhosen zählte auch sie zu den unvermeidlichen Ereignissen, denen man nicht entgehen konnte, ganz gleich, wie gut man darauf vorbereitet war.

Smith fuhr an dem Wagenmeister des bewachten Parkplatzes vorbei. Den Service, seinen Wagen einparken zu lassen, nutzte er nur, wenn Belle dabei war, denn er wagte es nicht, sie mehr als ein paar Schritte ohne Schutz gehen zu lassen. Wenn er die Wahl hatte, zog er es grundsätzlich vor, das Lenkrad seines Bugatti von niemandem sonst anfassen zu lassen. Auch als erwachsenem Mann gefiel es ihm gar nicht, sein Spielzeug mit anderen zu teilen. Er entdeckte einen besonders abgeschiedenen Platz mit einem Schild *kein Parkplatz*, parkte ein und stieg aus dem Wagen. Sein Handy würde ihn alarmieren, falls irgendein Schwachkopf versuchen sollte,

den Wagen abzuschleppen. Damit war jedoch nicht zu rechnen, da die Garagen in London sehr eng waren und er sich zudem mittels seines Lächelns und seiner Geldbörse ohne Weiteres Ärger vom Hals zu schaffen verstand.

Das Westminster Royal stand in dem Ruf, die Ungestörtheit seiner Gäste zu gewährleisten. Er hielt an der Drehtür, nickte dem Pförtner zu und richtete seine Krawatte. Jeder andere verheiratete Mann würde sich gründlich überlegen, ob er sich mit einer anderen Frau als seiner eigenen in einem Hotel treffen sollte, doch falls Belle davon Wind bekam, wäre ihre größte Sorge gewiss nicht die Tatsache, dass er sich mit Georgia traf. Sie käme nie auf die Idee, dass die beiden eine Affäre miteinander hätten. Stattdessen würde sie ihn ausquetschen wollen, um zu erfahren, was es für Neuigkeiten gab. In dieser Hinsicht zog er mit seiner Frau an einem Strang. Er hielt sie nach Möglichkeit auf dem Laufenden, seit er realisiert hatte, dass sie der erste Mensch in seinem Leben war, dem er wirklich vertrauen konnte. Es hatte Zeiten gegeben, in denen es unumgänglich gewesen war, sie im Ungewissen zu lassen, doch dafür hatte sie immer Verständnis aufgebracht. Dennoch zog er es vor, sie nicht mit unangenehmen Informationen zu belasten, sofern diese nicht erwiesenermaßen von grundlegender Bedeutung waren.

Für einen Nachmittag unter der Woche herrschte an der kleinen Bar am Rand der Hotellobby relativ viel Betrieb. Da in wenigen Tagen Weihnachten war, nahmen sich immer mehr Leute frei, um die letzten Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Wer Stil hatte, stieg im Westminster Royal ab oder genehmigte sich zwischen den Shoppingtouren einen Drink in der exklusiven Bar. Dadurch erhöhte sich zwar einerseits das Risiko, dass jemand ihre Unterhaltung belauschte, andererseits waren hier vermutlich alle viel zu sehr mit ihren To-do-Listen beschäftigt, als dass sie die Ohren aufsperrten.

An der Bar angekommen, brauchte er nicht lange nach ihr zu suchen.

Auch wenn sie ihm den Rücken zukehrte, stach Georgia aus der Menge hervor. Langes schwarzes Haar floss weit über ihre Schultern hinab, und so, wie sie es mit einer Handbewegung zur Seite strich, flirtete sie offenbar gerade. Die verführerische Kombination von Georgias Aussehen und ihrem Charme öffnete ihr Türen. Dieselben Eigenschaften, die einst eine hervorragende Mörderin aus ihr gemacht hatten. Diese Zeiten lagen jetzt hinter ihr. Wie Smith hatte auch sie sich auf die Seite des Rechts geschlagen, als deutlich wurde, dass ihr gemeinsamer Auftraggeber in politische Intrigen verwickelt war, die ihnen allen das Genick brechen konnten. Ihn hatte sein Gewissen dazu getrieben, doch er wagte nicht zu hoffen, dass bei Georgia etwas anderes als ihr Selbsterhaltungstrieb dahintergestanden hatte. Ihre Überlebensinstinkte hatten ihr mehr als einmal die Haut gerettet.

Er schlenderte zu ihr hinüber und wartete, bis sie ihren Flirt mit dem Typen an der Bar beendet hatte. Sie machte eine Pause und zwinkerte Smith so schnell zu, dass er sich fast fragte, ob er es sich nur eingebildet hatte.

»Es tut mir leid, ich muss jetzt gehen«, erklärte sie dem anderen Mann und klang ehrlich enttäuscht. Smith wusste es besser. Sie nahm ihr Glas und deutete mit dem Kopf auf einen Ecktisch.

»So ein Glück«, sagte Smith lakonisch. Angesichts des Betriebs, der in der Bar herrschte, hatten sie es kaum dem Zufall zu verdanken, dass dieser Platz frei war, der sich perfekt für ein verschwiegene Treffen eignete.

»Ich verlasse mich in meinem Leben auf eine Menge Dinge«, erklärte Georgia. »Glück gehört nicht dazu.« Er bedeutete ihr vorzugehen, obwohl Georgia Kincaid alles andere als eine Lady war.

Es gehörte sich einfach, ein Kavalier zu sein. Als sie auf ihren Pfennigabsätzen zum Tisch stolzierte, fielen ihm wieder ihre Stärke und ihr Selbstvertrauen auf. Nach dem Angriff vor einem Jahr, bei dem sie fast ums Leben gekommen war, hatte er sich gefragt, ob sie sich ändern würde. Und tatsächlich: Einiges war inzwischen anders. Sie hatte einen neuen Job, honorige Kontakte, und sie hatte, jedenfalls soweit er wusste, für ihr neues Leben gewisse anrühige Nebenjobs aufgegeben. Vermutlich war es das Beste, sie nicht danach zu fragen. Doch er kannte die Wahrheit. Smith hatte die Narben gesehen. Er hatte die Krankenakte gelesen. Abtreibungen. Selbstmordversuche. Niemand, der sie zum ersten Mal sah, würde diese düsteren Abgründe in ihrem Leben vermuten. Aber schließlich war auch ihr Verhalten voller Widersprüche. Im einen Moment war sie die autoritärste Person, die er je erlebt hatte, im nächsten bettelte sie darum, dominiert zu werden. In der Öffentlichkeit führte sie das Zepter, und hinter geschlossenen Türen unterwarf sie sich. Die Maske, die sie selbst jenen gegenüber aufsetzte, die ihr am nächsten standen, verbarg die Schmerzen ihrer Vergangenheit.

Sie wählte den Stuhl auf der Wandseite. Eine kluge Entscheidung. Auf diese Weise hatte sie jeden im Raum im Blick, dachte er, und ihm blieb nichts anderes übrig, als den schlechteren Platz zu nehmen. Georgia hatte immer den Überblick. Sie war ständig auf der Hut, um sich zu schützen.

»Also, worum geht es?«, erkundigte sich Smith, sobald sie saßen.

Sie ließ die bernsteinfarbene Flüssigkeit auf dem Boden ihres Glases kreisen, dass die Eiskwürfel klackerten, und zuckte mit den Schultern. »Darf man sich nicht mit einem alten Freund auf einen Drink treffen? Es ist bald Weihnachten.«

»Ich hatte keine Ahnung, dass du sentimentale Anwandlungen hast«, erwiderte er.

Ein Kellner erschien am Tisch und nahm seine Bestellung entgegen. Als er wieder weg war, zog Georgia eine Augenbraue hoch. »Mineralwasser? Bist du schwanger?«

Wut wallte in ihm auf. Doch sie konnte unmöglich wissen, wie heikel dieses Thema war, und er schenkte ihr ein gequältes Lächeln. »Alles ändert sich. *Dir* brauche ich das doch nicht zu erzählen.«

In Wahrheit hatte er über seine neuerliche Abstinenz niemandem gegenüber ein Wort verloren. Belle hatte es bemerkt, sich eines Kommentars jedoch enthalten. Während der Zeit in Hammonds Diensten hatte er allzu oft nach der Flasche gegriffen. Alkohol war ein Laster, dem auch sein Vater gefrönt hatte. Da er jetzt versuchte, ein besserer Mensch zu werden, erschien es ihm ratsam, sich trockenzulegen. Er hatte keine Lust, Georgia das zu erklären, und sie versuchte nicht, etwas aus ihm herauszupressen – einer der Gründe, warum ihre Beziehung funktionierte.

»Man hat mir einen neuen Auftrag erteilt. Ich glaube, er wird dich interessieren.« Sie tickte mit den Fingernägeln gegen ihr Glas.

»Ich dachte, du bist jetzt im Staatsdienst«, erwiderte er und bedankte sich mit einem Nicken beim Kellner, der ihm sein Club Soda brachte. »*Ich* stehe nicht in den Diensten der Krone.«

War dies der Grund, warum Alexander ihn gebeten hatte, sie im Auge zu behalten? Verdächtigte er sie, Staatsgeheimnisse weiterzugeben, sobald sie eingeweiht wurde? Er hatte sich dazu bereiterklärt, weil Alexander andeutete, es ginge um die Sicherheit seiner Frau. Er wollte, ebenso wie Belle, auf dem Laufenden gehalten werden. Nach seiner Zeit bei Hammond hatte Smith begriffen, wie wichtig es war, über Gerüchte schon Bescheid zu wissen, bevor sie sich als wahr erwiesen. Trotzdem gefiel es ihm gar nicht, wieder in die Affäre hineingezogen zu werden. Er wusste nicht einmal, ob er es wirklich wissen wollte, falls Georgia nicht mehr auf

der richtigen Seite des Gesetzes stand. Dieses Wissen würde ihn dazu zwingen, sich zwischen seiner Langzeitallianz mit ihr und dem Versprechen, das er Alexander gegeben hatte, zu entscheiden.

»Ich bin immer noch ein braves Mädchen – meistens jedenfalls. Aber weil diese Sache für uns beide so wichtig ist, halte ich es in diesem Fall für verzeihlich, darüber zu reden.«

Das Glas auf halbem Wege zu seinem Mund, erstarrte er. Es gab nur ein gemeinsames Interesse, das Georgia dazu veranlassen konnte, sich an ihn zu wenden. »Ich bin raus«, erinnerte er sie. In der Nacht, in der Hammond gestorben war, war Smith selbst entschlossen gewesen, ihn zu töten. Doch stattdessen war er fortgegangen, nachdem Hammond sich entschuldigt und ihm eröffnet hatte, dass sie alle nur Figuren in einem viel größeren Spiel waren, doch da Hammond tot war, war Smith außer Gefahr. Also musste er sich nur noch um seine eigene und um die Sicherheit seiner Frau sorgen und konnte ansonsten tun und lassen, was er wollte. So hatte er das letzte Jahr verbracht. Nun versuchten sowohl Alexander als auch Georgia, ihn von Neuem in die Schlacht zu ziehen.

»Niemand ist jemals wirklich raus«, murmelte Georgia.

»Ich schon«, erwiderte Smith entschieden. Womit auch immer sie sich beschäftigte: Wenn er sich jetzt in ihre Ermittlungen einschaltete, weckte er damit nur schlafende Hunde. Er musste mit Alexander darüber reden und ihm gegenüber klar seinen Wunsch zum Ausdruck bringen. Er respektierte, dass Alexander seine Frau schützen wollte, doch Alexander musste respektieren, dass er dasselbe Bedürfnis hatte. Er wollte nicht Belles Leben aufs Spiel setzen, um Clara zu schützen.

»Sind dir die Menschen, die wir verloren haben, ganz egal? Und alles, was wir aufgegeben haben?«, wollte sie wissen. Ungläubiges

Staunen war nichts, das häufig an ihr zu beobachten war. Es wirkte ebenso deplatziert, als hätte sie einen regenbogenfarbenen Pullover und Zöpfe getragen.

»Warum überrascht dich das?«, fragte er. »Ich wollte nie etwas anderes, als da herauszukommen. Ich wollte mein Leben zurück. Das habe ich erreicht.«

»Sie haben versucht, dich und deine Frau zu ermorden«, erinnerte sie ihn.

»Hammond hat versucht, meine Frau zu töten«, korrigierte er. Es hatte keine weiteren Anschläge auf Belles Leben gegeben, seit er zum letzten Mal mit dem Mann gesprochen hatte, der jetzt tot war. Das war für Smith Beweis genug, dass nach Hammonds Tod keine Bedrohung mehr existierte. »Ich bin nicht an Rache interessiert.«

»Wie du willst.« Sie trank ihr Glas aus und stellte es zurück auf den Tisch. »Ich werde das berücksichtigen.«

Sie hatte immer schon ein viel stärkeres Rachebedürfnis gehabt als Smith, aber sie hatte auch furchtbare Dinge erlebt, die ihm erspart geblieben waren. Ihre Dämonen trieben sie dazu, den Rachefeldzug fortzusetzen. Auch wenn er nicht vorhatte, etwas zu unternehmen, war er dennoch neugierig. Er hatte sich schon immer gefragt, wer hinter Hammond und seiner antimonarchistischen Verschwörung stand. Zu erfahren, dass es nicht sein ehemaliger Arbeitgeber war, der im Hintergrund die Fäden zog, war ein Schock für ihn gewesen. Der wahre Kopf war im Verborgenen geblieben, und Georgia schien zum ersten Mal auf eine Spur gestoßen zu sein.

Dennoch konnte er sich eine spitze Bemerkung nicht verkneifen. »Und wenn du ihn hast, kommt er dann vor Gericht, oder willst du das selbst übernehmen?«

Ein kokettes Lächeln huschte über ihre Lippen. »Ich weiß noch nicht.«

»Wenn du das tust, werden sie dich feuern.« *Oder Schlimmeres*, dachte er im Stillen.

Andererseits gab es aber auch Leute in hohen Positionen, die sich geneigt fühlen könnten, ihr notfalls beizustehen – und sei es auch nur, um ihre eigene Haut zu retten. Sollte Georgia sich jemals entscheiden, eine tragische Arie über ihre Vergangenheit zu singen, kämen einige sehr bekannte Namen darin vor. »Der Mann tut mir jetzt schon leid, wenn du herausfindest, wer er ist.«

»Oh, das weiß ich schon.« Sie klimperte mit den Wimpern und sah dabei alles andere als unschuldig aus.

Es passte zu Georgia, die Bombe erst platzen zu lassen, nachdem er seine Neutralität erklärt hatte. Doch es konnte schließlich nicht schaden, nach dem Namen zu fragen, oder? Es schien eher unwahrscheinlich, dass Smith denjenigen kannte, und da Georgia einer von nur zwei Menschen auf dieser Welt war, deren Wohl ihm am Herzen lag – und mit denen er überhaupt offen sprach –, rechnete er nicht mit einem Verrat.

»Du stirbst vor Neugierde, stimmt's?«, mutmaßte sie, als er stumm blieb.

»Es würde nichts ändern«, versicherte er ihr. Er hatte sich entschieden. Sollten sich doch Alexander und seine Männer um diese Angelegenheit kümmern. Solange es Smith und Belle nicht betraf, hatte er keine Aktien darin. »Es spielt keine Rolle.«

»Irgendwie glaube ich das aber doch«, erwiderte sie.

Er nahm einen großen Schluck von seinem Club Soda und wünschte nicht zum ersten Mal, es wäre etwas Hochprozentiges. Beziehungsweise überhaupt etwas Alkoholisches. Aber das behielt er für sich.

»Wer ist es?«, fragte er schließlich.

»Wir warten auf die Bestätigung«, schwächte sie die Kraft der

Ankündigung ab. Die Beweislage musste dennoch vernichtend sein, sonst hätte sie sich nicht gemeldet.

Er schüttelte den Kopf. Jetzt spannte sie ihn absichtlich auf die Folter. Sie hatte ihn dazu gebracht zu fragen und genoss es nun, ihn zappeln zu lassen.

»Wer?«, wiederholte er, denn er hatte keine Lust auf ihr Katz-und-Maus-Spiel.

»Jemand, der im Parlament immer mehr an Einfluss gewinnt«, erwiderte sie.

»Und warum sollte mich das etwas angehen?« Smith hatte sich nie besonders für Politik interessiert. Es war eine nutzlose Faszination, von der sich allzu viele intelligente Männer ablenken ließen. Bürokratie war ein Mittel für all jene, die lieber den Amtsschimmel ritten, anstatt selbst etwas zu schaffen. »Mir würde wahrscheinlich kein einziger Name eines Parlamentariers einfallen.«

»Dasselbe habe ich zuerst auch gedacht, als ich davon hörte«, sagte sie, »aber als ich dann mehr über ihn erfuhr, entdeckte ich die Verbindung.«

»Welche Verbindung?«, fragte er gedehnt. Dass sie ausgerechnet *ihn* angerufen hatte, war mit Sicherheit kein Zufall, so viel war klar. Dass er jetzt hier saß, bedeutete, dass sie über Informationen verfügte, die von Interesse für ihn waren.

»Er hat sich gerade erst ein Anwesen gekauft. Anscheinend versucht er, sich einen seriöseren Anstrich zu geben. Wir haben ein paar Profiler auf ihn angesetzt, um herauszufinden, ob er wirklich zu den Dingen imstande ist, die wir ihm zutrauen. Ich brauchte nicht erst die Berichte abzuwarten, denn ich habe ihn gesehen. Er ist es.«

Der Schauer, der ihm den Rücken hinunterlief, verriet ihm, was sie noch nicht ausgesprochen hatte. Während er darauf wartete, letzte Gewissheit zu erlangen, gefror ihm das Blut in den Adern.

»Sein Name ist Oliver Jacobson«, fuhr sie fort. »Ich bin mir nicht sicher, aber da er der neue Nachbar deiner Schwiegermutter ist, dachte ich, dass ihr zwei euch vielleicht schon begegnet seid.«

Smith versuchte, den Knoten hinunterzuschlucken, der sich in seiner Kehle bildete, aber er saß fest. Sie brauchte ihm nicht mehr zu erzählen. Eigentlich war ihm der Mann fremd geblieben. Smith hatte nur wenige Stunden in seiner Gegenwart verbracht. Belle war nicht mit Jacobson zurechtgekommen. Damals hatte Smith die Abneigung seiner Frau auf die Schwierigkeiten mit ihrer Mutter zurückgeführt. Jacobson hatte sich bei Belles Mutter nützlich gemacht. Schon Monate bevor Smith Price und seine Ehefrau dort Zuflucht gesucht hatten, war er auf dem Anwesen der Stuarts ein und aus gegangen. Die wenigen unangenehmen Momente, die er mit dem Mann erlebte, hatte Smith damals auf die leichte Schulter genommen, weil er sie für Nebenwirkungen der Paranoia seiner Frau hielt. Doch jetzt schien alles einen Sinn zu ergeben: die beiläufigen Bemerkungen über die Adelsprivilegien, der erschreckende Augenblick, als Jacobson ein Gewehr viel zu nahe an Smiths Kopf gehalten hatte, und natürlich auch Jacobsons Interesse an den Stuarts.

Belle war nicht zufällig in Smiths Leben getreten. Man hatte sie ihm geschickt und Smith die Aufgabe zugewiesen, sich an sie heranzumachen, um sie als Informationsquelle anzuzapfen. Seine Frau sollte unwissentlich ihre beste Freundin und die königliche Familie ausspionieren. Doch zu diesem Zeitpunkt hatte Smith Hammond bereits ans Messer geliefert und mit ihm jene, die hinter der Verschwörung standen, in die er verwickelt war. Es konnte jedenfalls kein Zufall sein, dass Oliver Jacobson eine so gute Bekanntschaft mit den Stuarts pflegte.

Als der Kellner erneut erschien und Georgia zwei Bourbon

bestellte, erhob Smith keinen Einspruch. Sie faltete die Hände auf dem Tisch und wartete, während er über ihre Enthüllung nachdachte. Es bestand keine Veranlassung, etwas zu sagen. Sie brauchte nicht einmal zu fragen: *Habe ich es dir nicht gesagt?*, auch wenn sie sich ein Grinsen nicht verkneifen konnte.

Georgia hatte Recht behalten. Smith konnte nicht mehr neutral bleiben. Der Feind war viel zu nah an seinem Zuhause.



8

Harrods quoll von Menschen über, die auf den letzten Drücker noch ein Weihnachtsgeschenk erstehen wollten. Doch es war das Einzige, das Clara hatte arrangieren können, um trotz aller Turbulenzen den Kontakt zu Belle nicht abreißen zu lassen. Ihre alljährliche Weihnachtsshoppingtour war seit ihren Studienzeiten Tradition. Sie zu planen erwies sich neuerdings allerdings als etwas kniffliger, als sie es von früher gewohnt waren. Clara hatte Norris, ihren persönlichen Leibwächter, nach allen Regeln der Kunst bearbeiten müssen, damit er sie kurz vor Weihnachten an einen derart belebten öffentlichen Ort gehen ließ. Sie hatte zugestimmt, sich so zurechtzumachen, dass sie weder Aufmerksamkeit auf sich ziehen noch ihre Sicherheit gefährden würde. Daher blieb ihr nichts anderes übrig, als einen Burberry-Schal um den Kopf zu tragen. Weil es kaum Fotos von ihr gab, auf denen sie etwas anderes als Kleider und Pumps trug, hatte sie sich für Armani-Jeans und nudefarbene, flache Schuhe entschieden. Trotzdem ging sie nicht nur mit Belle auf

Einkaufstour. Norris war stets in ihrer Nähe. Sie konnte ihn nicht sehen, er tauchte in der Menge unter, doch sie fürchtete, dass die Frau am Parfümstand ihr noch nicht einmal etwas aus einem Flakon aufsprühen könnte, schon wäre er zur Stelle, um sie in Sicherheit zu bringen.

»Bist du sicher, dass du dir keine Sonnenbrille aufsetzen willst?«, sagte Belle trocken, als die beiden an einem Ständer mit Schals stehen blieben. Sie zupfte an den Fransen von Claras Kaschmirschal herum.

»Erinnere mich bloß nicht daran, wie idiotisch ich aussehe«, flehte Clara. Normaler als das hier konnte ihr Leben nicht mehr werden. Damit musste sie sich abfinden. Momentan versuchte sie sich einzureden, sie wäre nur eine ganz normale Frau, die einen Tag mit ihrer besten Freundin verbrachte. Sonst müsste sie über die Situation zu Hause nachdenken.

Clara hatte sich immer davor gescheut, Belle in ihre Beziehungsprobleme einzuweißen. Alexander war ein verschlossener Mann. Jeder kleine Einblick, den er ihr in sein gut geschütztes Innenleben gewährte, erschien ihr zu kostbar, um damit hausieren zu gehen. Sie musste sich daran gewöhnen, zurückgezogen und diskret zu leben.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Belle, als würde sie spüren, dass Clara etwas beschäftigte.

»Alles in Ordnung«, erwiderte sie geistesabwesend. Belle schürzte die Lippen. Sie glaubte ihr nicht, versuchte aber auch nicht, weiter in sie zu dringen. Clara dachte einen Moment nach. »Wir haben Streit«, räumte sie ein.

Mehr brauchte sie eigentlich gar nicht zu sagen. Belle war jetzt selbst eine verheiratete Frau. Da sie einen Anwalt geheiratet hatte, waren ihr Streitereien bestimmt nicht fremd.

»Etwas Ernstes?«, erkundigte sich Belle. Sie wählte ihre Worte mit Bedacht, wofür Clara ihr dankbar war. An diese Taktik hatten sich die beiden in den vergangenen Monaten gewöhnt. Es gefiel Clara überhaupt nicht, wie sich der Austausch innerhalb ihrer Freundschaft verändert hatte. Doch das war unvermeidbar gewesen, als Belle eine Beziehung mit Smith Price begann. Sie hatte begonnen, ihr ebenso viel zu verschweigen wie Alexander, und Clara nicht einmal eingeweiht, als sie nach New York durchgebrannt war. Sie hatten es beide geschafft, einen Schlusstrich unter ihre verletzten Gefühle zu ziehen. So machte man das mit seiner besten Freundin, doch danach war es nie wieder wie früher gewesen.

»Nur das Übliche«, berichtete Clara. »Er ist übervorsichtig und aufbrausend. Er führt sich auf, als wäre er der König von England oder so.«

Belle kicherte zustimmend. »Smith ist auch nicht viel besser, und er hat keinen Titel, hinter dem er sich verstecken kann.«

»Ich halte das nicht aus«, gestand Clara. Sie marschierte zu einer Vitrine mit einer weihnachtlichen Teemischung und schnupperte an einer Probe. Der Tee schien ihr ein passendes Geschenk für ihre Mutter zu sein. »Ich hasse die Leibwächter. Ich hasse es, mich in meinem eigenen Zuhause wie eine Gefangene zu fühlen.« Dabei ließ sie es bewenden. Belle brauchte nicht zu wissen, dass ihr Ehegatte sie eine Stunde lang allein und gefesselt im Schlafzimmer zurückgelassen hatte. Was Alexander und sie hinter verschlossenen Türen trieben, war ein Thema, das Clara absolut diskret behandelte. Außerdem würde sie ihrer besten Freundin zutrauen, Alexanders Tür einzutreten und ihm den Kopf zu waschen, wenn Belle wüsste, was er Clara angetan hatte.

Belle schwieg, und Clara merkte, dass sie einen Nerv getroffen hatte.

»Mir gefällt es«, gab ihre beste Freundin schließlich zu. »Seitdem das mit Smith passiert ist, habe ich nichts dagegen, dass wir Leibwächter haben. Meistens bemerke ich sie gar nicht, und ich fühle mich einfach besser, wenn ich weiß, sie sind da.«

Clara fragte sich unwillkürlich, ob sie beide nicht die Rollen getauscht hatten. Früher war sie selbst total empfindlich gewesen und hatte sich gewissermaßen vor ihrem eigenen Schatten gefürchtet. Eine Folge der Beziehung mit ihrem Exfreund Daniel, der sie sehr schlecht behandelt hatte. Trotz des gesteigerten Interesses an ihrem Privatleben verwahrte sich Clara gegen Alexanders Obsession, immer zu wissen, wo sie war, was sie tat und dass sie in Sicherheit war. Der Gerechtigkeit halber musste ihm zwar zugestanden werden, dass er allen Grund zur Sorge hatte, doch Clara war fest entschlossen, sie selbst zu bleiben, auch wenn sie ein Leben im Dienste der Öffentlichkeit angetreten hatte.

Belle hatte ihre wilden Jahre an der Universität verlebt. Obwohl sie damals verlobt war, konnte sie binnen Sekunden von pflichtbewusst auf wagemutig umschalten. Das hatte Clara an ihr bewundert. Jetzt aber zog Belle es vor, sich zu isolieren. Es hatte Clara einige Mühe gekostet, sie dazu zu bewegen, mit ihr unter Leute zu gehen. Von ihrer Schwester Lola, die in Belles Start-up-Firma den größten Teil der Öffentlichkeitsarbeit übernommen hatte, wusste Clara, dass Belle sich weigerte, das Gesicht zu sein, mit dem sich Bless in der Öffentlichkeit präsentierte. Es war beinahe, als wollte sie sich in einen Geist verwandeln.

Clara hatte sich dazu durchgerungen, Belles Wünsche zu respektieren, auch wenn sie sie nicht verstand.

»Was steht jetzt noch auf deiner Einkaufsliste?«, fragte Belle, und Clara spürte, dass sie das Thema zu wechseln versuchte. Sie musste noch etwas für Alexander besorgen. Weil sie nach wie vor

ziemlich sauer auf ihn war, schien jetzt nicht der beste Zeitpunkt zu sein, ihm ein Geschenk zu kaufen. Er hatte sich schon oft idiotisch verhalten, aber diesmal hatte er – warum auch immer – eine Grenze überschritten, und sie wusste nicht, wie sie wieder dahinter zurückfinden sollten.

»Ich brauche etwas für Elisabeth«, sagte sie stattdessen. »Ich weiß, dass sie eine Menge bekommen wird, aber ich finde, ich sollte ihr etwas ganz Besonderes schenken.« Ihre kleine Prinzessin war wirklich verwöhnt. Sie war die erste Enkeltochter, die erste Nichte und das erste Kind. Es gab keinen Wunsch, der Elisabeth nicht bereits erfüllt worden war. Dennoch gab es für Clara nur wenige, kostbare Gelegenheiten, selbst etwas für ihre Tochter zu kaufen.

Sie machten sich auf den Weg zur Kinderabteilung. Elisabeth war zierlich und schlug Claras Ansicht nach weder nach ihrer Mutter noch nach ihrem Vater, deshalb benötigte sie immer noch Säuglingsgrößen.

»Das ist aber süß«, gurrte Clara und hielt ein rotes Samtcape mit einem passenden Mützchen hoch. Sie drehte sich um und wollte es Belle zeigen, blieb jedoch wie angewurzelt stehen, als sie den Gesichtsausdruck ihrer besten Freundin sah, die traurig den Spitzenkragen eines Taufkleidchens betastete.

»Ich habe darüber nachgedacht, das Sortiment von Bless zu erweitern«, bemühte sich Belle viel zu rasch um eine Erklärung. »Kinder wachsen so schnell aus ihren Sachen heraus. Hat man mir jedenfalls erzählt. Vielleicht wäre es sinnvoll, wenn man nicht alles kaufen müsste.«

»Das stimmt«, pflichtete Clara ihr bei, doch sie spürte, dass hinter Belles Interesse mehr steckte, als sie zugab. Clara war nicht auf die Idee gekommen, dass es ihre beste Freundin belasten könnte, die Abteilung für Kinderbekleidung zu besuchen. Seit Belles Geständnis,

dass sie eine Fehlgeburt gehabt hatte, war schon eine Menge Zeit vergangen. Seitdem war das Thema nicht wieder zur Sprache gekommen. Nun musste Clara sich entscheiden. Als Clara sich vorhin aufgeregt hatte, hatte Belle netterweise auch nicht weiter nachgefragt, doch in dem Fall war es lediglich um einen Ehekrach gegangen. Was ihrer Freundin auf der Seele lastete, schien allerdings etwas zu sein, worüber sie sich mit jemandem unterhalten musste.

»Willst du darüber reden?«, fragte sie Belle sanft.

Belle wollte schon den Kopf schütteln, doch dann besann sie sich eines Besseren. Sie räusperte sich, dann begann sie zu reden. Als sie es schließlich herausließ, waren ihre Worte voller Gefühl. »Du weißt, dass ich eine Fehlgeburt hatte«, begann sie bewegt. »Gleich, nachdem Smith und ich geheiratet hatten. Die Schwangerschaft war nicht geplant. So vieles beschäftigte uns damals, dass ich nicht mal weiß, wie es hatte passieren können. Und dann hatte ich kaum Zeit, mich mit dem Gedanken anzufreunden, dass ich ein Baby haben würde, da wurde es mir schon wieder weggenommen. Es kommt mir vor, als wäre mir im letzten Jahr sehr viel weggenommen worden.«

Clara suchte nach der richtigen Frage, die sie ihr jetzt stellen sollte. Sie wusste das eine oder andere über ungeplante Schwangerschaften, doch im Gegensatz zu Belle hatte sie kein Kind verloren. Zu wissen, dass ihre beste Freundin den Schmerz so lange stumm mit sich herumgetragen hatte, zerriss ihr das Herz.

»Ich weiß, das ist jetzt schon ein Jahr her«, fuhr Belle fort, »und ich sollte darüber hinweg sein.«

»Liebe hält sich nicht an den Fahrplan«, murmelte Clara und erinnerte sich an die weisen Worte, die Norris ihr einst ans Herz gelegt hatte. »Ich finde, du hast das Recht, so lange traurig zu sein, wie es nötig ist.«

»Selbst wenn es ewig dauert?«, flüsterte Belle.

»Selbst dann«, versicherte ihr Clara. Danach hielt sie inne. Sie hatte ihre beste Freundin dazu gebracht, ihr zu erzählen, was ihr so zu schaffen machte. Jetzt musste sie sich entscheiden, ob sie mit dem schmerzhaften Thema weitermachen wollte. »Versucht ihr, ein Baby zu bekommen?«

»Ja«, sagte Belle nach längerem Zögern, »und nein.«

»Ich glaube, so etwas nennt man widerstreitende Gefühle«, erwiderte Clara leise. Sie lächelte Belle aufmunternd zu, während sie das kleine Samtcape wieder zurückhängte. Vielleicht war dies hier nicht der beste Ort, um sich über dieses Thema zu unterhalten.

Sie schaute sich um und entdeckte Norris, der sich in sicherer Entfernung hinter ihr aufhielt. Sie führte Belle von den winzigen Kleidungsstücken weg, die an das erinnerten, was sie verloren hatte – und immer noch verlieren konnte. Sie machten Halt, als sie in einer Ecke einen Spieltisch für Kinder entdeckten.

»Richtig würdevoll ist das nicht«, sagte Belle, als sie sich auf die Ministühle setzten.

»Wer sagt denn, dass ich immer meine Würde wahren muss?«, fragte Clara. Der kleine Scherz löste die düstere Stimmung ein wenig, und Belle entspannte sich.

»Ich habe gesagt, dass wir es versuchen, weil Smith es so offensichtlich wollte.«

»Aber?«, hakte Clara nach.

»Ich habe trotzdem noch die Pille genommen«, gestand Belle.

»Also wolltest du eigentlich kein Baby?«

»Doch, ich will. Das ist ja das Seltsame daran. Ich weiß nicht, warum ich mit der Pille weitergemacht habe, außer vielleicht, weil ich Angst hatte.«

»Niemand kann dir vorwerfen, dass du Angst hast«, sagte Clara

aufmunternd. »Zuerst planst du überhaupt nicht, schwanger zu werden, und dann verlierst du das Baby auch noch. Damit muss man erst mal fertigwerden, zumal wenn man bedenkt, was du in der Zeit durchgemacht hast. Wie geht es dir jetzt damit?«

»Besser«, sagte Belle. »Smith hat die Antibabypille gefunden und ist ausgeflippt. Ich hatte ja keine Ahnung, dass es ihm so wichtig war, ein Baby zu haben.«

»Männer sind in dieser Hinsicht seltsam«, sagte Clara trocken. Alexander war nicht gerade glücklich gewesen, als sie herausfand, dass sie schwanger war, doch seit Elisabeths Geburt hatte sie ihn im Verdacht, sie jedes Mal schwängern zu wollen, wenn er mit ihr ins Bett ging. Sie war sich nur noch nicht so ganz darüber im Klaren, ob es daran lag, dass er Elisabeth abgöttisch liebte – was der Fall war –, oder ob es ihm gefiel, seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen. »Hast du mit ihm darüber geredet?«

»Ein bisschen.« Belle atmete tief durch. »Ich habe die Pille weggeworfen. Das habe ich ihm auch gesagt. Ich glaube, irgendwie habe ich immer noch Angst, schwanger zu werden, aber nicht, weil ich kein Kind von ihm will.«

Clara hätte ihr am liebsten gesagt, dass alles gut werden würde, doch sie wollte ihre beste Freundin nicht mit einer Plattitüde abspeisen. »Ganz egal was passiert, ich werde für dich da sein.« Das war der einzige Trost, den sie ihr anbieten konnte. Belle lächelte dankbar.

»Komm schon«, sagte sie zu Clara, stand auf und wischte sich die paar Tränen aus dem Gesicht, die sich während ihres Gesprächs davongestohlen hatten. »Ich muss auch etwas für Elisabeth kaufen.«



Als Claras Handy zu läuten begann, ignorierte sie es. Mitten im

Gedränge der Weihnachtseinkäufer schien es ihr unpassend, ein Telefongespräch zu führen. Doch als es nicht aufhörte, in ihrer Tasche zu vibrieren, konnte sie es nicht länger ignorieren. In einer Minute war sie so oft angerufen worden, dass sie davon ausging, Alexanders Namen zu sehen. Stattdessen stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass es sich um Edward handelte. Sie zeigte Belle kurz das Display, und ihre Freundin schüttelte den Kopf.

»Sollte er jetzt nicht gerade in trauter Zweisamkeit mit seinem Verlobten zusammen sein?«, fragte sie.

Clara wollte nichts heraufbeschwören, indem sie aussprach, was ihr durch den Kopf ging, doch sie vermutete, dass der Haussegen schief hing. Edward hatte sich viel zu lange davor gedrückt, einen neuen Hochzeitstermin festzulegen, nachdem er den ursprünglich geplanten Termin verschoben hatte. Nun kam auch noch der ganze Weihnachtsstress dazu, deshalb fragte sie sich unwillkürlich, ob es schließlich doch zum großen Knall gekommen war. Als das Telefon erneut klingelte, sah Clara zu Belle hinüber. »Ich glaube, das war's mit dem Shoppen.« Sie schickte eine kurze SMS an Edward, damit er aufhörte, sie ständig anzurufen, und schaute sich nach Norris um. Er wurde sofort auf sie aufmerksam und löste sich aus der Menge. Sie eilten zu ihm.

»Anscheinend hat Edward einen Nervenzusammenbruch«, erklärte Belle. »Wir müssen zum Wagen und ihn zurückrufen.«

»Wie Sie wünschen.« Er kniff den Mund zusammen, um nicht *Majestät* hinterherzuschicken. Clara hatte ihn mehrfach gebeten, sie insbesondere in der Öffentlichkeit nicht mehr so zu titulieren. Sie dankte es ihm mit einem Lächeln. Es fiel Norris nicht leicht, sich über die gebotene Etikette hinwegzusetzen, aber er war für sie und Alexander eher eine Vaterfigur als ein Angestellter. Er trat einen Schritt zur Seite, um einen Anruf zu erledigen, und führte sie ein

paar Minuten später aus dem Haupteingang.

Die Ankunft eines Autos mit Sicherheitseskorte weckte die Aufmerksamkeit zahlreicher Weihnachtseinkäufer, und als dann auch noch ein Windstoß unter Claras Schal fuhr und ihn ihr aus dem Gesicht wehte, wusste sie, dass sie auf verlorenem Posten kämpfte. Handys wurden gezückt, und die Leute schossen Fotos. Norris führte sie von der immer größer werdenden Menge fort. Wenigstens waren keine Paparazzi zur Stelle, um den Horror auf die Spitze zu treiben. Alexander würde mit Sicherheit auf diversen Internetblogs Storys über ihren improvisierten Einkaufstrip finden.

Die Vorstellung, ihn damit ein bisschen zu ärgern, bereitete ihr klammheimliche Freude. Es war gar nicht verkehrt, wenn nicht immer alles so lief, wie er sich das vorstellte.

Belle schubste sie geradezu auf den Rücksitz, bevor noch mehr Fotos geknipst werden konnten. Als sie schließlich saßen, stellten sie ihre Einkaufstüten ab, und Clara konnte Edward anrufen. Er hob schon ab, bevor es am anderen Ende auch nur geklingelt haben konnte.

»Liegst du im Sterben?«, fragte ihn Clara geradeheraus.

»Das wollte ich dich auch gerade fragen«, gab er zurück. Seine vorgetäuschte Empörung war leicht zu durchschauen. Edward war der charmantere der beiden Brüder. Als offizieller Ersatzthronfolger war er dazu gezwungen gewesen, lange mit seiner Homosexualität hinter dem Berg zu halten, und hatte einen charismatischen Witz entwickelt, der ihm am Königshof das Überleben sicherte. Das war einer der Gründe gewesen, warum Clara sofort mit ihm warm geworden war, und als sie Edward später Belle vorgestellt hatte, wurden die drei engste Freunde.

»Falls du nicht allzu beschäftigt bist ... Ich habe so etwas wie einen Notfall«, verkündete er.

»Was hast du angestellt?« Sofort machte Clara sich Sorgen.

»Du klingst so mütterlich, wenn du so etwas sagst«, murmelte Belle neben ihr. »Ganz ehrlich, du müsstest sie sehen, Edward. Du würdest denken, dass sie gleich in Tränen ausbricht.«

»Sei still.« Clara boxte sie gegen die Schulter. »Meine Launen interessieren ihn nicht. Warum rufst du uns alle fünf Sekunden an?«

»Wenn ihr gerade beschäftigt seid«, schlug Edward vor, »kann ich auch einfach jemand anderen anrufen.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage«, sagte Belle. »Spuck's aus.«

»Na ja, David und ich bereiten hier alles für Weihnachten vor und streiten uns über den Weihnachtsbaum.«

»Klar«, warf Clara ein.

»Ich weiß, das ist schrecklich schwul von uns«, sagte Edward. »Außerdem ... wie sage ich es nur am besten ... haben wir beschlossen zu heiraten.«

»Erzähl uns was Neues«, sagte Belle gedehnt. Sie blickte Clara an und kniff die Augen zusammen.

»Und zwar *jetzt*«, stellte Edward klar. »Besser gesagt, über die Feiertage.«

»Ihr heiratet an Weihnachten?« Clara schlug sich die Hand vor den Mund. Es fehlte nicht viel, und sie wäre in Tränen ausgebrochen. Aber wenn sie jetzt zu weinen begann, würde sie das Ende der Geschichte nicht mehr mitkriegen.

»Wir dachten an den Silvesterabend.«

»Nicht sehr originell«, sagte Belle. »Wann wolltet ihr uns denn einweihen? Oder habt ihr euch Sorgen gemacht, wir könnten denken, ihr macht uns alles nach?«

»Ich dachte, wenn wir denselben Hochzeitstag hätten, könntest du dafür sorgen, dass ich es nicht vermassele und jedes Jahr das Geschenk vergesse«, scherzte er. »Außerdem wolltet ihr sowieso in

einer Woche herkommen, und ich hatte irgendwie gehofft, dass ihr vielleicht früher kommen könntet.«

»Natürlich!«, verkündeten Belle und Clara unisono.

»Wir haben eine Menge zu erledigen«, fuhr Edward unbeeindruckt fort, als ob er sie nicht gehört hätte, »ich weiß, dass ihr beide sehr beschäftigt seid. Belle, du hast eine Firma, und Clara, du hast ...«

»Wir werden da sein«, unterbrach ihn Clara, bevor er es sich selbst ausreden konnte. Wenn sie nun endlich die Gelegenheit dazu bekam, würde sie ihren Schwager an den Traualtar führen. Er hatte alles so lange hinausgezögert, dass sie ihm keine Gelegenheit mehr lassen wollte, es sich anders zu überlegen.

»Ich muss das noch mit Smith besprechen«, sagte Belle. »Aber selbstverständlich können wir früher kommen.«

»Und Clara muss sich noch von Alexander die Genehmigung holen«, stichelte Edward.

»Nein, das werde ich nicht«, sagte Clara zu ihrer Verteidigung, womit sie sich ein betretenes Schweigen ihrer Freunde einhandelte. Es breitete sich aus, bis Edward es schließlich durchbrach.

»Dann ist das geklärt. Ruft mich an, wenn ihr alles geregelt habt.« Sie hatten kaum aufgelegt, da schloss Clara schon die Arme um Belle und drückte sie ganz fest. Die beiden fingen an zu lachen.

»Bei dir geht es gefühlsmäßig aber ganz schön auf und ab«, warf Belle ihr vor.

Clara löste sich von ihr und blickte sie mit strahlenden Augen an. Sie hatte sich schon davor gefürchtet, über Weihnachten an ihren uneinsichtigen Ehegatten gekettet zu sein. Jetzt bot sich stattdessen eine Ablenkung, wie sie schöner nicht hätte sein können. »Ich kann mir nicht helfen, aber es fühlt sich so an, als wäre Weihnachten dieses Jahr vorverlegt.«



9

Belle stürmte aufgeregt ins Haus und ließ ihre Einkaufstaschen auf den Boden fallen, dann erst entdeckte sie ihn. Smith beobachtete amüsiert, wie sich die Wangen seiner Frau rosa färbten. Es war ein reizender Farbton, der ihn daran erinnerte, wie leicht es war, auch ihre anderen Backen rosa zu färben. Sie schlug die Hand vor die Brust, als ob er ihr einen Schrecken eingejagt hätte, doch was er in der Hand hielt, interessierte sie mehr. Ein Glas Bourbon. Sie sagte nichts, und er verspürte nicht das Bedürfnis, sich zu erklären. Der Drink, den er heute Nachmittag mit Georgia genommen hatte, hatte nicht gereicht – nicht nach dem, was sie ihm erzählt hatte. Dass er sich damit zurückgehalten hatte, seinen Wunsch nach Alkoholabstinenz an die große Glocke zu hängen, erwies sich jetzt als richtig, denn die Ereignisse des heutigen Tages erforderten mehr als nur einen Drink.

»Shopping?«, fragte er. Sie beförderte mit dem Fuß eine der Taschen hinters Sofa, nickte und spielte die Unschuldige. »Etwas für

mich?«

»Etwas für mich, damit ich es für dich tragen kann«, schnurrte sie. Jetzt wirkte sie mitnichten unschuldig, sondern wie ein durchtriebener Vamp.

»Muss ich bis Weihnachten warten?« In diesem Moment war nichts verlockender, als sich tief in seine Frau zu versenken. Und so, wie sie ihn ansah, hatte sie dasselbe im Sinn. Doch als sie sich auf seinen Schoß schob, biss sie sich verlegen auf die Lippe. Sie führte etwas im Schilde. »Heraus damit, meine Schöne.«

Belle musste nicht oft um etwas bitten. Sie hatten Geld, deshalb musste sie nie fragen, ob sie es ausgeben durfte. Er war von ihr besessen, daher fand er so gut wie bei allem, was sie begehrte, einen Weg, es ihr zu ermöglichen. Doch in diesem Moment hatte er nichts dagegen, sich in einer Machtposition zu befinden. Für Macht hatte er eine Menge übrig, insbesondere, wenn er sie über seine Frau ausübte.

Sie schlang einen Arm um seinen Hals, schmiegte sich an seine Wange und flüsterte: »Ich möchte dich um einen Gefallen bitten.«

In seiner Hose begann sich etwas zu regen und wurde härter. Wenn sie ihn jetzt um den Mond bitten würde, hätte er einen Weg gefunden, ihn für sie mit dem Lasso einzufangen. »Was immer du willst.«

»Ich muss morgen früh nach Schottland fahren.«

Die Bitte kam unerwartet. Er blickte sie an. »Ich kann morgen früh nicht nach Schottland reisen.«

Das wusste sie bereits, weshalb sie ihre Verführungskünste spielen ließ. Obwohl er sich weitestgehend aus dem Anwaltsgeschäft zurückgezogen hatte, arbeitete er auf ihre Anregung hin ehrenamtlich. In ein paar Tagen stand ein Treffen mit einem Mandanten an. Da sie sich über die Fälle, die er bearbeitete,

gut informierte, wusste sie, wann er spät nach Hause kommen würde.

»Aber ich muss nach Schottland«, fuhr sie fort und strich dabei mit den Lippen über seine Wange.

Obwohl es ihn einige Mühe kostete, schaffte er es, sie an den Hüften zu packen und sich von ihrem Zauber zu lösen. Dass seine Frau nicht bei ihm sein würde, behagte Smith gar nicht. Dass sie sich in einem anderen Land aufhielt, erschien ihm geradezu unerträglich, selbst wenn es sich dabei um ein Nachbarland handelte. Nach dem, was ihm Georgia heute Nachmittag erzählt hatte, war es aber vielleicht keine schlechte Idee.

Sie interpretierte sein Zögern als Ablehnung und begann zu schmollen. »Edward hat beschlossen, Nägel mit Köpfen zu machen. Du darfst es aber niemandem erzählen«, schickte sie schnell hinterher.

»Ich wollte gerade die Zeitungen anrufen«, sagte er spöttisch. Sie streckte ihm die Zunge heraus, was sie nur noch unwiderstehlicher aussehen ließ. Genauso hatte sich dieser kleine, blonde, heiße Feger, der auf seinem Schoß saß, in sein Herz gestohlen. Sie war wild und unkontrollierbar gewesen und allzu bereitwillig vor ihm auf die Knie gegangen. Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum und versuchte, das stetig steigende Interesse in seiner Hose zu ignorieren.

»Er möchte, dass Clara und ich kommen und ihm helfen. Clara hat sich schon das Okay geholt.«

Das war eine Lüge. Smith wusste das. Verglichen mit Alexander und dessen Besessenheit von seiner Frau, war Smith selbst geradezu einer dieser für das einundzwanzigste Jahrhundert so typischen einfühlsamen Männer.

»Weshalb müsst ihr denn da sein?«, fragte er. »Hat er nicht

Hausangestellte, die sich darum kümmern können?«

»Weil wir seine besten Freundinnen sind«, erklärte Belle. »Und wir müssen einen Junggesellenabschied oder einen Mädelsabend planen. Ich weiß noch gar nicht, was ihm lieber wäre.«

»Wenn du glaubst, die Vorstellung, du ziehst von Pub zu Pub durch die Stadt, könnte mich überzeugen, irrst du dich.«

Sie gab ihre verführerische Haltung auf und warf ihm einen wütenden Blick zu. »Wenn du glaubst, du könntest mir befehlen, zu Hause zu bleiben, anstatt mit meinem besten Freund zu feiern, bevor er heiratet, dann irrst du dich, Sir.«

Das letzte Wort betonte sie besonders.

»Dafür, dass du so bockig bist, sollte ich dich eigentlich übers Knie legen«, warnte er sie. »Aber das könnte dir so passen, was?« Belle hatte nie etwas gegen eine kleine Kabbelei einzuwenden, bevor ihre devote Ader erwachte.

»Ich könnte natürlich dafür sorgen«, meinte sie und beugte sich vor, um wieder ihre weiblichen Reize ins Spiel zu bringen, »dass du auch etwas davon hast.«

»Meine Schöne, das ist eine hervorragende Idee, ich genieße alles, was du tust«, versicherte er ihr. Ihre Hand glitt tiefer und entdeckte die steinharte Beule, die er nach Kräften zu ignorieren versucht hatte. Eigentlich hätte sie sich gar nicht so ins Zeug zu legen brauchen. Er hatte sich fast unmittelbar, nachdem sie danach gefragt hatte, entschieden. Es war besser, wenn Belle von der Bildfläche verschwand und in Sicherheit war, während Smith den Informationen nachging, die er von Georgia bekommen hatte. Er hatte keine Ahnung, ob Jacobson in London war oder sich auf seinem Landsitz aufhielt. Nicht zum ersten Mal war er erleichtert, dass er dieses Weihnachten nicht mit Belles Bruder und ihrer Mutter auf dem Familiensitz verbringen würde. Er hatte seiner Frau Anfang

des Jahres dabei geholfen, ihrem Halbbruder ihre Anteile an Stuart Hall zu verkaufen. Diese Entscheidung begann sich allmählich auszuzahlen, denn es bedeutete, dass Belle kein Bedürfnis verspürte, dorthin zurückzukehren. Da Smith jetzt wusste, dass Jacobson hinter den Angriffen steckte, durfte sie nicht wieder hinfahren – oder zumindest erst, wenn die Sache mit Jacobson aus der Welt geschafft war. Belle nach Schottland zu schicken, wo es die bewaffneten Leibwächter der Royals gab, schien ihm ein kluger Schachzug zu sein.

Belle legte den Zeigefinger unter sein Kinn und zwang ihn, seine Aufmerksamkeit wieder ihr zuzuwenden. »Was geht dir durch den Kopf?«

»Wie viele Stunden ich dich wohl noch vögeln muss, bevor ich es über mich bringe, auf dich zu verzichten«, antwortete er barsch. Sie glaubte ihm, und es war ja auch nicht gelogen. Er hatte nur ein paar Kleinigkeiten ausgelassen. Die Vorstellung machte ihn ganz krank, dass sie beide, als sie auf dem Stammsitz ihrer Familie vor Hammond und seinen Männern Zuflucht gesucht hatten, permanent in Gefahr gewesen waren.

Jacobson hatte sich damals entschieden, nichts zu unternehmen, und Smith verstand nicht, warum. An jenem Tag im Wald hätte er Smith töten, dann nach Stuart Hall zurückkehren und den Job zu Ende bringen können. Mary Stuart hatte Jacobson völlig arglos in ihr Haus eingeladen. Smith fragte sich die ganze Zeit, in welchem Maße die Entscheidung des Politikers, das angrenzende Anwesen zu erwerben, mit seiner Frau zu tun hatte. Das war eine weitere Sache, die er sich genauer ansehen musste.

»Ganz im Ernst, Price«, forderte Belle seine Aufmerksamkeit, »du wirkst völlig abwesend.«

»Soll ich dir zeigen, woran ich gerade gedacht habe?«, fragte er.

»Ja, Sir.« Sie biss sich wieder auf die Lippe, doch diesmal gefolgt von einem schüchternen Nicken. Er genoss es, wie sich ihre Vorfreude mit Empfindsamkeit mischte, wann immer er den Wunsch durchblicken ließ, mit ihr ins Bett zu gehen.

»Du kannst nach Schottland fahren«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Kommst du dann nächste Woche nach?«, fragte sie mit großen Augen.

»Ja«, versprach er. Doch das war eine Lüge. Er hatte nicht das Recht, ihr solche Versprechungen zu machen. Nicht bei dem, was er zu tun plante. Es gab keine Gewissheiten mehr für ihn. Trotzdem, seine Pflichten konnten bis morgen warten. »Möchtest du ins Schlafzimmer gehen, meine Schöne?«

Sie nickte wieder, diesmal etwas schneller.

»Dann zeig mir den Weg.«

Das brauchte man Belle nicht zweimal zu sagen. Sie ließ sich von seinem Schoß auf den Boden gleiten und fing an, auf Händen und Knien in Richtung Treppenaufgang zu kriechen. Smith sah ihr anerkennend hinterher. Es sollte nicht das letzte Mal sein, dass er heute Nacht den Anblick seiner Frau auf allen vieren genoss. Er leckte sich die Lippen, als sie unten an der Treppe eine Pause einlegte und sich in ihren Stiletto aufrichtete. Sie war einfach von Natur aus devot – und atemberaubend in ihrer Bereitschaft, ihm zu gefallen.

Er stand auf und zog sich mit einer schnellen Bewegung den Gürtel aus der Hose. Während er auf sie zuing, ließ er ihn über seine ausgestreckte Handfläche gleiten. Sie verspannte sich etwas, doch er wusste, dass sie sich einfach nur vorbereitete. Schmerz war es nicht, wonach Smith heute Nacht der Sinn stand, auch wenn sie für ihre Spielchen vielleicht ein paar Klapse verdient hatte.

Stattdessen legte er den Gürtel als lose Schlaufe um ihre Kehle und zog sanft daran.

»Komm schon, meine Schöne«, befahl er. Heute Nacht musste er sie sich nehmen und besitzen. Ganz gleich, was in den kommenden Tagen geschah, er wollte Belle Price nicht gehen lassen, ohne unmissverständlich klarzumachen, dass sie ihm gehörte.



10

Eine Woche. So lange hatte mir Clara nur selten das Wohlwollen entzogen, abgesehen von den düsteren Zeiten, in denen wir getrennt gewesen waren – gleich nach unserem Kennenlernen und nach dem Mordanschlag auf meinen Vater. Meine Frau war schon oft wütend auf mich gewesen. Diesmal aber ging sie mir aus dem Weg. Zweifellos aufgrund der vielen arrangierten und rein politisch motivierten Ehebündnisse, auf die das Königshaus zurückblickte, hatten wir beide unsere eigenen Schlafräume. Seit unserem Umzug in die Residenz war dies jedoch eine reine Formsache gewesen. Ich schlief bei meiner Frau und wollte nichts anderes. Seit unserem Streit hielt Clara die Tür verschlossen und zwang mich dazu, in meinem eigenen Zimmer zu schlafen. Ihr Schlafzimmer – unser Schlafzimmer – war mit dem Kinderzimmer verbunden, weshalb diese Zurückweisung bedeutete, dass ich sowohl auf den Genuss ihres Körpers verzichten musste, der sich an mich presste, als auch darauf, mich nachts um Elisabeth kümmern zu dürfen. Wenn die

beiden Menschen, denen meine Liebe gehörte, nicht in der Nähe waren, konnte ich nicht einschlafen. Deshalb bezog ich vorübergehend Quartier in meinem Büro. Tagsüber döste ich immer wieder auf meinem Schreibtischstuhl ein und wurde von Mitarbeitern aus meinen Nickerchen gerissen, die mir Unterlagen oder den Nachmittagstee vorbeibrachten.

Je mehr Zeit ich im Büro verbrachte, desto deutlicher fühlte es sich wie mein eigenes und nicht mehr wie das meines Vaters an. Das war ein Eindruck, der mir nicht gerade lieb war. Ich wollte hier nicht hingehören. Ich hatte meine Rolle als König akzeptiert, weil es bedeutete, dass ich Clara und unsere Kinder schützen konnte. Während ihrer Abwesenheit begann ich mich jedoch zu fragen, ob ich nun geworden war, was ich einst verabscheut hatte. War ich wie mein Vater? Ein Mann, der mehr von seiner Macht besessen war als von seiner Familie?

Im Kamin brannte ein wärmendes Feuer, dessen Flackern wie ein Beruhigungsmittel wirkte. Ich verließ meinen Schreibtisch und setzte mich in den ledernen Ohrensessel am Kamin. Ich war ein Mann, der für seine Arbeit lebte. Der sich seinen Pflichten verschrieb. Ich hatte das Bedürfnis, in meinem Arbeitszimmer ein Nickerchen zu machen. Brauchte ich noch weitere Beweise? Ich klammerte mich in die abgewetzten, doch frisch geölten Armlehnen und zwang mich, die Augen offen zu halten. Ich starrte auf die cremefarbene Brokattapete, bis meine Augen von der Anstrengung brannten.

Heute Nachmittag war sie shoppen gegangen, ohne mir davon zu erzählen. Für eine Durchschnittsfrau war das etwas völlig Normales, aber Clara war keine Durchschnittsfrau. Norris hatte sie begleitet und mir davon berichtet. Man hatte mich informiert, doch das änderte nichts an der Tatsache, dass Clara lebte, wie es ihr passte. Auch wenn ich meine Informationen über andere bezog, erreichte

mich ihre Botschaft laut und deutlich. Sie wollte sich nicht herumkommandieren lassen. Diese Frau hatte so viel Kraft, sie könnte ganz allein die gesamte Monarchie zum Einsturz bringen. Doch was mir am meisten zu schaffen machte, war nicht, dass sie allein wegging, sondern dass sie glaubte, es wäre das Beste, mir nichts davon zu erzählen. Offenbar war ich nicht der Einzige, der sich Sorgen machte, dass ich wie mein Vater wurde.

»Es ist dir überlassen, was für ein Mann aus dir wird«, sagte ich zu niemand Bestimmtem. Nicht einmal, wenn ich allein war, konnte ich diesen Worten glauben. Clara würde mir so etwas vielleicht sagen. Ich schloss die Augen und versuchte mir vorzustellen, wie sich die Worte aus ihrem Mund anhörten.

Als es leise an der Tür klopfte, schrak ich zusammen und bellte: »Herein.«

Norris trat ein, und ich entspannte mich. Ich hatte keine Lust auf den Anblick eines furchtsamen Diensthofen, den man vorbeischickte, um mir auf einem Silbertablett Sandwiches zu servieren. Nicht jetzt. Mein langjähriger Leibwächter und, wenn ich ehrlich war, der Mann, den ich als meinen wahren Vater betrachtete, ließ sich nicht anmerken, ob ihn mein Tonfall eingeschüchtert hatte. Er musterte mich abschätzend, und obwohl seine Miene nichts verriet, wusste ich, was er sah. Und auch, dass er es missbilligte.

Norris sah ganz und gar nicht aus, wie man sich einen persönlichen Leibwächter vorstellte. Stattdessen wirkte er durchschnittlich, mit einem normalen Körperbau und einem freundlichen Gesicht, das man leicht wieder vergessen konnte. Doch genau das machte ihn zu einem hervorragenden Mitarbeiter. Es war unklug, sich gegen ihn zu stellen. Dem Letzten, der es geschafft hatte, die Sicherheitsanlagen des Palastes zu überwinden, hatte Norris eigenhändig den Garaus gemacht. Zwar sah es mein alter

Freund als sein Versagen an, dass Daniel, Claras Exfreund, es geschafft hatte, sich trickreich in unsere Hochzeitsfeier einzuschleichen, doch ich wusste, dass meine Frau nur deshalb noch lebte, weil Norris den ganzen Tag anwesend gewesen war.

»Hast du einen Moment Zeit?«, fragte er.

Ich winkte ihn herein und machte mich auf eine Standpauke gefasst. Norris war einer der wenigen Männer, die es sich erlauben konnten, einen König zurechtzuweisen. Das war überwiegend der Tatsache zuzuschreiben, dass er mein Benehmen schon seit meiner Kindheit mit sanfter Hand korrigiert hatte. Aber auch, weil ich ihm Claras Leben verdankte. Diese Schuld konnte ich ihm niemals vergelten, schon weil mir ihr Leben viel mehr bedeutete als mein eigenes.

Er zog die Tür hinter sich zu, kam herein und setzte sich mir gegenüber auf einen Stuhl. Er wartete nicht erst auf eine Einladung.

»Bitte setz dich doch«, sagte ich trocken. Trotz der Bedeutung, die er in meinem Leben hatte, war ich heute ungnädig. Als er meine störrische Bemerkung hörte, verengten sich seine Augen. Er nahm sich einen Augenblick Zeit und zupfte seine Manschettenknöpfe zurecht. Er wollte mir mein mürrisches Benehmen damit heimzahlen, dass er mich noch länger auf seinen Rüffel warten ließ.

»Ihre Majestät die Königin plant, morgen früh nach Schottland aufzubrechen. Sie hat mich ersucht, diese Nachricht zu überbringen«, informierte er mich.

»Himmelherrgott!« Ich hieb meine Faust auf die Armlehne. »Kann sie mir das nicht selbst sagen?«

Norris schwieg, doch es war offensichtlich, dass er der Meinung war, meine Reaktion sei bereits Antwort genug.

Ich mühte mich, meine Fassung zurückzuerlangen. »Wird mein Kommen erwartet?«

»Ich gehe davon aus, dass du das mit ihr persönlich besprechen willst.« Es entging mir nicht, dass er in seine Worte eine versteckte Andeutung eingebaut hatte. Er verlangte von mir, etwas zu unternehmen. Wenn Clara nicht kam, um mit mir zu sprechen, schickte er mich für eine Aussprache zu ihr.

»Das bezweifle ich«, knurrte ich.

»Du schläfst nicht genug«, stellte er fest. Es gab einmal eine Zeit, in der ihm das viel früher aufgefallen wäre, doch seit meiner Hochzeit hatte sich sein Auftrag geändert. Norris' Hauptsorge galt nun Claras Sicherheit. Da sie sich weigerte, in meine Nähe zu kommen, hatte ich ihn im Laufe der letzten Woche nicht oft gesehen.

»Mir ist eine Menge durch den Kopf gegangen.« Ich faltete die Hände in meinem Schoß. »Warum bist du nicht bei Clara?«

»Sie ist im Kinderzimmer bei deiner Tochter«, sagte er und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Dann strich er sich mit der Hand über den Unterkiefer und musterte mich einen Moment. »In Wahrheit bedarf sie zurzeit kaum meines Schutzes. Sie hat ihre Privatgemächer seit Tagen nicht verlassen. Sie lässt niemanden an sich heran. Und, falls du mir nachsehen willst, dass ich mich so in dein Privatleben einmische – sie schläft allein.«

»Wie meine Frau schläft, geht dich nichts an«, fauchte ich. Ich brauchte niemanden, der mich daran erinnerte, dass sie allein schlief. Schließlich war mir durchaus bewusst, dass auch ich nachts allein blieb.

»Alexander«, sprach er meinen Namen mit Nachdruck aus, »untersteh dich, mit mir zu reden, als sei ich einer deiner Hausangestellten.«

»Bist du das etwa nicht?«, fragte ich. Doch noch während ich es aussprach, richtete ich den Blick aufs Feuer.

»Nein, das bin ich nicht.« Er schlug jetzt einen etwas sanfteren

Tonfall an. »Und das brauche ich dir nicht zu erzählen. Clara und dein Kind sind für mich mehr als eine Pflicht. Sie sind meine Familie, weil du für mich wie mein Sohn bist.«

Ich blickte rasch zu dem Ölporträt hinauf, das immer noch über dem Kamin hing. Früher oder später würde ich es gegen mein eigenes austauschen müssen. Noch schickte mein Vater seinen missbilligenden Blick von dort oben auf mich herab. »Bin ich für dich auch so eine große Enttäuschung wie für ihn?«

»Nur wenn du dich wie ein richtiger Rotzlöffel benimmst«, erwiderte er. »Und so führst du dich bloß dann auf, wenn du Liebeskummer hast. Glücklicherweise ist das nicht sehr oft der Fall.«

»Leider muss ich dir die Mitteilung machen, dass für diese spezifische Periode der Gereiztheit kein Ende in Sicht ist.«

»Claras Benehmen ließ mich dasselbe vermuten.«

Ich hätte ihn gern gefragt, was er damit meinte. Hatte sie geweint? War sie immer noch wütend? Deprimiert? Doch ich behielt die Fragen für mich. In Wahrheit sah auch ich in Norris einen Vater. Er wusste vermutlich mehr über mein Privatleben, als die meisten Eltern von ihren Kindern wissen wollten, doch gegenwärtig war ich, was meine Frau betraf, viel zu besitzergreifend, um auch nur meine Gedanken mit ihm zu teilen.

»Ich bin nicht in der Stimmung, über meine Ehe zu diskutieren«, warnte ich ihn.

»Das ist in Ordnung.« Er veränderte seine Sitzposition, stand jedoch nicht auf. »Ich werde reden. Du hörst zu. Keine Diskussion.«

Ich mochte der König von England sein, doch ich wusste, dass es zwecklos war, mich ihm zu widersetzen.

»Seit ihr euch begegnet seid, habt Clara und du einige heftige Unwetter überstanden. Meist erwachsen die Probleme aus deiner unmittelbaren Umgebung«, fing er an.

Es war recht väterlich von ihm, dass er das erbärmliche Verhalten nicht erwähnte, das ich an den Tag gelegt hatte, als ich Clara kennenlernte. Norris schien zu spüren, was ich dachte, und fuhr fort.

»Du hast in Claras Interesse gehandelt. Seit deiner Kindheit schon hast du deinen Anspruch auf den Thron zurückgewiesen. Ich weiß, dass du Clara vor diesem Leben schützen willst. Trotz deiner Liebe für sie warst du bereit, auf Clara zu verzichten, um ihr die Freiheit zu lassen, die du selbst niemals hattest.«

Mein Mund wurde trocken, und ich musste mich anstrengen, nicht die Fassung zu verlieren. Ich hatte versucht, auf sie zu verzichten. Das wäre damals das Beste für sie gewesen, und während Norris redete, wurde mir klar, dass es auch jetzt noch das Beste für Clara wäre. Das war die bittere Wahrheit, doch es fiel mir deshalb nicht leichter, sie mir einzugestehen.

»Aber du kannst nicht auf Clara verzichten«, sagte er sanft. »Und Clara kann auch nicht auf dich verzichten. Was euch jetzt miteinander verbindet, ist weitaus mehr als nur eine Ehe. Eure Seelen sind unlösbar miteinander verknüpft. Und trotzdem kämpft ihr beide noch um die Kontrolle.«

»Ich will doch nur das Beste für Clara«, warf ich ein. Wie konnte er mir vorwerfen, machthungrig zu sein, wenn er doch wusste, worauf es mir wirklich ankam? Norris verstand besser als jeder andere, welche Gefahren es mit sich brachte, ein Mitglied dieser Familie zu sein.

»Und Clara für dich«, erwiderte er. »Du musst lernen, ihr alles zu geben.«

»Aber ich habe ihr doch restlos alles von mir gegeben.« Seine Unterstellung ließ eine gefährliche Wut in mir aufsteigen. Er sollte mich weiß Gott besser kennen, doch wenn nicht einmal er und sie mich verstanden, wer sonst?

»Hast du das wirklich getan?«, fragte er mit leiser Stimme.

»Ich habe auf alles verzichtet, nur um sie zu schützen«, donnerte ich. »Meine Freiheit. Meine Möglichkeiten. Sie ist das Einzige, was mir etwas bedeutet. Ihre Sicherheit – ihr Leben – stehen bei mir an erster Stelle.«

»Ja, du *tust* alles für Clara, aber das ist etwas anderes«, korrigierte er mich. »Ein Mann muss der Frau, die er liebt, sein Herz öffnen. Er muss ihr seine Seele offenbaren – seine Narben und seine Ängste.«

»Aber warum?«, erwiderte ich niedergeschlagen. »Warum soll sie meine Fehler ertragen? Meine Sünden? Oder das, was mich belastet?«

»Weil sie gelobt hat, das Leben mit dir zu teilen – und zwar das ganze.«

»Ich will doch nur, dass sie glücklich ist.«

»Du machst deine Frau glücklich, Alexander.« Er beugte sich vor und schüttelte den Kopf, als würde er sich darüber ärgern, etwas so Offensichtliches aussprechen zu müssen. »Daran ändern auch die Probleme nichts, die du hast.«

»Ich habe ihr nichts von meinem anderen Bruder erzählt«, gab ich zu. »Ich wollte sie nicht damit belasten, ehe ich nicht mehr darüber weiß, warum seine Existenz geheim gehalten wurde.«

»Wie kommst du darauf, dass sie das belasten könnte?«, wollte er wissen.

»Ich bin mir nicht sicher.« Ich suchte nach einem Grund für meine eigenen Ängste, doch ich konnte keinen finden.

»Hat sie von dir verlangt, alle Sorgen von ihr fernzuhalten?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie hasst es, wenn ich meine Sorgen in mich hineinfresse.«

»Eine Frau möchte die Sorgen und Nöte ihres Gatten teilen. Clara

hat den Platz an deiner Seite gewählt und umgekehrt. Sobald sich Geheimnisse in eine Ehe schleichen, entfernt man sich voneinander, und es entsteht Raum für Lügen und Misstrauen.«

»Ich habe sie nicht belogen.« Aber stimmte das auch? Ich hatte Dinge vor ihr geheim gehalten, und Norris hatte recht – das hatte Misstrauen zwischen uns gesät. Ich hatte mir ernsthaft Mühe gegeben, mich ihr zu öffnen, aber eigentlich beschützte ich sie immer noch vor mir selbst, auch wenn sie mich anflehte, das nicht zu tun.

»Ein Geheimnis ist für alle anderen wie eine Lüge – nur für den nicht, der es bewahrt«, gab Norris zu bedenken. »Falls ich mir die Bemerkung erlauben darf: Hast du jemals darüber nachgedacht, ob du diese Dinge nicht nur vor ihr geheim hältst, damit du deine eigenen Ängste ignorieren kannst? Wenn du ihr sagst, was dir Angst macht, musst du dich genauso selbst damit auseinandersetzen.«

»Ich weiß nicht, wie ich es ihr sagen soll«, gestand ich. Ich wusste nicht, was ich von den neuesten Enthüllungen halten sollte, und fürchtete, was wohl herauskommen würde, wenn wir in der Vergangenheit meines Vaters forschten.

»Fang einfach am Anfang an.« Norris stand auf und zog sein Jackett straff. Er machte einen Schritt in Richtung Tür, besann sich dann aber. Er hielt inne, wandte sich zu mir um und legte eine Hand auf meine Schulter. »Du hast eine starke Frau mit einem kämpferischen Herzen geheiratet. Glaub an deine Frau, so wie deine Frau an dich glaubt!«

Um meine Zustimmung zu signalisieren, legte ich meine Hand auf seine. Unsere Blicke begegneten sich, und ich nickte, bevor ich meinen Griff wieder löste. Norris sah zum Bild meines Vaters hinauf und seufzte.

»Das solltest du abnehmen«, sagte er.

»Es ist ziemlich schwer, etwas zustande zu bringen, wenn der eigene Vater alles mit vorwurfsvollem Blick beäugt«, brummte ich zustimmend.

Norris lachte leise auf. »Vielleicht kommt dir das so vor. Du solltest es aber abnehmen, weil *du* aufhören solltest, dich mit seinen Augen zu sehen. Hör auf, mit der Vergangenheit zu hadern, und erkenne an, dass du heute ein anderer Mensch bist.«

»Aber was für ein Mensch ist das?«, flüsterte ich unsicher, weil ich nicht wusste, wie seine Antwort auf diese Frage lauten würde.

»Ein guter Mensch.«



11

Im Schlafzimmer stand bereits das Gepäck, und ich fragte mich, ob Clara sich wohl die Mühe gemacht hatte, auch für mich zu packen. Trotz meiner Unterhaltung mit Norris hatte ich bis zum Morgen gewartet. In einer Stunde sollte sie nach Balmoral aufbrechen. Falls sie nicht mit mir reden wollte, würde ich ihr nicht das Weihnachtsfest ruinieren. Es war feige von mir, bis zum letzten Moment zu warten, aber der Schrecken der sehr realen Aussicht, Weihnachten mit einer Flasche Bourbon zu verbringen, ließ meinen Mut anwachsen. Sogar durch die Wände hindurch konnte ich hören, wie sie im Kinderzimmer hantierte. Ich atmete kräftig durch, um mich zu wappnen, und nutzte den bequemen Durchgang, der von diesem Zimmer in das meiner Tochter führte. Dort waren Clara und Penny damit beschäftigt, in letzter Minute noch einmal alles durchzugehen, was sie für die Reise brauchten.

Ich betrachtete meine Frau, die das Haar im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte. Ihr schlanker Körper steckte in einem

marineblauen Kleid, das ihre helle Haut betonte. Ich stellte mir vor, wie ich es ihr über die Schultern streifte und jede einzelne der unzähligen Sommersprossen küsste, die ihre Haut sprenkelten. Wir waren einander in den letzten Tagen ein paarmal flüchtig begegnet, aber ich hatte mein Möglichstes getan, um ihr den Freiraum zu geben, den sie brauchte. Das war kein Akt der Selbstlosigkeit gewesen, sondern Ausdruck meiner Verzweiflung. Ich hoffte, dass die Zeit unser Zerwürfnis heilen und sie über jene Nacht hinwegkommen würde, wenn ich ihr zeigte, dass ich ihre Wünsche respektierte. Doch sie war vor mir geflohen, wenn sie mich im Flur sah, und nahm ihre Mahlzeiten alleine ein. Sie hatte mir zwar Zugang zu Elisabeth gewährt, doch bei diesen Gelegenheiten ließ sie mich mit Penny allein. Mit jedem weiteren Tag war ich weniger von meinem Entschluss überzeugt, dass ich ihr den Rückweg zu mir offenhalten sollte – falls sie sich dazu entschied. Penny blickte auf und erstarrte. Selbstverständlich war es dem Kindermädchen nicht entgangen, dass meine Frau und ich nicht miteinander redeten. Ihre plötzliche Beklommenheit erregte Claras Aufmerksamkeit. Meine Frau fuhr herum, und wir starrten einander durch den Raum hinweg an.

»Penny, sehen Sie bitte nach, ob der Fahrer bereitsteht«, trug ich ihr auf. Es war ein sinnloser Auftrag, um sie loszuwerden. Das war uns allen klar, doch sie knickte und huschte davon. Ich wartete nicht auf Claras Reaktion. Stattdessen ging ich zu Elisabeth, die auf dem Fußboden an einem Bauklotz nagte.

»Komm zu deinem Daddy, Prinzessin.« Ich nahm sie hoch und drückte sie an mich. Ohne Clara an meiner Seite war unsere Tochter die einzige greifbare Verbindung zu meiner Frau.

Clara hatte mir deutlich zu verstehen gegeben, dass sie nicht vorhatte, mich zu verlassen. Oder hatte ich mir das nur eingebildet?

Der Gedanke, eine der beiden zu verlieren, war unerträglich. Ich vergrub meine Nase in Elisabeths zarten Löckchen und atmete ihren Babygeruch ein. Ich hatte immer gewusst, dass ich Clara nicht verdiente, aber jetzt war mir klar, dass ich sie brauchte. Ohne die beiden konnte ich nicht weiterleben. Nach einem Moment kam ich zu dem Schluss, dass ich der Sache nicht länger aus dem Weg gehen durfte: »Können wir reden?«

Sie stemmte die Hände in die Hüften, als würde sie über meine Bitte nachdenken. Schließlich zuckte sie die Schultern. »Wir können auf der Fahrt nach Schottland miteinander reden.«

Sie erwartete also, dass ich mitkam. Damit hatte ich nicht gerechnet und deshalb keine Vorbereitungen getroffen. »Ich komme nicht mit«, entgegnete ich leise. Ich spürte einen kleinen Hoffnungsschimmer, als ich sah, wie ein enttäuschter Ausdruck über ihr Gesicht huschte. »Nicht gleich, Schatz.«

Mir wurde klar, dass ich einen Weg finden musste, mit der Vergangenheit abzuschließen, bevor ich mich ganz und gar für meine Familie öffnen konnte. Ich wollte Norris' Rat beherzigen. Clara musste erfahren, was ich vor ihr verborgen hatte. Doch das würde die Sache nicht aus der Welt schaffen. Wenn ich nach Schottland flüchtete, bliebe das Geheimnis ungelöst. Sobald ich es jedoch gelüftet hatte, konnte ich der Vater und der Ehemann sein, den die beiden verdienten.

Clara wandte sich ab, doch ich sah, wie sie schluckte. Kämpfte sie mit den Tränen? Unwillkürlich ging ich zu ihr. Mit Elisabeth in den Armen konnte ich sie nicht anfassen, doch ich musste ihr nah sein. Sie sollte wissen, dass ich da war. Als ich vor ihr stand, schüttelte sie den Kopf. »Du musst kommen! Alle erwarten dich, und Elisabeth wird enttäuscht sein.«

»Das merkt sie gar nicht.« So gern ich mir auch eingebildet hätte,

dass meine Tochter mich während meiner Abwesenheit vermisste, so war sie doch noch viel zu klein, um das zu bemerken. Dass Clara so tat, als sei sie nur wegen unserer Tochter besorgt, konnte ich ihr jedoch nicht verübeln.

Clara riskierte einen schnellen Blick zu mir, und ihre Augen standen voller Tränen. »Doch, und Edward möchte auch, dass du kommst.«

Anscheinend projizierte sie weiterhin ihre eigenen Bedürfnisse auf andere. Ich durfte nicht zulassen, dass sie noch mehr an dieser Situation litt. »Setz dich.«

»Kommandier mich nicht herum«, fauchte sie.

»Bitte setz dich, und rede mit mir.« Das hatte sie doch gewollt. Sie hatte mich beknetet, mich ihr zu öffnen. Warum musste sie nur so verdammt bockig sein? Und so schön? Sie sah zum Küssen aus. Erleichtert sah ich, dass sie sich in einen der Schaukelstühle im Kinderzimmer setzte. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust und sah mich böse an. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie es mir leicht machen würde, aber wie konnte es sein, dass ich eine Aussprache mit meiner wütenden Frau mehr fürchtete als eine Rede im Parlament?

»Ich höre.«

Das war ein Anfang. Ich hielt es für das Beste, gleich zur Sache zu kommen und ihre Geduld nicht auf die Probe zu stellen. »Zuallererst: Ich möchte dich nicht wegstoßen, und ich will auch keine Geheimnisse vor dir haben.«

»Dann hör auf damit«, erwiderte sie mit ausdrucksloser Stimme.

»Okay, ich werde es versuchen.« Mit unserer Tochter auf dem Arm ging ich vor ihr hin und her. Elisabeth schien meine Nervosität zu spüren und legte beschwichtigend ein winziges Händchen an meine Wange.

Clara streckte die Arme aus. Ich zögerte, weil ich nicht auf meinen Rettungsring verzichten wollte. Doch dann besann ich mich und reichte ihr das Baby. Clara sollte ruhig bleiben und mir zuhören. Und die Chancen dafür standen besser, wenn ihr Mutterinstinkt angesprochen wurde.

»Ich habe fast mein ganzes Leben lang Geheimnisse gehabt. Meine Geheimnisse. Familiengeheimnisse.« Das war eine Ausrede, doch ich musste ihr begreiflich machen, was mich geprägt hatte. »Ich will dir nichts vorenthalten. Und meistens kommt es mir auch gar nicht so vor.«

Clara zog skeptisch die Braue hoch. »Das mag ja stimmen, aber obwohl ich dich direkt auf die Dinge anspreche, weigerst du dich trotzdem, dich mir zu öffnen. Ich dachte, das hätte sich durch unsere Hochzeit erledigt ...«

»Aber ich mache es trotzdem noch«, beendete ich den Satz, bevor sie es konnte. »Ich wünschte, ich hätte eine brillante Erklärung zu bieten, warum ich so stur bin. Ganz ehrlich. Ich kann nur versuchen, mich zu öffnen, und dich um Nachsicht bitten, wenn es mir nicht gelingt.«

»Bei der Gelegenheit kannst du gleich damit anfangen, mir zu erzählen, was dich so bedrückt, dass du dich wie ein Schwachkopf aufführst.«

Diesmal war es an mir, eine Augenbraue zu heben. »Du klingst jeden Tag britischer, Schatz.«

»Mein Gott, das hoffe ich doch. Ich bin die Königin von England«, gab sie zurück. Ihre Blicke folgten mir, als ich die nächste Runde durch den Raum drehte. »Willst du dich nicht setzen? Du machst mich nervös.«

»Ich mache dich nervös?« Ich musste lachen, so absurd kam mir der Gedanke vor. »Ich bin die ganze letzte Woche fast verrückt

geworden, weil ich nicht wusste, ob du mich noch liebst.«

»Das ist doch nicht wie ein Lichtschalter, X, meine Liebe für dich kann ich nicht einfach so ausschalten.« Sie machte eine Pause, bedachte mich mit einem bösen Blick und fügte dann hinzu: »Selbst wenn ich wollte.«

Ich hatte es nicht anders verdient, aber es tat trotzdem weh. Ich wollte niemals aufhören, Clara zu lieben. Bevor ich sie aufgab, würde ich mir eher das eigene Herz herausschneiden. Ich hatte sie bis an diesen Punkt gebracht, jetzt musste ich dafür geradestehen. Mir fielen Norris' weise Worte ein. Ich musste am Anfang beginnen und darauf hoffen, dass sie mich bis zum Ende anhörte. Ich räusperte mich und legte los: »Ich glaube, manchmal halte ich Dinge vor dir geheim, weil ich sie selbst einfach nicht wahrhaben will.«

»Du hörst aber schon, wie blöd das klingt, oder?«

Auf meine Frau war Verlass, sie machte es mir tatsächlich nicht leicht.

»Ich habe zum Tod meines Vaters Nachforschungen anstellen lassen.« Ich hatte ihr etwas anderes erzählt, allerdings vermutet, dass sie nicht so naiv war, es zu glauben. Da sie jetzt keinerlei Reaktion zeigte, hatte ich mit meiner Vermutung offenbar richtiggelegen. »Ich habe mir eingeredet, dass ich nicht lüge oder Geheimnisse vor dir habe, doch es war so.«

Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. Anscheinend freute sie sich über mein Geständnis. Schließlich gab ich nicht oft zu, mich geirrt zu haben. »Erzähl weiter.«

»Ich hielt es für meine Pflicht. Ihm gegenüber. Und unserer Familie gegenüber. Manchmal verbeiße ich mich wohl zu sehr in etwas.«

Jetzt grinste sie ganz ungehemmt. Ich hätte vor ihr auf die Knie sinken können. Stattdessen nahm ich den Stuhl ihr gegenüber. »Ich

habe einen Bruder.«

Sobald es heraus war, war mir eine Last von den Schultern genommen, doch nun musste sich erweisen, ob ich meine Bürde nicht einfach nur an sie weitergereicht hatte.

»Den kenne ich doch«, erwiderte sie misstrauisch.

»Nicht Edward«, sagte ich leise. »Mein Vater hatte noch einen Sohn. Das hat er uns verschwiegen.«

»Wer ist es?« Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

»Ich weiß es nicht. Ich habe Brexton gebeten, der Sache nachzugehen.«

Es gab eine Million Fragen, die sie mir stellen konnte. Warum hatte mein Vater es geheim gehalten? Was würde ich tun, wenn ich ihn gefunden hatte? Wollte er gefunden werden? Wusste er von mir? All diese Fragen hatte ich mir selbst gestellt, als ich davon erfuhr. Stattdessen stellte Clara mir jedoch nur eine einzige Frage, auf die ich selbst nicht gekommen war: »Spielt das eine Rolle?«

»Natürlich.«

»Warum?«, wollte sie wissen. Elisabeth begann, in ihren Armen zu strampeln, und Clara setzte sie auf den Boden. Sie krabbelte davon, und ich bemerkte unwillkürlich, dass in den Armen meiner Frau ein Platz frei geworden war. Doch ich wagte noch nicht, mich ihr zu nähern.

»Es könnte sein, dass er hinter alldem steckt.«

Clara seufzte. Es kam aus vollem Herzen, so als hätte sie den Seufzer lange zurückgehalten. »Ich weiß, dass dir die Welt nicht viel Anlass gegeben hat, den Menschen zu vertrauen. Aber du musst aufhören, immer mit dem Schlimmsten zu rechnen.«

»Aber ich rechne gar nicht mit dem Schlimmsten.«

»Du wolltest mir nichts davon erzählen, weil du dachtest, ich könnte nicht damit umgehen. Und? Wie mache ich mich jetzt?«,

fragte sie spitz.

Ich wollte nicht zugeben, dass sie nicht ganz unrecht hatte. Brex hatte etwas Ähnliches angedeutet.

»Wenn ...«, fuhr sie fort, »du ihn finden willst, weil du neugierig bist oder weil er dein Bruder ist, dann könnte ich das verstehen. Aber du musst nicht hinter allem gleich eine Verschwörung wittern.«

»Wegen einer Verschwörung hätte ich dich fast verloren«, erinnerte ich sie. So weit wollte ich es nie wieder kommen lassen. Ich hatte allen Grund, mit den Ermittlungsergebnissen zum Mord an meinem Vater unzufrieden zu sein. Es hatte sich herausgestellt, dass Daniels Hintermann immer noch auf freiem Fuß war. Und er hatte keine Skrupel, seine Marionetten zu opfern, um seine Identität geheim zu halten. Ich hatte gedacht, mit Hammond hätte das alles ein Ende. Doch sein vorzeitiger Tod bewies, dass dem nicht so war. »Ich darf kein Risiko eingehen.«

»Das Leben ist zu kurz, um Trübsal zu blasen.« Clara sah mich mit flehendem Blick an. »Sei hier bei uns. Bei mir.«

»Das versuche ich ja«, versicherte ich ihr.

»Warum kommst du dann nicht mit nach Schottland?«, fragte sie leise.

»Erst muss ich das klären. Vielleicht hast du recht, und es spielt keine Rolle. Vielleicht sollte ich das Ganze aus einer anderen Perspektive betrachten, aber ich weiß, dass ich dicht dran bin.« Sie wandte sich von mir ab, und ich versuchte, die Situation mit ihren Augen zu betrachten. »Clara, ihr seid mir trotzdem wichtiger.«

»So fühlt es sich aber nicht an.«

»Ihr werdet mir immer das Wichtigste sein.« Ich meinte es mit jeder Faser meines Seins. »Am Weihnachtsmorgen werde ich bei euch sein.«

»Und was ist mit der Nacht davor oder dem Tag danach?«, wollte

sie wissen. Sie schluchzte und stand auf. Jetzt war sie es, die etwas vor mir verbarg. Ich sah es in ihren Augen. Doch ich hatte kein Recht, von ihr zu verlangen, es mir zu sagen. Nicht, nachdem ich mich so hartnäckig geweigert hatte, offen zu ihr zu sein. Sie eilte zu Elisabeth und nahm sie hoch. »Man wartet bestimmt schon auf uns.«

An der Tür stellte ich mich ihr in den Weg. Ich wagte es nicht, sie zu berühren. Noch nicht. Nicht, solange die Dinge zwischen uns so empfindlich waren. Sie hatte mir nicht vergeben, und ich hatte mich nicht entschuldigt. Doch ich beugte mich vor und küsste Elisabeth auf die Stirn. Sie gurrte genießerisch. »Ihr seid immer bei mir.«

»Beweise es«, forderte sie mit leiser Stimme. »Komm zu mir zurück. Wenn du mit dieser Sache abgeschlossen hast. Finde deinen Frieden, dann finde mich.«

Ohne lange nachzudenken, streckte ich die Hand aus und streichelte ihre Wange. »Ich werde dich immer finden.«

Bevor sie mich davon abhalten konnte, beugte ich mich vor und legte meine Lippen sanft auf ihre. Nach so langer Zeit ohne Kontakt erwartete ich, dass mich meine niederen Gelüste hinreißen würden, doch dass sich unsere Lippen berührten, reichte mir schon. Der bittersüße Kuss voller Verlangen und Hoffnung fügte die zerrissenen Teile unserer Liebe wieder zusammen. Als sie sich von mir löste, wandte sie sich nicht von mir ab, sondern ließ es zu, dass ich meine Stirn an ihre legte. So verharrten wir einen Moment.

»Ich liebe dich«, flüsterte ich, »und ich werde beweisen, dass ich dich verdient habe.«

Darauf erwiderte sie nichts. Ich sah ihr nach, und es zerriss mich innerlich. Clara war meine Seele, und als sie nun ging, fragte ich mich, ob ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Sie mochte nicht verstehen, warum ich diese Sache durchziehen musste, doch

ich wusste es genau. Bis zu ihrem letzten Atemzug würde ich alles geben, um sie zu beschützen. Sogar mein eigenes Leben. Es war ein Opfer, dessen Sinn ich niemals anzweifeln würde, auch wenn sie es tat.

Ich war Norris' Vorschlag gefolgt und hatte am Anfang begonnen. Jetzt war es an der Zeit, die Sache bis zum Ende zu verfolgen.



12

Weihnachten hatte wahrlich früh in Schottland Einzug gehalten. Nachdem er festgestellt hatte, dass der Baum seinen Ansprüchen nicht genügte, war Edward bei seinem Versuch der Wiedergutmachung offensichtlich weit übers Ziel hinausgeschossen. Jetzt nahm der Weihnachtsbaum mindestens die Hälfte des Wohnzimmers ein. Auch die übrigen Räume waren überreich dekoriert: Bunte Girlanden schmückten die Kamine und rankten sich an den Treppengeländern empor, große Blumengestecke mit Christsternen und Rosen fanden sich auf fast jeder freien Fläche. Es waren so viele Geschenke aufgebaut, dass man denken konnte, der Weihnachtsmann hätte die Lieferung für ganz Schottland hier abgegeben. Clara betrachtete alles mit großen Augen und fragte sich, wo wohl noch Platz für die Geschenke war, die sie gekauft hatte. Ein vertrauter Arm legte sich um ihre Schulter, und sie lehnte sich gegen ihren Schwager.

»Habe ich das gut gemacht?«, fragte Edward.

»Es ist perfekt«, versicherte sie ihm. »Aber ich weiß nicht, wie wir hier noch eine Hochzeitsgesellschaft unterbringen sollen.«

Edward wandte sich zu ihr um und kaute auf seiner Unterlippe. Er wirkte schuldbewusst, als hätte er eine schlechte Nachricht zu verkünden. Es wäre nicht das erste Mal, dass er seine Hochzeit absagte, doch dieses Mal konnte es sein letztes Mal sein. Clara hatte die Verzögerungen ebenso satt wie David. Vielleicht sollten sie zusammen auf die Barrikaden gehen.

»Vergiss es.« Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Diesmal kommst du nicht mehr aus der Sache heraus.«

»Das ist es nicht«, beruhigte er sie gleich. »Es ist nur so: Je länger David und ich darüber reden, desto klarer wird uns, dass wir nur den engsten Familienkreis bei der Hochzeit dabeihaben wollen.«

»Zähle ich dazu?«, erkundigte sich Clara.

»Halt die Klappe. Ich weiß, dass deine Familie über Weihnachten hier sein wird, und obwohl ich die Bishops sehr gerne mag ...«

Clara schnitt ihm mit erhobenem Finger das Wort ab. »Du brauchst gar nicht mehr zu sagen. Meine Lippen sind versiegelt.«

Eine heimliche Hochzeit zu planen, war schwieriger, als sie gedacht hatte. Edward informierte sie über die zahllosen Vorbereitungen, die die Haushälterin Mrs. Watson bereits eilig getroffen hatte. Sie bestand auf einer Torte, was bedeutete, dass diese versteckt werden musste.

»Und es ist nicht irgendeine Torte«, erklärte Edward Clara. »Sie ist selbst ins Dorf gegangen, um ein kleines Brautpaar auszusuchen, das oben auf der Torte platziert wird. Sie war furchtbar enttäuscht, als man ihr sagte, dass es kein Modell mit zwei Bräutigamen gibt.«

»Wenn doch nur alle so ein großes Herz hätten wie Mrs. Watson.« Clara musste lachen. Seit er ein Baby gewesen war, hatte Edward hier fast jeden Familienurlaub verbracht, was bedeutete, dass die

Frau ihn aufwachsen gesehen hatte. Man musste Edward einfach lieben, und auch sein Verlobter David war ein wunderbarer Mensch.

»Was sollen wir anziehen?«, fragte Clara und zeigte auf die Couch. Sie wollte jede Einzelheit erfahren. Ein Hochzeitsfest war genau das, was sie brauchte, um sich von der Bombe zu erholen, die Alexander kurz vor ihrer Abreise hatte platzen lassen.

Schon der Gedanke daran versetzte sie in Unruhe. *Ihr* hatte Alexander davon erzählt, doch wie war es mit Edward? Sie hielt es für keine gute Idee, das Thema zur Sprache zu bringen, während er mit seinen Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt war, doch er verdiente es, Bescheid zu wissen. Sie schlug sich den Gedanken aus dem Kopf. Das konnte warten. Alles konnte warten. Im Augenblick zählte nur, dass einer der Menschen, die ihr am meisten am Herzen lagen, vorhatte, sein Jawort zu geben.

»Ich wollte Weiß tragen«, sagte Edward und zwinkerte ihr zu, »aber David meinte, dass mir das niemand abkaufen würde.«

»Wie wäre es denn wenigstens mit einem Schleier?«, neckte ihn Clara.

»Er hat gesagt, wir könnten ja bei unserer nächsten Hochzeit im Fummel kommen«, erwiderte Edward. Er lehnte sich im abgewetzten Ledersofa zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »David hat darauf bestanden, dass wir für Silvester unsere Smokings einpacken.«

»Das war sehr vorausschauend von ihm«, sagte Clara.

»Stimmt.« Edward nickte, als sei ihm das nicht entgangen. »Aber ganz ehrlich, wenn es eine Gelegenheit gibt, sich in Schale zu werfen, ist der Mann nicht mehr im Zaum zu halten. Selbst wenn nur sechs Personen zu der Feier kommen.«

»Sechs?«, wiederholte sie. Es war ihm tatsächlich ernst damit, alles im engsten Familienkreis zu halten.

»Na ja, mit Elisabeth werden es dann wohl sieben.« Edward zählte an den Fingern ab: »Und dann haben wir auch noch Mrs. Watson, also sind es acht mit dir und Alexander, Smith und Belle.«

Clara zwang sich zu einem Lächeln und hoffte, dass Edward den Anflug von Traurigkeit nicht wahrgenommen hatte, den die Erwähnung ihres Gatten bei ihr auslöste. Zum Glück schwelgte Edward viel zu sehr in der Vorfreude auf sein Eheglück, um es zu bemerken.

Alexander hatte versprochen nachzukommen. Sie wollte nicht, dass er von ihr erfuhr, dass sein Bruder endlich bereit war, den Bund fürs Leben zu schließen. Wenn Alexander zugesichert hatte, zu Weihnachten da zu sein, verließ sie sich darauf. Es träfe sie zutiefst, wenn er sich nicht blicken ließe, aber dass er die Hochzeit seines Bruders versäumte, würde sie notfalls zu verhindern wissen. Anrufen wollte sie ihn aber erst in der allerletzten Minute. Irgendwie wollte sie, dass er sich ebenso einsam fühlte, wie er es ihr zumutete. Andererseits schämte sie sich für diesen Gedanken. Alexander hatte sich ihr geöffnet, und als er ihr die Wahrheit offenbarte – dass er einen Bruder hatte, von dem niemand etwas wusste –, konnte sie wenigstens ein Stück weit nachvollziehen, warum er damit hinter dem Berg gehalten hatte. Doch hier ging es um mehr als nur um ein Geheimnis. Wenn ihr Ehebund stark bleiben sollte, dann musste er lernen, Kompromisse einzugehen und sich zu offenbaren.

»Erde an Clara«, rief Edward und schwenkte seine Hand durch die Luft, bis er ihre Aufmerksamkeit hatte. »Du sitzt zwar neben mir, aber es kommt mir vor, als wärst du meilenweit weg.«

»Mir ist gerade klar geworden, dass ich überhaupt kein Hochzeitsgeschenk für dich habe«, log sie. Auch das war ein Grund, warum sie nicht mehr mit Alexanders Lügen leben wollte. Ständig war sie gezwungen, vor allen anderen Menschen in ihrem Leben

Geheimnisse zu haben. Wo sollte das enden? So wollte sie jedenfalls nicht weitermachen, entschied sie ein für alle Mal.

»Mach dir darüber keinen Kopf«, sagte Edward gut gelaunt. »Erstens brauchen wir nichts, und zweitens habe ich dir nicht gerade viel Zeit zum Shoppen gelassen.«

»Du musst wohl mit meiner Gesellschaft vorliebnehmen«, sagte sie.

Er strahlte sie jungenhaft an. In diesem Moment wurde die Differenz zwischen ihm und seinem Bruder ganz deutlich. Ihr Altersunterschied war leicht zu erkennen, doch was ihn wirklich von seinem älteren Bruder unterschied, war sein offenes, sonniges Lächeln. Edward schob seine Hornbrille nach oben. »Was könnte ich mir Schöneres wünschen?«

»Und ich?«, rief Belle in gespielter Empörung von der Tür her. Edward sprang von der Couch auf, rannte zu ihr und umarmte sie. Bei diesem Anblick spürte Clara einen Anflug von Eifersucht. Sie hatte die zwei miteinander bekannt gemacht, und obwohl es ihre besten Freunde waren, fühlte sie sich ein kleines bisschen ausgeschlossen, wenn sie Edward und Belle zusammen sah. Auch wenn sie zugeben musste, dass sie selbst für so manche der Krisen verantwortlich war, die die beiden im Laufe der letzten Jahre einander nähergebracht hatten. Sie schüttelte die Eifersucht ab. So kannte sie sich gar nicht. Ihr Streit mit Alexander und die Weihnachtszeit waren wohl für diese merkwürdigen Gefühlsanwandlungen verantwortlich. Als sich die Freunde voneinander lösten, ergriff Belle Edwards Hände. »Und jetzt erzähl von der Hochzeit.«

Er warf Clara einen verschmitzten Blick zu. »Das scheint ja das allgemeine Lieblingsthema zu sein.« Den ganzen Nachmittag über heckten sie Pläne aus und halfen reihum Elisabeth hoch, die bei

ihren Gehversuchen immer wieder hinfiel.

»Jetzt wird es aber Zeit, dass du endlich lernst, auf eigenen Beinen zu stehen«, erklärte Edward seiner Nichte und drückte sie an sich.

»Stachele sie nicht noch an«, warnte Clara. »Wenn sie erst anfängt, richtig zu laufen, ist die Ruhe vorbei. Dann muss alles kindersicher gemacht werden, und ich muss ständig hinter ihr herrennen.«

»Habt ihr denn kein Kindermädchen?«, fragte er scherzhaft und blickte sich im Raum um, als könnte sich plötzlich eines materialisieren. Anscheinend ging Edward davon aus, dass der Königsfamilie eine persönliche Mary Poppins zur Verfügung stand.

»Doch«, erwiderte Clara, »aber ich möchte hauptsächlich für sie da sein. Schließlich bin ich ihre Mutter.«

»Sie will die Fehler ihrer eigenen Mutter nicht wiederholen«, schaltete sich Belle ein und warf Edward einen vielsagenden Blick zu.

»Das ist schön«, sagte Edward. »Ich wünschte, ich hätte meine Mutter gekannt.«

Die beiden Frauen schwiegen betreten und blickten einander an.

»Stellt euch bloß nicht so an«, befahl Edward. »Ihr beide seid nicht die Einzigen, die um Weihnachten rum sentimental werden.«

»Eine bessere Mutter als meine finde ich überall«, sagte Belle.

»Wie wär's denn mit meiner?«, spottete Clara.

»Ich würde Mary Stuart jederzeit gegen Madeline Bishop eintauschen«, versicherte ihr Belle.

»Wie geht es deiner Mutter?«, erkundigte sich Edward.

Im Laufe des vergangenen Jahres war Belles angespannte Beziehung zu ihrer Mutter quasi über Nacht unerträglich geworden. Das hatte vor allem mit Belles Entscheidung zu tun, ihren Anteil am

Familienbesitz zu veräußern. Dadurch verlor Mary ihr Wohnrecht, wenn auch nur theoretisch. Belle hatte die Anteile an ihren Halbbruder verkauft, und obwohl seine Stiefmutter ihn in all den Jahren nicht gut behandelt hatte, war John Stuart so wohlwollend gewesen, Mary Stuart weiterhin in seinem Haus wohnen zu lassen.

»Sie verbringt Weihnachten mit John«, berichtete Belle.

»Geht das gut?«, fragte Clara. Sie war sich der Gefahr bewusst, die es bedeutete, mit Mary Stuart allein zu sein.

»Sie hat erzählt, dass sie am Weihnachtsmorgen zu einem Nachbarn gehen wollen.« Belle zuckte mit den Schultern. Wenn es ihrer Mutter Spaß machte, sollte sie das ruhig tun. »Er ist in der Politik, und meine Mutter hat einen Narren an ihm gefressen.«

»Du nicht?«, fragte Edward.

Belle schüttelte vehement den Kopf. »Irgendwas stimmt nicht mit dem.«

»Ja, die Tatsache, dass er deine Mutter mag«, sagte Clara.

»Das könnte es sein«, gab Belle lachend zu.

Mit rauschenden Röcken und Schürze kam Mrs. Watson in den Raum gestürmt. Sie hielt einen Zettel hoch.

»Einer von Ihnen muss sich das ansehen. Wer, ist mir egal«, sagte sie mit starkem schottischem Akzent. Clara kannte die Frau nicht so gut wie die anderen und brannte darauf, bei ihr Eindruck zu schinden. Mrs. Watson hatte während der Jugendzeit von Alexander und Edward zeitweise die Mutterrolle übernommen. Also nahm Clara pflichtschuldig den Zettel und überflog ihn.

»Ich weiß, dass alle mit den Hochzeitsplanungen beschäftigt sind«, fuhr Mrs. Watson aufgeregt fort, »aber ich muss mir über das Weihnachtssessen Gedanken machen. Da werden viel mehr Leute hier sein.«

So war es in der Tat. Die drei hatten einen Plan ausgeheckt, um in

diesem Jahr die traditionelle, familiäre Weihnachtsfeier auf Balmoral anders anzugehen. Zu Alberts Lebzeiten war es üblich gewesen, die Einladung auf so gut wie alle Zweige der Familie auszudehnen. Clara hatte ihren Wunsch zum Ausdruck gebracht, die aristokratischen Schwerenöter diesmal von der Weihnachtsfeier fernzuhalten. Edward hatte ihr von ganzem Herzen zugestimmt. Alexanders und Edwards Cousins wussten sich nicht immer zu benehmen und hatten sich Clara gegenüber bisher eher als respektlos erwiesen. Weil auch Edward sein Coming-out aus Angst vor ihrer Reaktion hinausgezögert hatte, einigten sie sich einstimmig darauf, dieses Jahr nur die unmittelbare Verwandtschaft einzuladen. Mit Konflikten war natürlich dennoch oder gerade deswegen zu rechnen.

Nach langen Diskussionen war beschlossen worden, alle Bishops einzuladen. Belle und Edward mochten Lola sehr, aber David fühlte sich wegen des kleinen Missverständnisses zwischen ihr und Edward immer noch auf den Schlips getreten. Es hatte einen versehentlichen Kuss zwischen den beiden gegeben, dessen Zeuge David geworden war. Dennoch war sie nun einmal Claras Schwester, und sowieso konnte man sich darauf verlassen, dass sie sich anständig benehmen würde. Bei Madeline und Harold Bishop sah die Sache schon anders aus. Claras Eltern waren fast das ganze letzte Jahr zur Paartherapie gegangen, und soweit Clara wusste, hatte ihr Vater endlich seine Affäre mit einer jüngeren Kollegin beendet. Bisher hatte sie es jedoch noch nicht über sich gebracht, ihn selbst danach zu fragen. Es stand außer Frage, dass es Spannungen geben würde.

Smith hatte keine lebenden Verwandten, und Belle war heilfroh, ihre Mutter nicht auf die Gästeliste setzen zu müssen. Die einzige Person, die den neu gegründeten Stuart-Price-Clan repräsentieren

sollte, war Tante Jane. Und sie besaß zum Glück ein untrügliches Gespür dafür, wann sie sich einschalten und wann sie sich heraushalten musste. Am liebsten hätte Clara Edward gefragt, ob er sich vorstellen könnte, dass sie zur Hochzeit blieb, doch sie wollte seine Wünsche respektieren. Wäre es bei der Planung ihrer eigenen Hochzeit nur nach ihr gegangen, hätte sie vermutlich auch bloß ihre engsten Freunde eingeladen. Schließlich war es genauso gewesen – wenn auch nicht, weil sie es so geplant hatten. Den eigentlichen Eheschwur hatten sie in einem Krankenhauszimmer abgelegt. Sie wollte unbedingt, dass Edwards Märchenhochzeit romantischer ausfiel.

Edward warf über Claras Schulter einen Blick auf den Zettel.

»Für mich sieht das alles großartig aus.« Dann stellte er sich neben sie und hakte sie unter. »Und könnten wir uns jetzt bitte über die Hochzeitstorte unterhalten?«

Die alte Haushälterin mochte sich den Kopf über das Weihnachtsessen zerbrechen, alle anderen aber konzentrierten sich auf die Hochzeit.



13

Es war also passiert. Er hatte einer Wölfin die Tür geöffnet. Georgia wirkte reichlich deplatziert in seiner Halle. Andererseits würde sie in ihrer Lederhose und der Motorradjacke wohl an den meisten Orten fehl am Platz wirken. Hier gehörte sie mit Sicherheit nicht her. Das hier waren seine Gegenwart und seine Zukunft. Sie jedoch stand mit beiden Beinen in seiner Vergangenheit. Sie drehte sich einmal im Kreis, dann schob sie die Hände in die Taschen ihrer Lederjacke und pfiiff beeindruckt. »Du bist wirklich ein anderer Mensch geworden, Price.«

»Ja, das bin ich«, versicherte er ihr.

Doch schon ihre Anwesenheit hier ließ das Gegenteil vermuten. Dies war bereits das zweite Mal, dass er sie diesen Monat traf.

Er hatte sich ein paar Tage ausgebeten, um über das nachzudenken, was sie ihm erzählt hatte, und um zu warten, bis Belle nach Schottland abgereist und in Sicherheit war. Auch wenn er jetzt wusste, wer hinter Hammond und der Verschwörung steckte,

die seine Frau fast das Leben gekostet hatte, hieß das nicht, dass er wusste, was zu tun war. Es hatte Zeiten gegeben, in denen Smith Price nicht lange gefackelt und instinktiv gehandelt hatte. Doch seine Instinkte hatten sich nicht immer als weise erwiesen. Diesmal hatte er die Nachricht auf sich wirken lassen und sich Zeit genommen, um in Ruhe alle Optionen abzuwägen.

»Ich habe über das nachgedacht, was du mir erzählt hast«, sagte er.

Sie hob eine Hand. »Ich glaube, dafür brauche ich einen Drink. Oder willst du wieder so tun, als würdest du jetzt abstinent leben?«

Seine Augen verengten sich, doch er nickte in Richtung Wohnzimmer. Als sie es erreicht hatten, deutete er auf den Barwagen.

»Willst du mir nicht Gesellschaft leisten?«, erkundigte sie sich.

Wenn jemand Smith erzählt hätte, dass Georgia die wahre Schlange im Garten Eden wäre, hätte er es geglaubt. Wie oft war er auf die verbotenen Früchte hereingefallen, die sie ihm vor die Nase hielt? Er schüttelte den Kopf. Welchen Sinn hätte all das hier, wenn er nichts aus seinen Fehlern lernte?

»Du musst es ja wissen.« Sie zuckte mit den Schultern, zog den Verschluss von einer Kristallkaraffe und schenkte sich einen Bourbon ein. Sie setzte sich gar nicht erst hin, sondern lehnte sich an die Wand und nippte bedächtig. Sie war aus geschäftlichen Gründen hier, und das wussten sie beide. »Also, was willst du wissen?«

»Gibt es neue Entwicklungen?«, fragte er.

»Eigentlich nicht«, mauerte sie. Er spürte, dass sie etwas zurückhielt. Natürlich tat sie das. Das war ihre Arbeitsweise.

»Hat dein Team etwas Neues herausgefunden?«, hakte er nach.

»Nein«, erwiderte sie schließlich, »weil ich ihnen gesagt habe,

dass sie aufhören sollen zu suchen.«

Smith bildete sich etwas darauf ein, bluffen zu können, aber diesmal hatte sie ihn kalt erwischt. Seine Miene verriet seine Überraschung, bevor er sich wieder unter Kontrolle hatte. Sie war so sicher gewesen, dass Oliver Jacobson für die Anschläge verantwortlich war. Hatte sich etwas verändert? Er räusperte sich. »Warum?«

»Du hast mich neulich gefragt, ob er vor ein Gericht kommt oder ob ich das selbst übernehme«, erinnerte sie ihn, und er nickte. »Ich glaube, ich werde weder das eine noch das andere tun.«

»Aber was dann?«, fragte er ernst. Genau deshalb war es so schwer zu akzeptieren, dass Georgia für die Krone arbeitete. Sie spielte nicht nach deren Regeln. Sie spielte nach niemandes Regeln, außer nach ihren eigenen, und kein Außenstehender würde jemals die verquere Logik begreifen, nach der sie ihren moralischen Kompass ausrichtete.

»Hier geht es um dich und um das, was *du* für gerecht hältst«, stellte sie kategorisch fest.

»Ich?«, fragte er.

Sie presste die Lippen aufeinander, bis sie nur noch ein schmaler Strich waren, und bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick.

»Ich wüsste nicht, was das mit meinem Gerechtigkeitsempfinden zu tun hat«, fuhr er fort, doch sie fiel ihm ins Wort.

»Warum bin ich denn hier, Smith? Diesmal hast du mich angerufen, aber ich bezweifle, dass du dich nur auf den neuesten Stand bringen lassen wolltest.«

»Ich weiß nicht«, sagte er, doch das war eine glatte Lüge. Sie kannte ihn lange genug, um ihn sofort zu durchschauen, doch selbst wenn sie ihn überhaupt nicht gekannt hätte, wäre seine Antwort so durchsichtig wie Glas.

»Du willst selbst für Gerechtigkeit sorgen«, sprach sie aus, was er nicht sagen konnte. »Das kann dir niemand zum Vorwurf machen. Ich könnte es dir nicht verübeln, denn es geht nicht um Gerechtigkeit. Es geht darum, sie zu schützen. Dir muss klar sein, dass sie immer noch in Gefahr ist. Du musst begreifen, dass ihr nicht mehr lange in Frieden leben könnt, denn die Uhr tickt. Er kennt sie. Er hat sie im Visier. Solange er lebt, steht Belle auf seiner Abschussliste.«

»Das kannst du nicht wissen«, knurrte Smith. Aber er wusste es. Er war bereits zu demselben Schluss gekommen. Und deshalb hatte er sich in diese Niederungen begeben. Er brauchte Georgias Hilfe, um die Sicherheit seiner Frau zu gewährleisten. Der Druck schnürte ihm den Magen zusammen.

»Was hindert dich?«, drängte sie.

»In der Nacht, in der Hammond gestorben ist«, er blickte auf und sah ihr in die Augen, »hatte ich eigentlich vor, ihn umzubringen.«

»Das habe ich mir schon gedacht«, bestätigte sie.

Sie glaubte also an seine Unschuld. Das bedeutete ihm etwas. Selbst die Menschen, die ihm am nächsten standen, waren skeptisch gewesen, als er seine Unschuld beteuerte. Sie hatten es dabei bewenden lassen, denn falls Smith Hammond tatsächlich umgebracht hatte, konnte ihm das niemand zum Vorwurf machen. Niemand kannte seine Beweggründe, das Leben dieses Mannes beenden zu wollen, besser als Georgia. Sie selbst mochte sogar noch mehr Anlass gehabt haben, doch sie war an ein Krankenhausbett gefesselt gewesen und hatte mit dem Tod gerungen.

»Mir wurde klar, dass ich die Wahl hatte«, sagte er leise. Aber dieses Gefühl hatte sich verändert. Jedes Mal, wenn er eine andere Richtung einschlug, schien ihn der Weg doch wieder in die alten

Bahnen zurückzuführen. War es ihm von Anfang an vorherbestimmt gewesen? Ein Mörder zu werden? Wie hatte er nur so dumm sein und glauben können, dass er seinem Schicksal entgehen konnte?

»Hammond sagte mir, ich wäre frei. Er benahm sich, als wäre er es, der mir die Chance gab, doch in jenem Moment wusste ich, dass es meine Entscheidung war. Es war immer *meine* Entscheidung gewesen. Ich bin weggegangen. Ich habe ihn nicht getötet. Ich wollte nicht so werden wie er.«

»Und jetzt?«, fragte sie sanft, ein Tonfall, der ihrem üblichen Gebaren so gar nicht entsprach. Diese Sache ging auch sie etwas an, und das konnte sie nicht länger leugnen. Hammond hatte ihrer beider Leben geprägt und zu seinem Vorteil genutzt. Er war für den Tod von Smiths Vater verantwortlich gewesen und schließlich auch für den langsamen Tod, den Smiths Mutter danach starb.

Doch Georgias Geschichte war ganz anders verlaufen. Hammond hatte sie umgarnt. Er hatte sie den Schmerz gelehrt und sie dazu gebracht, sich danach zu sehnen. Smith konnte nicht ermessen, was nötig war, um eine Frau wie Georgia Kincaid zu brechen. Er wollte es gar nicht wissen. All das machte ihn auch so schon krank genug. Als Hammond Smith zum ersten Mal eine Peitsche in die Hand drückte und ihn in die schäbigen Hinterzimmer der Londoner Bondage-Szene einführte, hatte er ihm auch Georgia zum Dominieren überlassen. Das war eine Entwicklung, die keiner der beiden guthieß oder wollte, aber damals hatten sie kaum eine Wahl gehabt. Vielleicht fühlte es sich deshalb so an, als wären sie gleichermaßen von der Sache betroffen.

»Du hast immer noch die Wahl«, erklärte ihm Georgia. »Jetzt bin ich es, die sie dir lässt.«

»Was weißt du über ihn?«, fragte Smith. Dass er eine Rolle in diesem Spiel übernahm, das den unvermeidlichen Tod des Mannes

zum Ziel hatte, widerte ihn an, aber er versuchte, seinen Selbstekel so tief wie möglich in sich zu begraben. Hier ging es um Belle. Sie war jetzt sein Leben, und er würde keine Ruhe finden, bis er für ihre Sicherheit gesorgt hatte.

»Er ist verheiratet«, informierte ihn Georgia. »Und er hat zwei Kinder, die ins Internat verfrachtet wurden, sobald sie Zähne hatten. Jeder, mit dem wir gesprochen haben, ist der Meinung, dass die Machtposition, zu der er im Parlament aufgestiegen ist, nur der Anfang ist. Er beschränkt seine antimonarchistischen Äußerungen auf ein Minimum, aber unsere Quellen sind der Überzeugung, dass er immer mehr Parlamentsmitglieder auf seine Seite zieht.«

»Warum unternimmt Alexander nichts dagegen?« Trotz seiner eigenen Verbindung zur königlichen Familie hätte Smith den Mann am liebsten verflucht. Smith war kein großer Freund der Monarchie. Es war allerdings hilfreich zu wissen, dass auch Alexander nicht begeistert war, König zu sein. Auch wenn Smith nicht gerade Souvenirs der königlichen Familie sammelte, wünschte er ihr dennoch nichts Schlechtes. »Wenn Jacobson die Königsfamilie entthronen will, warum versucht er es dann nicht einfach auf legalem Weg?«

»Das würde ich auch gern wissen«, erklärte sie.

»Was noch?«, drängte Smith. Bisher hatte sie nichts von Nutzen gesagt. Er brauchte Informationen, brauchte Fakten. Wo wohnte Jacobson, wenn er in der Stadt war? Wo hielt er sich momentan auf? War er besonders vorsichtig? Smith verfluchte sich, weil er nicht begriffen hatte, dass er dem Schurken zum Greifen nah gewesen war, als sie an jenem Tag zur Jagd gegangen waren. Es wäre so leicht gewesen – wenn auch schwerer zu vertuschen. Ein geplanter Angriff vergrößerte seine Aussichten, mit dem Mord davonzukommen. Es war zwar unwahrscheinlich, aber die Chancen

standen etwas besser, als wenn er den Mann eiskalt abgeknallt hätte.

»Warum willst du es nicht tun?«, fragte Smith.

Georgia hielt inne, als dächte sie ernsthaft darüber nach. Dann goss sie sich noch einen Bourbon ein. »Ich glaube, dass mir Jacobson in gewisser Weise einen Gefallen getan hat«, gab sie zu. »Ich hätte mich nie von Hammond befreien können, wenn er nicht gestorben wäre. Deshalb wollte ich Jacobson nicht selbst erledigen.«

»Er hat auch den Anschlag auf dich befohlen«, stellte Smith klar.

Damals hatte er noch vermutet, dass Hammond hinter dem Mordanschlag auf Georgia steckte, doch je länger er darüber nachdachte, desto weniger glaubte er das. Hammond war von Georgia besessen gewesen. Er sah in ihr eine Adoptivtochter, ganz unabhängig davon, dass er mit ihr ins Bett gegangen war, seit sie ein Teenager war. Es war gewiss eine perverse Beziehung, aber sie bedeutete Hammond eine Menge, wie Smith wusste. Der Befehl, sie zu ermorden, musste von Jacobson gekommen sein. Das war die einzige logische Erklärung.

»Jacobson hat versucht, mich umbringen zu lassen?« Georgia zuckte mit den Schultern, als würde diese Offenbarung an ihr abperlen wie ein leichter Regen. »Es gibt Schlimmeres als den Tod, das kannst du mir glauben.« So viel hatte sie ihm noch nie von ihrer Vergangenheit preisgegeben, aus der sie sonst ein Geheimnis machte. Er konnte ihr nicht vorwerfen, Hammonds Tod herbeigesehnt zu haben. Sie hatte ihre Rolle gut gespielt und sich als brave Tochter ausgegeben. Sie hatte es akzeptiert und manchmal sogar genossen.

In Smiths Augen machte das den Unterschied aus. Seine Frau brachte die natürliche Veranlagung mit, sich zu unterwerfen, was

seine dominante Ader stimulierte, während Georgia aus viel ungesünderen Gründen auf Schmerz aus war. Sie brachte ihren Körper zum Opfer dar, und Smith hatte immer erkannt, was wirklich hinter ihrer Unterwerfung stand. Sie hatte Perversionen erlebt, die seine Vorstellungskraft sprengten, und brauchte den Schmerz, um ihre Scham und ihre Schuldgefühle zu bewältigen.

»Schau mich bloß nicht so an, als würde es dir gleich das Herz brechen«, riss sie ihn unsanft aus seinen Gedanken. »Ich muss nicht von einem strahlenden Helden gerettet werden.«

Wenn es doch nur wahr wäre, dachte Smith. Das Beste, was Georgia passieren konnte, war, dass sie sich von jemandem retten ließ. Er konnte sich nicht vorstellen, was für ein Typ Mann dazu nötig war, und hatte den Eindruck, dass es ihr nicht anders ging. Vielleicht war sie deshalb immer auf der Suche. Das Problem war nur, dass sie an den falschen Orten suchte.

»Ich brauche Fakten«, kam Smith wieder zum eigentlichen Thema zurück. Georgias Heilung lag nicht in seinen Händen, ganz gleich, wie viele sentimentale Gefühle er für diese Frau noch hegte. Er hoffte für sie, dass sie jemanden kennenlernte, der sie heilen konnte. Falls sie nicht gegen Jacobson vorgehen wollte, musste er es tun. Ihm blieb keine andere Wahl. Das begriff er jetzt. Alles lief wieder auf dieselbe Frage hinaus: Sollte man einen schlechten Menschen gewähren lassen und nur im Auge behalten, oder sollte man die Gefahr ein für alle Mal beseitigen? Seine Entscheidung stand schon lange fest, und jetzt war die Zeit der Abrechnung gekommen.



14

»Ich kann nicht mehr«, verkündete Clara und fläzte sich mit geschlossenen Augen neben Edward auf die Couch.

Belle stieß einen tiefen Seufzer aus. Da gingen ihre Pläne den Bach hinunter. Irgendwie hatte sie gedacht, man müsste mit Edward einen Junggesellenabschied feiern. Es gab eine Menge Pubs im nahen Städtchen, und sogar Norris konnte nichts dagegen einwenden, Clara für einen solchen Anlass ziehen zu lassen. Das Problem war nur, dass die arme Clara ständig müde war.

»Warum noch mal hast du das Kindermädchen zu Hause gelassen?«, fragte Belle.

Clara verzog das Gesicht, als wäre das offensichtlich. »Sie hat auch eine Familie. Sie sollte nicht auf ihr Weihnachten verzichten, um sich um mein Kind zu kümmern.«

Ihre Selbstlosigkeit konnte man Clara kaum ankreiden. Ein Problem war es trotzdem.

»Was guckst du denn so böse?« Edward knuffte Belle an der

Schulter.

»Ich wollte euch heute Abend in den Pub ausführen«, gestand Belle. »Ich hatte das Gefühl, als deine Trauzeugin sollte ich dafür sorgen, dass deine Junggesellenzeit einen würdigen Abschluss findet.«

»Ich dachte, ich wäre deine Trauzeugin«, schmolte Clara.

»Ihr seid beide meine Trauzeuginnen«, schaltete sich Edward ein, damit sich die beiden nicht noch in die Haare kriegten.

»Darum geht es doch gar nicht«, sagte Belle. »Ich wollte mit euch einen deftigen Junggesellenabschied feiern. Wenn hier erst alle zum Weihnachtsfest eintrudeln, klappt das nicht mehr. Dann sitzen wir fest.«

Zwar respektierte sie Edwards Bedürfnis, die ganze Angelegenheit geheim zu halten, doch das machte die Sache etwas komplizierter. Der erweiterte Kreis der Familie wollte erst unmittelbar vor Silvester wieder abreisen. Somit blieb später keine andere Gelegenheit für eine kleine Tour durch die Gemeinde.

»Geht ihr doch ohne mich«, ermutigte Clara sie.

»Das können wir nicht«, erwiderte Belle, woraufhin ihre beste Freundin mit den Augen rollte.

»Ihr könnt«, korrigierte Clara. »Und ihr werdet. Ihr seid jung und habt noch keine Kinder. Genießt es, solange es geht.« Sie zwinkerte Belle hinter Edwards Rücken zu.

Daran hatte Belle noch gar nicht gedacht. Nicht allein Edwards Tage als Junggeselle waren gezählt – falls Smiths und ihr gemeinsames neues Hobby Früchte trug, konnte es um ihre Freizeit bald auch anders bestellt sein. Es war schon schwer genug, sich auch nur für einen Abend von ihrem Ehemann loszueisen. Wie viel schwieriger würde das erst sein, wenn sie auch noch auf die Bedürfnisse eines Babys Rücksicht nehmen musste?

»Ich glaube, ich kann nicht ganz folgen«, sagte Edward und blickte von einer zur anderen.

Belle setzte ein Grinsen auf. »Ich frage mich, wohin ich dich zuerst schleife.«

»Lasst euch lieber von Norris fahren«, schaltete sich Clara ein.

»Willst du etwa behaupten, wir könnten nicht mit Alkohol umgehen?«, sagte Edward in gespielter Entsetzen und griff sich an die Brust, als hätte sie ihn zutiefst verletzt mit ihrem Angebot.

»Mitnichten«, erwiderte Clara. »Ich meine nur, dass ihr euch nicht aus Ärger heraushalten könnt.«



Die *Taverne am Ende der Straße* lag malerisch am Ende der Straße. Die Einheimischen hatten sich daran gewöhnt, hier in der Weihnachtszeit Mitglieder der königlichen Familie zu sehen, deshalb zuckte keiner mit der Wimper, als Belle und Edward durch die abgenutzte Tür hereinkamen. Sie schnappten sich einen Ecktisch und bestellten.

»Eigentlich wollte ich dich in einen Stripclub lotsen«, entschuldigte sich Belle, »aber die Auswahl war begrenzt.«

»Ich glaube, die Chancen stehen nicht schlecht, dass man einen dieser Männer dazu bekommt, sich auszuziehen, wenn sie erst genug getrunken haben«, spottete Edward. Die beiden schauten sich im Raum um und sahen dann wieder einander an.

»Auf den Teil sollten wir vielleicht verzichten«, erwiderte Belle. »Also, ich habe noch nie einen Junggesellenabschied gefeiert«, gestand sie, als ihre Biere gebracht wurden.

»Ich glaube, wir müssen jetzt den Frauen nachsteigen und den Mond anheulen«, klärte Edward sie auf. »Ich fürchte, mein Erfahrungsschatz auf diesem Gebiet ist auch eher dürftig.«

Sie lachte über die Vorstellung. Falls sie gemeinsam Frauen hinterhersteigen wollten, hätte sie andere Schuhe zu ihrem Kleid anziehen müssen.

»Vergiss das mit dem Junggesellenabschied. Wie wär's mit einem Junggesellinnenabschied?«, schlug Edward vor. »Kannst du das besser?«

Belle zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Ich hatte eigentlich keinen.«

»Bei diesem Kumpelkram sind wir Totalversager, findest du nicht?«, fragte Edward.

»Könnte sein«, stimmte sie zu.

»Wie wäre es, wenn wir uns einen hinter die Binde gießen und du mich über die Gefahren der Ehe aufklärst?«, schlug er vor.

»Solange dein Mann keinen Mörder als Chef hat, solltest du keine Probleme kriegen.«

Sie trank einen großen Schluck Bier und dachte über seine Frage nach. Gab es Dinge, die sie lieber gewusst hätte, *bevor* sie Smith heiratete? Viel Zeit, ihre Entscheidung zu überdenken, hatte sie damals nicht gehabt. Der Entschluss kam spontan, und es hatte auf wundersame Weise funktioniert. Vermutlich lag das daran, dass man sich nicht mehr über Kleinigkeiten aufregte, wenn jemand versucht hatte, einen umzubringen.

»Du bist so verdächtig still geworden«, sagte Edward, hob das Glas und stieß mit ihr an. »Was geht dir durch den Kopf?«

»Ich habe überlegt, wovor ich dich warnen könnte«, erwiderte sie. »Aber mir fällt nichts ein.«

Edward stöhnte und legte den Kopf auf den Tisch. Einen Augenblick später hob er ihn wieder und grinste sie schief an. »Wenn doch nur jede Beziehung so perfekt sein könnte wie eure.«

»Meine Beziehung ist nicht perfekt«, versicherte sie ihm und

verzog das Gesicht.

»Ihr streitet euch nie und strahlt immer, als hättet ihr vor zehn Minuten Sex gehabt. Dein Ehemann ist reich und sieht hinreißend aus. Gibt es etwas, das du nicht hast?« Es war eine rhetorische Frage, doch ohne darüber nachzudenken, antwortete Belle: »Ein Baby.«

Edward setzte sein Glas ab. »Aber wollen wir das?«

Belle biss sich auf die Lippe und nickte. Bei Clara hatte sie schon die Karten auf den Tisch gelegt. Jetzt war es an der Zeit, sich Edward zu offenbaren.

»Ich fürchte, meine Tage sind auch gezählt«, sagte er traurig.

»Welche Tage?«, fragte sie. Sie konnten doch auch weiterhin Zeit miteinander verbringen, ab und zu sogar zusammen ausgehen. Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, dass sie zum zweiten Mal an diesem Abend von der Mutterschaft redete, als sei sie unvermeidlich, anstatt sie lediglich als eine Möglichkeit ins Auge zu fassen. Eigentlich wollte sie doch alles langsam angehen lassen und sich nicht in die Idee verrennen, doch dazu war es anscheinend bereits zu spät.

»David möchte ein Kind adoptieren«, sagte Edward, »und dann verabreden wir uns nur noch zu Krabbelstunden und nicht mehr, um gemeinsam in den Pub zu gehen.«

Belle rümpfte die Nase. »Wenn ich an den Nachmittag mit Elisabeth denke, klingt das gar nicht so schlecht.« Keiner von ihnen hatte sich darüber beschwert, dass sie sich um Elisabeth kümmern mussten, weil sie sie alle innig liebten. Der Gedanke, dass sich auch bei Belle und Edward reizender Nachwuchs einstellen könnte, machte ihr keine Angst.

»Wenigstens kannst du schwanger werden«, sagte er beiläufig. »Wir müssen eins adoptieren.«

»Damit werdet ihr keine Schwierigkeiten haben«, sagte sie und grinste. »Bei deiner Abstammung.«

»Wahrscheinlich könnte ich einfach reinspazieren und mir jedes Baby aussuchen, das mir gefällt«, sagte er trocken.

»Schließlich bist du der Prinz von England«, ergänzte sie.

»Ich glaube nicht, dass es so funktioniert, aber wenn du damit sagen willst, ich hätte die ganze Zeit über einfach irgendwo aufkreuzen und mir nehmen können, was ich will, hättest du mir das vielleicht etwas früher sagen können.«

»Es wird schon klappen«, versicherte sie ihm. »Wahrscheinlich wird es die Sache vereinfachen.«

»Einfacher, als einfach schwanger zu werden, so wie du?«, fragte Edward. »Das bezweifle ich. Ich habe dich und Smith doch zusammen gesehen. Der braucht dich wahrscheinlich nur anzusehen, schon bist du schwanger.«

Belle schlug die Augen nieder, sah auf ihr Glas und starrte auf die winzigen Bläschen, die in der goldenen Flüssigkeit nach oben stiegen.

»Ich hoffe, dass es so leicht ist«, sagte sie leise.

Edward streckte den Arm aus und nahm ihre Hand. »Das wird schon.« Er hatte keinen Anlass, es anders zu sehen.

Belle hatte ihm nichts von ihrer Fehlgeburt erzählt und auch nichts von der Angst, die sie vor der Schwangerschaft hatte. Wenn er davon gewusst hätte, hätte er vielleicht behutsamer reagiert, doch er schien so voller Zuversicht und Vertrauen, dass er sie damit ansteckte. Sie drückte seine Hand, dann hob sie das Glas.

»Noch bin ich nicht schwanger. Lass uns trinken.«



15

Es tat gut, endlich mal rauszukommen, zumal sich das hier wie mein zweites Zuhause anfühlte. Der Sitz vibrierte, als die Maschinen dröhnend zum Leben erwachten. In einem anderen Leben war hier mein Platz gewesen. Schon eigenartig, wie leicht das, was mich früher einmal ausgemacht hatte, im Laufe der letzten zwei Jahre in den Hintergrund getreten war. Fast alles war *ihr* gewichen, und falls das nötig gewesen wäre, hätte ich für sie auch noch auf weitaus mehr verzichtet. Clara hatte meinen Kampfgeist geweckt, und das war ein Teil von mir, den ich mir zurückerobern musste. Einst war ich Pilot gewesen, ein Soldat, ein Anführer, nicht nur durch Rang und Namen, und hatte damit Menschenleben gerettet. Dass Clara am Leben geblieben war, war auch auf meine Erfahrungen an der Front zurückzuführen.

Ich hörte Brextons Stimme im Headset und wandte mich meinem Freund zu.

»Ich glaube, ich dürfte dich gar nicht fliegen lassen, Bubi.«

»Versuch doch, mich davon abzuhalten«, sagte ich in mein Mikro. Andere Leute waren mit ihren Weihnachtseinkäufen beschäftigt, doch mich überkam die Nostalgie auf einem ganz anderen Level. Ich legte ein paar Kippschalter um, gab Brex das Zeichen zum Start, und schon waren wir in der Luft. Seit jener schicksalhaften Nacht, die Clara fast das Leben gekostet hatte, war ich nicht mehr geflogen. Nicht richtig. Ich hatte in Privat- und Verkehrsflugzeugen gesessen und ziemlich viele Reisen unternommen, doch immer nur als Passagier, und das war etwas ganz anderes, als selbst am Steuerknüppel zu sitzen.

Brex hatte kaum Widerstand geleistet, als ich mir einen der Helikopter nehmen wollte. Obwohl er jetzt zu meinem Sicherheitsteam gehörte, war er immer noch befehlshabender Offizier der Royal Air Force. Das brachte gewisse Vorteile mit sich. Während meine eigenen Bitten auf taube Ohren stießen und an der Bürokratie scheiterten, wurde Brexton sofort ein Hubschrauber gestellt.

»So hatte ich mir das eigentlich nicht vorgestellt«, meldete sich Brexton über Bordfunk, »als ich sagte, wir müssten uns mal unter vier Augen unterhalten.«

Ich brauchte ihn nicht erst anzusehen, um zu wissen, dass er von einem Ohr zum anderen grinste. So hatten wir uns schließlich kennengelernt. Unsere gemeinsame Zeit an der Front war die Basis für eine lebenslange Freundschaft geworden. Ich erzählte gerne herum, dass mich Brex in jener Zeit am Leben erhalten hatte, und das stimmte. Alle Männer, mit denen ich geflogen war, hatten mich am Leben erhalten. Ich litt damals an schweren Depressionen, und es war mir gleichgültig, ob ich aus dem Einsatz zurückkehrte oder nicht, aber ich wollte keinen von ihnen verlieren. Ihre Leben hätte ich nie aufs Spiel gesetzt. Sie retteten mich allein durch ihre

Anwesenheit. Ich hatte den Eindruck, dass Brexton aus völlig anderen Gründen Pilot geworden war. Die meisten dieser Gründe waren unter kurzen Röcken zu finden.

Das kreidete ich ihm nicht an. Es wäre eine Lüge, wenn ich behauptete, nie meine Uniform dazu benutzt zu haben, die Aufmerksamkeit einer Frau auf mich zu ziehen. Natürlich hatte ich auch gewisse andere Vorteile auf jenem Gebiet.

Wir flogen tief genug über London hinweg, um Big Ben und das Parlament zu sehen. Als wir über das London Eye hinwegflogen, war die Reihe an mir, wie ein kleiner Junge von einem Ohr zum anderen zu grinsen. Angesichts des Riesenrads, an dem ich um Claras Hand angehalten hatte, erwachte meine romantische Ader, und ich konnte mich nicht mehr beherrschen. »Also«, fragte ich durchs Mikrofon, »wie lange triffst du dich schon mit Georgia?«

»Jeden Tag. Wir arbeiten zusammen«, erwiderte er.

»Das habe ich nicht gemeint, Brex.«

Schon bald lag das Zentrum Londons hinter uns, und wir steuerten aufs Land zu. Ich brauchte einen Tapetenwechsel und wollte an einen Ort, an dem ich nicht ständig den Belastungen ausgesetzt war, die mit meinem Titel verknüpft waren.

»Zwischen uns läuft nichts«, sagte Brexton nach einer Weile. »Du kennst sie ziemlich gut. Was hat sie für eine Geschichte?«

Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte, um diese Frage zu beantworten. Meine Geschichte mit Georgia war tabu, aber ich wollte Brexton auch nicht im Regen stehen lassen. Es gab Dinge, die er über sie wissen musste, falls er vorhatte, sie zu erobern. Vielleicht hatte er sich, wie viele andere Männer, nur wegen ihrer Art und ihres Aussehens in sie verliebt, ohne auch nur den leisesten Schimmer zu haben, was sich dahinter verbarg. Ich musste es mit Fingerspitzengefühl angehen. Die intimen Details über das, was in

jüngeren Jahren zwischen Georgia und mir gelaufen war, wollte ich nicht preisgeben, und auch Georgia legte Wert auf Diskretion. Außerdem würde sie es nicht schätzen, wenn Brexton es auf diese Weise herausfände. Ich wusste mir allerdings zu helfen.

»Ich kenne sie schon sehr lange«, gab ich zu, als der Wind auffrischte. Auf dem Land war es heute regnerisch, und neblige Schauer peitschten gegen das Cockpit. »Aber ich habe sie erst vor Kurzem wiedergetroffen. Sie hat für Hammond gearbeitet.«

»Das weiß ich«, sagte Brexton ungeduldig.

Natürlich hatte er Zugriff auf ihre Akten, aber wie gründlich hatte er sich in sie eingelesen?

»Was weißt du über sie, Brex?«, fragte ich. Falls er bereits Einblick in Georgias Vergangenheit hatte, bestand keine Veranlassung, zurückhaltend zu sein.

»Ich weiß, dass sie Hammond heißgemacht hat. Aber sie hat so etwas Besonderes. Und ich wollte nicht in ihrem Privatleben herumschnüffeln.«

Das war eine seltsam berührende Geste für einen Mann, der den Großteil seiner Zeit damit verbrachte, Frauen flachzulegen. »Sie hatte einen Club«, erzählte ich ihm, »der zu Hammonds Firmengeflecht gehörte. Es war ein BDSM-Club.«

»Du meinst mit Peitschen und dem ganzen Zeug?«, fragte Brexton. Ich war mir nicht sicher, ob ich Neugierde oder Besorgnis aus seiner Frage heraushörte.

»Das ganze Zeug«, bestätigte ich. »Richtig heftiges Zeug.«

»Verdammt.« Brexton stieß einen leisen Pfiff aus. »Du meinst also, sie steht auf so was?«

»Ja, das meine ich«, antwortete ich mit Nachdruck. Er brauchte keine weiteren Hinweise auf Georgia Kincaids Leidenschaften von mir.

Danach herrschte langes, beklommenes Schweigen.

»Was ist los?«, fragte ich ihn.

»Meinst du, sie würde sich auf eine Romanze mit mir einlassen, wenn ich so tun würde, als stünde ich auch auf so etwas?«

Hätte ich nicht gerade einen tonnenschweren Hubschrauber gelenkt, ich hätte sicher etwas gefunden, um meinen Kopf dagegen zu schlagen.

»Ich glaube nicht, dass man in dieser Szene unbedingt von Romanzen redet.« Wie viel konnte ich ihm erzählen, ohne ihm die Welt des Bondage allzu schmackhaft zu machen?

»Keine Ahnung.«

»Du kannst es ja mal googeln.«

»Danke für den Tipp.«

Trotz des Windes entging mir der sarkastische Unterton in seiner Stimme nicht. »Da ist ein guter Landeplatz.«

Wir gingen auf einem Feld nieder. Von ein paar Schafen abgesehen, war hier nichts, und als wir die Luke öffneten, roch es auf den sanften, grünen Hügeln nach Dung.

»Tja, die Landluft«, konstatierte ich.

»Du wolltest doch unbedingt in die Natur.« Brex nahm den Helm ab und warf ihn auf seinen Sitz. Ich tat es ihm nach.

Vielleicht war ihm das noch nicht klar, doch mir war es ernst damit, dass ich die ganze Sache vertraulich behandeln wollte.

Als mich Brexton darüber informiert hatte, dass er bei seinem Spezialauftrag endlich auf neue Fakten gestoßen war, veranlasste ich auf der Stelle alles Notwendige, damit nichts an die Öffentlichkeit gelangte.

»Du hast ihn also gefunden«, sagte ich und zog mir die Handschuhe aus.

»Ich habe seine Mutter gefunden«, informierte mich Brexton. »Es

sieht aus, als würde das reichen.«

»Er lebt bei seiner Mutter?« Ich gab mir wirklich Mühe, nicht gleich den Stab über meinen neuen Bruder zu brechen, aber was war das denn für ein Kerl?

»Er scheint nicht sehr sesshaft zu sein und besitzt mehrere Wohnungen an verschiedenen Orten.«

»Er hat mehr als eine?« Das war eine Überraschung, und zwar eine ziemlich beunruhigende. Ich war sehr skeptisch, wenn es um meinen heimlichen Bruder ging. Und zu erfahren, dass er Wohnungen an mehreren Orten unterhielt, half nicht gerade, meine Bedenken zu zerstreuen.

»Er hat irgendetwas mit Rennsport zu tun«, erklärte Brex. »Seine Mutter lebt in Silverstone.«

»Rennsport? Wie kommt er denn auf die Idee?«, fragte ich sarkastisch. Das kleine Städtchen lag direkt am Silverstone Circuit, einer der berühmtesten Rennstrecken der Welt. »Taugt er was?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass er ein paar Wohnungen besitzt.« Brex grinste. »So schlimm kann er also nicht sein.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise darauf, dass er ...« Ich führte meinen Satz nicht zu Ende. Brex teilte das Misstrauen nicht, mit dem ich die heimliche Familie meines Vaters betrachtete, aber er konnte vermutlich nachvollziehen, warum ich so empfand.

»Meines Wissens nicht. Sie sind gute, anständige Bürger. Die Mutter ist Kriegswitwe, und von seiner Leidenschaft für gefährliches Fahren abgesehen, hat er sich noch nie in Schwierigkeiten gebracht.«

»Aber wegen seines Fahrstils hat er sich Ärger eingehandelt?«, erkundigte ich mich.

»Er hatte ein paar Strafzettel. Und ein paar Unfälle«, schickte Brex nach einigem Nachdenken hinterher.

Bei seinem Beruf war das keine Überraschung. Ich atmete kräftig durch und genoss die regennasse Luft.

»Was findest du hier nur so toll, Mann?«, fragte Brex und hielt sich die Nase zu. »Hier stinkt es nach Scheiße.«

»In der Stadt haben wir Smog«, erinnerte ich ihn. Außerdem hatten wir in der Zeit, in der wir uns kennenlernten, weitaus Schlimmeres gerochen. »Okay, was sind das für Menschen?«

»Sie heißt Rachel Stone, und wir können nichts über sie finden. Und ich meine, absolut nichts.«

»Nichts?«, wiederholte ich. Das konnte nicht sein. »Hast du den Beamten gesagt, warum wir sie überprüfen?«

»Das habe ich für mich behalten.« Brexton bedachte mich mit einem ungläubigen Blick, als hätte ich ihn in seinem Stolz verletzt. »Aber es stimmt, keinerlei Informationen, keine Vergangenheit – es ist, als ob es sie nie gegeben hätte.«

»Das hat mein Vater arrangiert«, sagte ich. Und Brex hob die Schultern. Eine gewöhnliche Frau konnte nicht einfach *nicht* existieren. Man hatte sie unsichtbar gemacht, doch anscheinend nicht gut genug.

»An Informationen über *ihn* kommt man leichter heran, was an seinem auffälligen Beruf liegt.«

Also war er wirklich Rennfahrer. Ihn würde ich mir genauer ansehen müssen.

»Sie heißt Rachel Stone«, wiederholte Brex. »Sie ist achtundvierzig Jahre alt, mehr wissen wir nicht über sie. Wir haben ein paar Fotos gefunden, aber keinen Arbeitgeber ausfindig machen können, überhaupt nichts. Durch ihren verstorbenen Mann bezieht sie eine kleine Pension von den Streitkräften.«

»Und ein Monatsgehalt von meinem Vater«, fügte ich genervt hinzu. Mein Vater hatte sich mächtig Mühe gegeben, um zu

verhindern, dass jemand sie entdeckte. Warum? Was hatte sie gegen ihn in der Hand, um sich sein Entgegenkommen und sein Schweigen zu sichern?

»Ich möchte mit ihr sprechen«, sagte ich nach einer Weile.

»Das ist keine gute Idee«, urteilte Brexton.

Ich deutete mit dem Kopf in Richtung Helikopter. »Und was war das?«

»Kann ich dir das wieder ausreden?«, fragte er.

»Du kannst es versuchen, aber du würdest nur deine Zeit verschwenden.«

»Darf ich dich wenigstens begleiten?«

»Schick mir ihre Akten.«

»Und dann reden wir noch mal über alles, ja?«, hakte Brexton nach.

»Und ihre Adresse«, fügte ich hinzu. »Ich fahre morgen nach Silverstone.«



16

Das Städtchen Silverstone hatte nichts von dem Schick der nahegelegenen Rennstrecke, für die es bekannt war. Ich musste unwillkürlich lachen, als ich an dem Schild *Bitte fahren Sie vorsichtig* vorbeikam. Es war eine gut gemeinte Warnung, die zweifellos auf taube Ohren stieß. Die Gegend war für ihre Rennstrecke bekannt, und vermutlich gab es hier eine Menge Teenager, die nichts so sehr wollten wie dazugehören. Das kleine Städtchen bestand vorwiegend aus Stein- und Ziegelhäusern aus dem neunzehnten Jahrhundert. Alle paar Meter gab es einen kleinen Pub, in dem die Einheimischen abends ein frisch Gezapftes tranken.

Ich bog mit dem Range Rover in einen schmalen, asphaltierten Weg ab, der kaum den Namen Straße verdiente, und fand die Adresse, nach der ich suchte. Nachdem ich ein paar Häuser weiter geparkt hatte, überlegte ich, was ich tun sollte. Ich war den ganzen Weg hierhergekommen, also sollte ich es wohl auch zu Ende bringen. Aber jetzt, wo die Antworten, nach denen ich suchte, zum

Greifen nah waren, wäre ich am liebsten wieder umgekehrt. Ein paar ältere Herren mit Schiebermützen und Tweedjacketts schlenderten an mir vorbei und nickten mir zu. Falls sie mich erkannt haben sollten, ließen sie es sich nicht anmerken. Ich konnte nicht damit rechnen, dass dieses Glück von Dauer war.

»Du hast es so gewollt«, sagte ich mir. Jetzt war es also so weit. Ich saß mitten in der Pampa am Straßenrand und musste mir Mut zusprechen, um mich der Vergangenheit meines Vaters zu stellen. In diesem Moment spielte es keine Rolle, dass ich der König von England war, im Krieg gekämpft hatte und mich mit Mördern herumschlagen musste. Was zählte, war nur, warum ich gekommen war: Ich wollte die Wahrheit herausfinden, und das ging nicht, solange ich im Wagen saß.

In der vergangenen Nacht hatte ich Rachel Stones Akte gelesen. Sie war verdächtig kurz. Es gab nicht viel zu sagen über die Frau, die so viel Aufmerksamkeit – oder zumindest Geld – von meinem Vater beansprucht hatte. Sie war Witwe und kurz vor der Geburt ihres Sohnes nach Silverstone gezogen. Es gab keine Einträge im Führungszeugnis und keine Skandalberichterstattung in den Medien. Falls mein Vater für ihre Diskretion bezahlt hatte, war sie dieser Aufgabe auf bewundernswerte Weise gerecht geworden. Über ihren Sohn Anderson Stone gab es sogar noch weniger. Ich hatte Brexton angewiesen, sämtliche Informationen an mich weiterzuleiten, sobald etwas hereinkam. Wir mussten der Familie Stone anscheinend richtig auf den Zahn fühlen. Es war weise von ihm, dass er mich nicht hierher hatte fahren lassen wollen. Ich hätte auf ihn hören sollen, aber ich hatte mir noch nie gern von anderen etwas sagen lassen.

Angesichts dieser Charakterschwäche dachte ich darüber nach, ob mein Vater jemals versucht hatte, mir etwas über seinen anderen

Sohn zu erzählen. Ich hatte lange wachgelegen und meine Erinnerung auf eine Andeutung durchforstet. Aber falls es tatsächlich Hinweise darauf gegeben hatte – von jenem mysteriösen Bankkonto einmal abgesehen –, war ich wohl viel zu vernagelt gewesen, um sie wahrzunehmen.

Während ich so dasaß, lief ein junger Mann mit einem Weihnachtsbaum über der Schulter an mir vorbei. Ich erstarrte und hoffte, ihm wenigstens kurz ins Gesicht sehen zu können. Bestimmt wollte Anderson Stone die Weihnachtsfeiertage mit seiner Mutter verbringen. Ich hatte Fotos von ihm gesehen, vor allem die in seinem Facebook-Account, aber ich wusste nicht genau, wie er wirklich aussah. Als der Mann sich umdrehte, war ich zugleich erleichtert und enttäuscht, als ich sah, dass er es nicht war. Der Weihnachtsbaum hatte mich indessen daran erinnert, dass ich an meine eigene Familie denken musste. Ich hatte Clara versprochen, diese Sache durchzuziehen und danach zu kommen. Der Gedanke an meine Frau gab mir schließlich den nötigen Anstoß, um die Tür des Range Rover zu öffnen.

Unter meinen Sohlen knirschte Kies, als ich die paar Schritte zum Haus zurückging. Es war ein bescheidenes Ziegelhaus, aus dem Schornstein kringelte sich ein Rauchfähnchen, und die Haustür war mit einer Lichterkette weihnachtlich geschmückt. Ich ließ meine Hand einen Augenblick auf dem alten Türklopfer ruhen, dann klopfte ich. Von drinnen rief eine fröhliche Frauenstimme: »Ich komme, Liebling.«

Wenige Augenblicke später ging die Tür auf. Dahinter stand eine ältere Frau mit mittelblondem, grau gesträhntem Haar und strahlend blauen Augen. Sie blinzelte ein paarmal, als hätte sie einem Geist die Tür geöffnet. Dann klappte ihr der Unterkiefer herunter. Sie schloss den Mund jedoch schnell wieder und trat zur Seite. »Wollen

Sie nicht hereinkommen?«

Es war bewundernswert, wie schnell sie sich fasste. Andererseits hatte sie vermutlich damit gerechnet, dass dieser Tag einmal kommen würde. Als ich begann, das Privatleben meines Vaters zu untersuchen, war mir klar gewesen, dass ich Geheimnisse aufdecken würde. Das musste sie genauso gut wie ich gewusst haben. An der Schwelle zögerte ich. Schließlich hatte ich ihre Motive und ihre Loyalität infrage gestellt. Falls sie wirklich so bedrohlich war, wie ich befürchtete, marschierte ich direkt in eine Schlangengrube.

»Ich beiße nicht«, versicherte sie mir. Trotz der angespannten Situation lächelte sie. Ich trat ein, und sie schloss hinter mir die Tür. »Ich hätte nie damit gerechnet, dass eines Tages Alberts Sohn vor meiner Tür stehen würde.«

Ich zog eine Braue hoch. Falls meine Informationen zutrafen, lebte Alberts Sohn unter ihrem Dach. Diese Spitze behielt ich allerdings für mich.

Das Haus ließ sich in Ermangelung eines besseren Begriffs als heimelig bezeichnen. Durch die leicht unregelmäßigen Wände und den knarrenden Dielenboden war viel von dem historischen Charme erhalten. Es war nichts Besonderes, allerdings lebte ich selbst in einem Palast. Es konnte sein, dass anderes daneben etwas verblasste. Sie führte mich durch einen altmodischen Flur in eine freundliche Küche mit buttergelben Wänden und karierten Vorhängen vor den Fenstern.

»Möchten Sie einen Tee?« Ohne meine Antwort abzuwarten, füllte sie den Teekessel und stellte ihn auf den Herd. »Ich fürchte, meine Teeauswahl ist nicht berauschend. Sie sind sicher Besseres gewohnt als das, was ich hier bekomme.«

»Ich bin nicht wählerisch«, sagte ich schulterzuckend. Das alles entwickelte sich überhaupt nicht so, wie ich es geplant hatte. Obwohl

es eigentlich gar keinen Plan gab. Ich gestand es mir nur ungern ein, aber ich hatte mit mehr Drama gerechnet.

»Es gibt bestimmt einiges, das Sie mich fragen wollen.« Sie setzte sich auf einen Stuhl an den kleinen Küchentisch und lud mich mit einer Geste ein, mich zu ihr zu setzen. Ich nahm ihr gegenüber Platz und suchte nach den richtigen Worten.

»Sind Sie Rachel Stone?« Es schien mir angemessen zu sein, das klarzustellen, bevor ich anfang, die Familiengeheimnisse auszuplaudern.

Sie nickte. »Und Sie sind Alexander. Sie können sich bestimmt nicht mehr an mich erinnern.«

Ich hatte mit vielem gerechnet, aber dass sie das sagen würde, hatte ich nicht erwartet. Müsste ich mich denn an sie erinnern können? Offensichtlich hatte sie eine wichtige Rolle im Leben meines Vaters gespielt, aber ich konnte mich nicht daran erinnern, dass sie auch in meinem Leben vorgekommen war. »Ich dachte, wir wären uns nie begegnet.«

»Nicht mehr, seit Sie klein waren.« Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie eine Erinnerung wachrufen, die im Laufe der Zeit Staub angesetzt hatte. »Ich habe im Palast gearbeitet.«

Das schrille Pfeifen des Teekessels unterbrach sie in ihren Erinnerungen. Sie sprang auf, um ihn vom Feuer zu nehmen, was mir etwas Zeit verschaffte, um mich nach dieser Enthüllung wieder zu sammeln. Sie hatte im Palast gearbeitet? Davon stand nichts in ihrer Akte. Hatte mein Vater es vertuscht? Warum hatte er sich solche Mühe gegeben, sie zu schützen? Doch bevor ich mich in Spekulationen ergehen konnte, kehrte sie mit zwei Bechern und einer Auswahl an Teebeuteln zurück.

Ich räusperte mich und fragte das Erste, was mir in den Sinn kam: »Was haben Sie dort getan?«

»Ich war eine der Hausangestellten. Ich habe Tee, Gebäck und die Zeitung gebracht.« Sie tauchte einen Teebeutel ins Wasser und fuhr fort: »Es war keine aufregende Arbeit, aber die meisten aus meiner Familie haben im öffentlichen Dienst gearbeitet. Auch mein verstorbener Mann.«

Ich ergriff die Gelegenheit. Die Scheu, die mich daran gehindert hatte, Fragen zu ihrem Privatleben zu stellen, schwand, als sie es selbst zur Sprache brachte. »Sie können sich bestimmt denken, warum ich hier bin.«

»Sie wollen etwas über Ihren Bruder erfahren«, riet sie und räumte damit die letzten Zweifel aus, dass es sich um einen Irrtum handeln könnte. Ich hatte noch einen anderen Bruder. Obwohl ich es schon vor Wochen erfahren hatte, konnte ich es immer noch nicht glauben. Der Gedanke, dass seit fünfundzwanzig Jahren ein Bruder von mir herumlief, ohne dass ich davon wusste, war unfassbar.

»Unter anderem wüsste ich gern, warum seine Existenz geheim gehalten wurde, wie Sie meinen Vater kennengelernt haben und ...«

Sie unterbrach mich. »Vielleicht sollte ich ganz vorne anfangen.« Das schien eine gute Idee zu sein, also nickte ich. »Wie ich schon sagte, arbeitete ich als Hausangestellte im Dienst der königlichen Familie. Ursprünglich machte ich die Wäsche und half in der Küche. Nachdem Ihre Mutter gestorben war, übernahm ich einige der häuslichen Pflichten, um die sie sich immer lieber persönlich gekümmert hatte.« Rachel schenkte mir ein feines, aufmunterndes Lächeln, als wüsste sie, was ich empfand. »Ich habe nie die Rolle Ihrer Mutter übernommen, Alexander. Aber jemand musste doch den Tee bringen. Und so fing alles an. Ich hatte gerade meinen Mann verloren und musste mich ständig beschäftigen, um das zu überstehen. Einmal hatte Ihr Vater etwas getrunken, und ich kam in sein Arbeitszimmer. Er verlangte, dass ich mich setzte. Ich hatte

keine Ahnung, was mich erwartete. Ihr Vater war ein verschlossener Mann und galt unter den meisten Hausangestellten gelinde gesagt als unnahbar.«

»Beziehungsweise arrogant – um es etwas deutlicher zu formulieren?«, schlug ich vor. Das brachte sie zum Lachen.

»Ja«, pflichtete sie mir bei. »Aber ich lernte einen ganz anderen Albert kennen. Er wollte nur reden. Ich glaube, er fühlte sich einsam, und das konnte ich nachvollziehen. Von da an brachte ich ihm jeden Tag den Tee. Zuerst redeten wir über das Wetter oder über Fußball. Triviale Dinge. Allmählich begann er, sich mir zu öffnen, schüttete mir sein Herz über den Verlust Elisabeths aus. Ich hörte ihm zu, und dann, eines Tages, erzählte ich ihm, dass ich Todd verloren hatte. Es war eher eine Freundschaft als eine Liebesaffäre.«

»Dass ich einen Halbbruder habe, deutet auf etwas anderes hin«, entgegnete ich ungewollt scharf.

»Sie sind Ihrem Vater ähnlich«, sagte sie, ohne zu bemerken, wie mich diese Aussage zusammenzucken ließ. »Wir haben einander getröstet. Wir waren bestimmt nicht die ersten Erwachsenen, die im Bett Trost gesucht haben. Wenn es eine Liebesgeschichte gewesen wäre, hätte es nur scheitern können. Wenn wir miteinander schliefen, dachten wir dabei an andere Menschen.«

»Und dann sind Sie schwanger geworden?« Wenn sie mir schon vorhielt, wie mein Vater zu sein, dann konnte ich auch unverblümt fragen. Was sie mir da erzählte, konnte ich nicht ganz nachvollziehen, auch wenn ich das eine oder andere darüber wusste, wie es war, sein Heil im Sex zu suchen.

Sie seufzte, als müsse sie sich von ihren Erinnerungen losreißen. Rachel drückte die Schultern durch und blickte mir in die Augen. »So war es. Es war ungeplant, aber nicht ganz ungewollt. Mein Ehemann und ich hatten vorgehabt, eine Familie zu gründen, wenn er aus dem

Nahen Osten zurückkehrte. Dazu ist es nie gekommen. Stattdessen schenkte mir Ihr Vater ein Kind und die Chance auf ein Familienleben, auf das ich mir schon keine Hoffnungen mehr gemacht hatte.«

»Hat er ...« Ich hielt mitten im Satz inne. Es war die eine Frage, die ich stellen wollte. Die Frage, für die ich hergekommen war. Und jetzt war ich mir plötzlich nicht mehr sicher, ob ich es überhaupt wissen wollte. Ich sammelte allen Mut, dann zwang ich mich, es auszusprechen: »Hat er je erfahren, wer sein Vater ist?«

»Anders glaubt, dass sein Vater im Krieg gefallen ist«, betonte sie.

So dumm konnte doch niemand sein. Ich sprach es nicht aus. Stattdessen rutschte ich unruhig auf meinem Stuhl umher. Die Rechnung ging nicht auf. Wenn ihr Ehemann im Nahen Osten gefallen war, und zwar im Todesjahr meiner Mutter, bedeutete das entweder, dass sie über ihre Beziehung zu meinem Vater log oder dass sie ihrem Sohn nicht die Wahrheit erzählt hatte.

»Ich kann mir denken, was Ihnen durch den Kopf geht«, unterbrach sie mich in meinen Gedanken. »Das passt zeitlich nicht zusammen. Natürlich weiß Anders, dass Todd Stone nicht sein Vater sein kann. Das weiß wohl jeder. Wenn man sich den Todestag meines Mannes und das Geburtsdatum meines Sohnes ansieht, ist leicht zu erkennen, dass das unmöglich ist. Todd ist nicht Anders' leiblicher Vater, aber er ist der einzige Vater, den er jemals kennengelernt hat, wenn auch nur in meinen Erinnerungen. Er stellt keine Fragen. Das tut niemand. Ich vermute, es gilt als unhöflich, eine Kriegswitwe zu hinterfragen.«

Mein Mund wurde trocken. Falls sie die Sache genauso sah, musste ich sie verletzen. »Es tut mir leid, dass ich so in Ihr Leben platze. Ich habe Verständnis für Ihre Wünsche, aber ich habe mich gefragt, warum Sie von meinem Vater Geld angenommen haben.«

Nur zu gern hätte ich geglaubt, dass sie so war, wie es den Anschein hatte. Dann stellten weder sie noch ihr Sohn eine Gefahr für meine Familie dar. Falls dies der Wahrheit entsprach, konnte ich ihre Wünsche respektieren und unbeschwert weiterleben. Aber sie hatte Geld genommen, und ich musste davon ausgehen, dass damit ihr Schweigen erkaufte worden war.

»Ich habe mir den Kopf zerbrochen, ob ich es Albert erzählen sollte oder nicht«, erklärte sie unverändert freundlich. »Schließlich wurde mir klar, dass ich gehen musste. Es war kein Geheimnis, dass wir Freunde geworden waren. Wäre ich geblieben, wären Gerüchte aufgekommen, und früher oder später hätte man Vermutungen über uns angestellt. Ich wollte nicht, dass meine Schwangerschaft zum Skandal wurde. Ich bin mir sicher, dass sich die Leute trotzdem das Maul zerrissen haben. Es war ja sicher nicht das erste Mal, dass eine Hausangestellte plötzlich von der Bildfläche verschwand. Doch es schien die bessere Wahl zu sein, wenn ich das Baby behalten wollte. Albert unterstützte meine Entscheidung. Als ich ihn darum bat, sich nicht zu seiner Vaterschaft zu bekennen, stimmte er unter einer Bedingung zu: Er erbat sich das Recht, das Kind finanziell zu unterstützen.«

»Also hat er Sie nicht für Ihr Schweigen bezahlt?«, fragte ich.

»Nein. Kinder sind teuer. Sie sind jetzt auch Vater, also wissen Sie das vermutlich. Sie brauchen Kleidung und Schuhe und Zahnspangen und Schulgeld. Albert bestand kategorisch darauf, dass es seinem Sohn an nichts fehlen sollte und er in Frieden aufwachsen konnte. Ich glaube, er versuchte irgendwie, Anderson zu geben, was er Ihnen nicht geben konnte.«

Ich versuchte, diese Enthüllung zu verarbeiten, aber sie blieb mir in der Kehle stecken. Mein Vater hatte mir nur sehr wenig gegeben. Das wusste sie bestimmt. Ich konnte nicht leugnen, dass ich den

Stachel der Eifersucht spürte. »Anerkennung? Liebe? Ich weiß nicht, ob man das mit einem Monatsscheck übermitteln kann.«

»Ihr Vater hat sich oft über die Verantwortung Sorgen gemacht, die er Ihnen hinterlassen würde. Es wundert mich nicht, dass er sein Leben gegeben hat, um Sie zu beschützen. Hätte er Ihnen eine Wahl lassen können, dann hätte er es getan.«

Das war mir neu. Ich hatte immer den Eindruck gehabt, dass mein Vater die Macht liebte, die ihm seine Position verlieh. Der Gedanke, dass er irgendwie verstand, welche großen persönlichen Opfer dazu nötig waren, verunsicherte mich. Falls mein Vater wirklich der Mann war, als den Rachel ihn darstellte, hatte ich ihn nie richtig gekannt. Doch vielleicht wollte er es so. Wie soll man seinem Kind in die Augen sehen und ihm sagen, dass es eines Tages das Gewicht der Welt auf seinen Schultern tragen muss? Ich fürchtete den Tag, an dem Elisabeth entdeckte, welche Pflichten ihr bevorstanden. Anders als mein Vater wollte ich ihr beistehen, solange Gott mich ließ.

»Erzählen Sie mir von Anderson«, bat ich leise. Rachel hatte klar zum Ausdruck gebracht, dass sie anonym bleiben und ihrem Sohn seine Herkunft nicht offenbaren wollte, und wenn ich heute von hier fortgehen würde, wollte ich diesen Wunsch respektieren. Ob mein Vater Anderson ein Leben ohne Verpflichtungen hatte ermöglichen wollen oder nicht, spielte für mich keine Rolle. Vielleicht würde ich diesen Mann niemals kennenlernen. Aber ich konnte ihm einen brüderlichen Dienst erweisen. Ich konnte ihn vergessen. Ich konnte ihm ein Leben ermöglichen, das ich nie haben würde. Aber nicht, ohne zu wissen, wer er war.

»Dafür ist er verantwortlich.« Sie deutete auf das Grau in ihrem Haar, und obwohl unsere Unterhaltung vorher so ernst gewesen war, musste ich lachen. »Er ist ein Draufgänger. Ein Junge, der ohne Vater aufwächst, muss etwas beweisen. Er ist mächtig stolz auf

Todd, aber ich habe ihm verboten, Soldat zu werden, denn ich bilde mir ein, eine vernünftige Mutter zu sein. Ich konnte einfach nicht mit der Vorstellung leben, dass er an die Front käme. Er hörte auf mich, fing jedoch an, Motorradrennen zu fahren.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das nicht genauso gefährlich ist«, stellte ich fest. Irgendwie hatte ich den Eindruck, er könnte mir gefallen. Das Gefühl, etwas beweisen zu müssen, kannte ich ganz gut. Und ich konnte auch den Reiz der Gefahr verstehen.

»Ist es auch nicht«, versicherte sie mir. »Trotzdem war ich diejenige, die Silverstone ausgesucht hat. Er wuchs in der unmittelbaren Nachbarschaft auf. Wenigstens hat er nicht so viele Motorräder zu Schrott gefahren wie Autos.«

»Ist er verheiratet?« Eine Frau konnte vielleicht das Heilmittel sein, das er brauchte, um zur Ruhe zu kommen. Mich hatte es jedenfalls geheilt.

Sie schüttelte den Kopf, und ein Anflug von Traurigkeit huschte über ihr Gesicht. »Eine Mutter gibt die Hoffnung nie auf. Zurzeit scheint er mit der Straße verheiratet zu sein. Ich flehe zu Gott, dass sich das Schicksal einmischt.«

»In meinem Fall war es so«, gestand ich. Wir blieben noch eine ganze Stunde so sitzen, und sie erzählte Geschichten von Schulhofschlägereien und Autounfällen. Liebevoll und detailreich zeichnete sie für mich das Bild meines Bruders, den ich nie kennengelernt hatte und auch niemals kennenlernen würde. Gegen Mittag stand ich auf, um mich zu verabschieden.

Rachel brachte mich zur Tür. Doch bevor ich gehen konnte, entdeckte ich einen kleinen Tisch am Eingang. Darauf standen ein Dutzend gerahmter Fotografien. Auf den älteren musste ihr Ehemann sein, das wusste ich. Auf einigen wenigen Fotos war sie selbst zu sehen, jung und wirklich schön. Kein Wunder, dass mein

Vater auf sie aufmerksam geworden war. Und dann waren da auch noch Fotos jüngeren Datums. Ich nahm eines und schaute es mir an. Anderson und ich hatten dieselben Augen, aber da hörten die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Er war groß, besaß breite Schultern, hellblondes Haar und ein gewinnendes Lächeln. Auf einem Foto erschienen erste Bartschatten auf seinen Wangen. Auf anderen war er glatt rasiert. Aber auf allen Fotos sah er glücklich aus. Solche Familienfotos hatte es von mir nie gegeben. Meine ganze Jugend war von Klatschblättern und Gazetten breitgetreten worden. Rachel hatte recht. Mein Vater hatte ihm gegeben, was er mir nicht geben konnte.

Ich stellte das Foto auf den Tisch zurück und wurde von einer eigentümlichen Wehmut erfasst. Vielleicht wegen des Lebens, das ich nie gehabt hatte. Ich drehte mich zu ihr um und umarmte sie.

»Passen Sie gut auf ihn auf«, bat ich sie.

Sie wuschelte mir durchs Haar. Einen kurzen Moment lang war mir, als erwachte eine flüchtige Erinnerung, doch ehe ich sie fassen konnte, war sie schon wieder verschwunden. »Das habe ich früher immer gemacht.«

Das sollte für ein Leben reichen. Es ging nicht anders. Anderson Stone würde vielleicht nie die Wahrheit erfahren, doch das bedeutete nicht, dass er nicht mein Bruder war. Mit ihrer Unterstützung brauchte er es auch nicht zu wissen. Ich warf einen letzten Blick auf das Haus, dann ließ ich dieses Familiengeheimnis hinter mir.



17

Es war die Waffe seines Vaters. Doch er hatte sie nicht aus sentimentalen Gründen behalten, auch wenn das nachvollziehbar gewesen wäre. Schon während er für Hammond arbeitete, hatte er sie immer bei sich getragen, und nachdem ihn sein früherer Arbeitgeber ans Messer geliefert hatte, war nur noch eine einzige Patrone im Magazin.

Die sparte er sich auf.

An dem Tag, an dem Brexton Miles an seiner Tür gestanden und ihm Fragen über Hammonds Ermordung gestellt hatte, hatte ihm Smith jene Patrone gezeigt und ihm ihre Bedeutung erklärt. Er hatte Hammond nicht umgebracht. Smith hielt es für eine hübsche Ironie des Schicksals, dass die Kugel, die er aufgespart hatte, um damit Hammond zu töten, jetzt den Mann auslöschen sollte, der für Hammonds Tod verantwortlich war. Doch er handelte nicht aus Rache. Er wusste, dass er Hammond nichts schuldig war.

Es stimmte: Oliver Jacobson hatte ihn und Belle über ein Jahr lang

in Ruhe gelassen. Alle Zeichen deuteten darauf hin, dass Hammond mit seiner Behauptung Recht behielt, dass niemand ihm oder seiner Frau etwas zuleide tun würde. Aber Smith hatte bereits vor langer Zeit gelernt, dass Hammonds Wort nicht zu trauen war. Der Mann hatte alles vergiftet, was er berührt hatte. Faktisch wusste Smith nicht, wo die Verschwörung ihren Ursprung hatte. Sie war wie eines dieser magischen Ungeheuer aus alten Schriften, das seinen eigenen Schwanz verschluckte. Es gab kein Ende, keinen Anfang, nur Schrecken, der kein Ende nehmen wollte.

Er nahm Belles Auto. Der Mercedes war ein elegantes, schickes Fahrzeug für seine Frau – und ging in den Londoner Straßen unter. In dieser Stadt fiel ein Mercedes nicht weiter auf. Bei Smiths Bugatti war das etwas ganz anderes. Doch nicht weil er für einen Fluchtwagen zu auffällig war, verzichtete er auf den Veyron, obwohl das natürlich stimmte. Der Grund war, dass die Sache schiefgehen konnte – das zog er durchaus in Betracht. In diesem Fall durfte er nicht lange fackeln, wenn es nötig wurde, den kleinen Sportwagen zu opfern. Den Veyron dagegen liebte er wie sein Leben. Er bog auf einen freien Parkplatz ein, nur wenige Häuser von der Adresse entfernt, die Georgia ihm gegeben hatte, und schaltete die Scheinwerfer aus. Es war zu kalt in London, als dass man längere Zeit in einem unbeheizten Auto sitzen konnte, ohne dass die Scheiben beschlugen. Jetzt kam es darauf an, nicht aufzufallen.

Smith betrachtete Jacobsons Londoner Stadthaus und verzog das Gesicht. Er hatte mit angehört, wie sein Feind beiläufig über die privilegierten Klassen hergezogen war. Jacobson hielt sich anscheinend selbst nicht an das, was er predigte. Smith wusste das eine oder andere über Immobilien, und das Haus hier war locker mehrere Millionen Pfund wert.

»Mit Verrückten soll man nicht diskutieren«, sagte er tonlos und

schlug sich zur besseren Tarnung den Kragen hoch.

Er war die Informationen, die er von Georgia erhalten hatte, heute Abend schon ein Dutzend Mal durchgegangen, doch jetzt tat er es noch einmal. Jacobsons Familie befand sich auf dem Land. Das war Smith nur recht. Man würde die Leiche irgendwann entdecken, wenn er Weihnachten nicht auf dem Landsitz der Familie auftauchte, doch er würde nicht von seiner Frau oder seinen Kindern gefunden werden. Jacobson verdiente keine Rücksicht, seine Familie jedoch schon. Es gibt furchtbare Bilder, die Kinder nie wieder vergessen können. Smith fiel der Swimmingpool im Keller der Londoner Villa seiner Familie wieder ein. Er wollte keinem Kind zumuten, was ihm zugemutet worden war, und er wollte auch Jacobsons Frau ersparen, was seine eigene Mutter nie hatte vergessen können.

Georgia und ihrem Profiler-Team zufolge war Jacobson ein Mann mit festen Gewohnheiten. Wenn seine Frau und die Kinder nicht in der Stadt waren, beschloss er den Tag gegen zehn Uhr abends mit einem Bierchen im örtlichen Pub. Dort blieb er eine Stunde und kehrte dann in sein leeres Haus zurück. An diesem Punkt nahmen Smiths Pläne jedes Mal, wenn er darüber nachdachte, eine andere Wendung.

Rein gefühlsmäßig wollte er Jacobson bei der ersten sich bietenden Gelegenheit erledigen. Er war entschlossen, die Sache hinter sich zu bringen, aber das war wohl nicht die beste Herangehensweise. Weitaus klüger war es, genau zu beobachten und darauf zu warten, dass sich Jacobson auf den Heimweg machte. Falls er auf der Straße zuschlug, bestand die Chance, dass man die Sache als spontane Gewalttat zu den Akten legte. Er könnte sich Jacobsons Geldbörse schnappen, damit es wie ein Straßenraub aussah. Die einzige Schwierigkeit war London selbst. In keiner Stadt der Welt hingen mehr Überwachungskameras.

Aber es gab noch eine andere Möglichkeit. Er konnte Jacobson in seinem Haus erledigen und dabei möglichst sein Gesicht verbergen. Die Ermordung eines Parlamentsmitglieds würde landesweit für Aufsehen sorgen. Es spielte keine Rolle, welche Freunde Smith hatte – falls er unter Verdacht geriet, gab es kein Entrinnen. Er brauchte gar nicht erst daran zu denken, dass er unentdeckt bleiben konnte. Wenn man ihn erwischte, wollte er die Verantwortung tragen. Und niemand sonst. Alexander würde mit Sicherheit ahnen, dass mehr dahintersteckte, doch Smith bezweifelte, dass er Untersuchungen anstellen würde, ob Georgia geheime Informationen ausgeplaudert hatte. Sobald der König erfuhr, dass Jacobson Drahtzieher der Angriffe auf seine Familie war, würde jedes weitere Interesse an dem Fall rasch erlöschen. Nur ein einziger Mann würde für das Verbrechen zahlen müssen, und dass Smith ein solches Schicksal erwartete, war von jeher vorherbestimmt.

Pünktlich wie ein Uhrwerk öffnete sich die Tür des Stadthauses, und Jacobson stapfte heraus. Er trug eine Cordsamtjacke und eine Schiebermütze. Jacobson behauptete zwar, die Aristokraten zu hassen, hatte aber anscheinend nichts dagegen, sich wie sie zu kleiden, stellte Smith amüsiert fest. Nachdem Jacobson ein ordentliches Stück gegangen war, stieg Smith aus dem Mercedes aus, schloss ihn ab und machte sich zu Fuß an die Verfolgung. Das hatte noch zu keinem seiner Pläne gehört, aber sein Instinkt sagte ihm, dass es das Richtige war. Er hielt sich im Hintergrund, als Jacobson das *Horse and Hound* betrat, und ging ihm wenige Augenblicke später hinterher.

Es waren genug Stammgäste im Pub, sodass niemand von dem Fremden in ihren Reihen Notiz zu nehmen schien. Smith suchte sich einen Tisch in der hinteren Ecke, nahm sich ein Beispiel an Georgia

und achtete darauf, die Wand im Rücken zu haben. Jacobson hingegen saß an der Bar und unterhielt sich lebhaft mit etwa einem halben Dutzend Männern.

Es war eigenartig, einen Verbrecher in seinem normalen Umfeld zu beobachten. Nichts an Jacobsons Verhalten verriet, wie gefährlich er in Wahrheit war. Smith fragte sich, was wohl in seinem Kopf vorging.

Ein Barkeeper, der sich die Hände an einem Geschirrtuch abtrocknete, das aus der Tasche seiner Jeans hing, trat zu ihm. »Was kann ich Ihnen bringen?«

»Scotch«, bestellte Smith, der immer ungehemmter in alte Gewohnheiten verfiel. Der Barmann nickte und verschwand, wenige Augenblicke später kehrte er mit dem Drink zurück.

Smith reichte ihm eine Hundertpfundnote. Heute war kein Abend, um Kreditkarten zu benutzen.

Jacobson unterhielt sich angeregt und bediente sich nebenbei aus einem Schälchen mit Kartoffelchips. Lass es dir schmecken, dachte Smith. Das war keine anständige Henkersmahlzeit, aber Smith fühlte sich als sein Scharfrichter nicht dazu verpflichtet, großzügig zu sein.

Wenige Minuten vor dreiundzwanzig Uhr streckte Jacobson den Arm in die Luft und verlangte nach der Rechnung. Smith kippte den Rest seines Drinks hinunter, an dem er sich festgehalten hatte. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Er verließ den Laden, noch bevor Jacobson bezahlt hatte, und kehrte zum Mercedes zurück. Er ließ sich auf den Fahrersitz gleiten, dann nahm er die Waffe aus dem Handschuhfach. Gewohnheitsmäßig kontrollierte er die Trommel. Er wusste, dass nur eine einzige Patrone geladen war, doch für seine Zwecke brauchte er auch nur eine. Er würde nicht zögern und keinen Fehler machen.

Doch als er die Trommel ausklappte, fand er etwas, mit dem er

nicht gerechnet hatte.

Die Patrone war zwar noch da, aber dort, wo weitere Patronen Platz gefunden hätten, steckten winzige Zettelchen. Er zog das erste heraus und erkannte sofort Belles Handschrift.

»Wenn du das hier liest«, stand darauf, »glaubst du, keine andere Wahl mehr zu haben.«

Damit hatte sie recht. Ihm blieb keine andere Wahl, wenn er sie beschützen wollte. Er zog den nächsten Zettel heraus und las ihn.

»Wenn ich nicht da bin, um dich davon abbringen zu können, sollst du wissen, dass ich immer auf dein Urteilsvermögen vertrauen werde.«

Er zog den nächsten hervor.

»Falls ich zu Hause auf dich warte, komm zu mir zurück, damit ich dir helfen kann, das Licht zu finden.«

Seine Hände begannen zu zittern, als er den letzten Zettel herausnahm.

»Du hast immer eine Wahl.«

Der Zettel fiel auf seinen Schoß, und er legte die Waffe auf den Beifahrersitz. Wie konnte sie das wissen? Oder hatte sie schon immer den Verdacht gehegt, dass es so weit kommen könnte?

Jetzt auf sie zu hören, bedeutete zu riskieren, dass Jacobson ihr Leben erneut bedrohte. Ignorierte er sie aber, hieß es, ihr das Wichtigste zu versagen, worum sie ihn jemals gebeten hatte. »Komm zu mir zurück.« Er konnte die Stimme hören, mit der sie das sagte.

Sie konnte ihm das Licht zeigen. Seit er ihr zum ersten Mal begegnet war, war ihr Smith mit Haut und Haar verfallen. Er wollte ihr alles geben. Doch konnte er sich mit ihr auch ins Ungewisse aufmachen?

Er hatte gern alles unter Kontrolle. Daraus bezog er seine

Sicherheit. Aber er konnte nicht immer alles kontrollieren.

Belle wartete in Schottland auf ihn. Belle, die an ihn geglaubt hatte, daran, dass ein guter Mann in ihm steckte – sogar, als er es selbst nicht glauben konnte. Belle hatte nie daran gezweifelt, nicht einmal, als er ihr seine dunkle Vergangenheit offenbarte. Sie hatte ihm zur Seite gestanden, und genau dort gehörte er jetzt hin.

Das war seine Zukunft – eine Zukunft, die er zwar nicht vorhersagen konnte, in der es jedoch viel schönere Perspektiven gab als in den hässlichen Niederungen seiner Vergangenheit. Es war an der Zeit, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Es war an der Zeit zu entscheiden, welcher Mann er sein wollte, weil dieser Mann schon in ihm steckte.

Er startete den Motor und fuhr im selben Moment aus dem Parkplatz, als Jacobson ins Blickfeld kam. Der Mann würde nie erfahren, wie knapp er in jener Nacht dem Tod entgangen war, doch Smith wusste genau, wie knapp er selbst davor gestanden hatte, den falschen Weg einzuschlagen. Jetzt musste er Belle und das Licht, das in ihr strahlte, finden.

Doch zuerst wollte er mit Alexander reden.



18

Smith Price war kein Mann, der einen um Mitternacht anrief, um ein wenig zu plaudern. Ich hatte mich entschlossen, wieder in unserem Ehebett zu schlafen, wurde aber schon nach wenigen Minuten aufgescheucht. Mein Plan war simpel gewesen. Etwas schlafen und am Morgen nach Schottland aufbrechen. Ich hatte Clara versprochen, die Sache mit meinem Bruder zu klären und dann zu ihr zu fahren. Jetzt sah es so aus, als würde ich es mit einer völlig anderen Sache zu tun bekommen. Dies war der Moment, den ich seit über einem Jahr zugleich gefürchtet und herbeigesehnt hatte.

Ich streifte ein einfaches schwarzes T-Shirt über und machte mir nicht einmal die Mühe, eine Hose zu suchen. Falls Smith Probleme damit haben sollte, mich in meinen Boxershorts zu sehen, konnten wir darüber ein anderes Mal reden. Auf dem Nachttisch klingelte mein Handy, und ich reckte mich danach.

»Wie ich höre, hast du Besuch.« Brexton hielt sich nicht mit einer Begrüßung auf. Selbstverständlich hatte man ihn darüber informiert,

dass ein Fremder zur Unzeit im Palast vorgesprochen hatte.

»Das habe ich«, erwiderte ich knapp.

»Warum kommt Smith Price dich besuchen?«, fragte Brexton. Anscheinend wollte er nicht erst lange herumreden.

»Das sage ich dir, wenn ich es weiß«, versprach ich ihm. Dann legte ich auf, bevor er Protest einlegen konnte. Ich schätzte die Chance, dass er in der nächsten Stunde hier auftauchte, auf vier zu eins. Ich wollte es darauf ankommen lassen und ging in mein Arbeitszimmer, wo Smith bereits auf mich wartete. Er war im Mantel, die Haare feucht vom schmelzenden Schnee. Ich dachte, ich hätte zu wenig Schlaf bekommen, doch er sah noch schlimmer aus. Dunkle Augenränder sprachen eine deutliche Sprache. Was er mir erzählen wollte, wusste er anscheinend schon länger. Es hatte ihm zu schaffen gemacht. Doch obwohl er erschöpft wirkte, leuchteten seine Augen. Es funkelte eine Glut in ihnen, mit der nur das Feuer im Kamin konkurrieren konnte. Sobald ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, machte er den Mund auf, doch ich kam ihm zuvor und fragte nur: »Haben wir ihn?«

Smith nickte, und mehr brauchte ich nicht zu wissen. Es spielte fast keine Rolle mehr, wer er war oder warum er es getan hatte.

»Wurde er festgenommen?«, fragte ich. Das war eine dumme Frage. Wie hätte Smith Price das vor mir erfahren haben sollen?

»Nein«, gab Smith zu. Dann zog er einen Revolver aus der Tasche. Hätte das ein anderer in meiner Gegenwart getan, wäre ich auf ihn losgegangen und hätte ihn auf den Boden genagelt, bevor er einen Schuss abgeben konnte. Aber obwohl Smith Price und ich uns nicht immer grün waren, verstanden wir einander.

Er drehte sich um und legte den Revolver auf die Kamineinfassung, dann zog er seine Lederhandschuhe aus. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, den für mich aufzubewahren?«

»Kommt darauf an«, antwortete ich.

»Er ist nicht benutzt worden«, versicherte mir Smith, um eine unausgesprochene Frage zu beantworten. »Nicht von mir. Und sowieso schon sehr lange nicht.«

»Laufen Sie immer mit illegalen Feuerwaffen herum?« Selbstverständlich tat ein Mann wie Price so etwas. Er hatte die Abgründe Londons gesehen, die sich die meisten nur in ihrer Fantasie ausmalen konnten. Er wusste, dass die Albträume und die Perversionen real waren, und er hatte etwas zu beschützen.

»Warum haben Sie es nicht getan?«, fragte ich ihn.

Ich wusste, warum er bewaffnet war und warum er mir die Waffe brachte, basierte es doch auf genau den Werten, die wir miteinander teilten und auf deren Grundlage wir uns verstanden. Es konnte nur einen einzigen Grund geben, warum er einen Revolver bei sich trug.

Es war derselbe Grund, aus dem ich die Waffe jetzt am liebsten selbst genommen hätte. Smith musste mir zwar erst noch sagen, wie der Mann hieß, der für den Mord an meinem Vater und die Angriffe auf meine Frau verantwortlich war, doch ich wollte ihn jetzt schon töten. Er sollte leiden. Ich wollte sehen, wie er um sein Leben bettelte, und es ihm dann nehmen. Wahrscheinlich war ich der falsche Mann, den er heute Abend besuchte, oder vielleicht war Smith auch der einzige Mensch, der das zwiespältige Gesicht der Verantwortung verstehen konnte. Mein erster Impuls galt dem Schutz meiner Frau, gleich darauf folgte mein Rachedurst.

Das eine wie das andere war Luxus, den ich mir nicht erlauben durfte.

»Ich habe das Licht gesehen«, sagte er schlicht, als genüge das als Erklärung, warum er nicht getan hatte, was getan werden musste.

Ich nickte. Was Smith von seinen Plänen abgebracht hatte,

musste Gewicht für ihn haben. Ich verlangte von ihm keine persönlichen Offenbarungen, nur den Namen wollte ich wissen. Wenn ich ihn schon nicht auf meine Weise büßen lassen konnte, wollte ich ihn wenigstens der Justiz überantworten.

»Oliver Jacobson«, sagte Smith. Ich durchsuchte mein Gedächtnis und versuchte, irgendeine Verbindung herzustellen. »Es ist wirklich erbärmlich«, fuhr Smith fort. »Er ist so ein kleines Licht, dass wir nie auf die Idee gekommen sind.«

»Parlament?«, fragte ich. Brexton hatte durchblicken lassen, dass ihre Ermittlungen direkt zum Regierungssitz in London geführt hatten.

»Ja. Ich meine, gehört zu haben, dass er einer lautstarken Minderheit angehört«, sagte Smith.

»Ich frage nur ungern«, fügte ich hinzu, »aber woher haben Sie diese Information?«

»Wollen Sie das wirklich wissen?«, fragte er. »Ist dies ein offizielles Verhör?«

»Es bleibt unter uns«, versicherte ich ihm.

»Unsere gemeinsame Bekannte.«

Mehr brauchte Smith nicht zu sagen. Über unsere privaten Verbindungen zu Georgia Kincaid hatten wir nie geredet. Ob es zwischen uns auch in intimeren Bereichen Gemeinsamkeiten gab, spielte jetzt kaum eine Rolle.

»Sie lagen richtig, als Sie mir aufgetragen haben, auf sie aufzupassen«, sagte Smith. »Wenn auch aus anderen Gründen, als Sie denken.«

Ich neigte den Kopf und wartete. Ich hatte Smith gebeten, Georgia im Auge zu behalten. Jetzt musste ich wissen, ob man ihr vertrauen konnte.

»Sie ist zu mir gekommen und hat mir die Entscheidung

überlassen.«

»Ich bin überrascht, dass sie es nicht selbst getan hat«, stellte ich nüchtern fest. Georgia war dazu imstande. Das war einer der Gründe gewesen, warum ich sie überhaupt eingestellt hatte. Damals hatte sie beide Seiten gegeneinander ausgespielt, und ich war mir nie ganz sicher, wem eigentlich ihre Loyalität gehörte. Jetzt wusste ich, dass es der Mann war, der vor mir stand – der Letzte, der mir in den Sinn gekommen wäre.

»Sie meint, dass er ihr einen Gefallen getan hat. Schließlich hat er Hammond umgebracht. Hammond ist immer das Gespenst in ihrem Schrank gewesen.« Smiths Adamsapfel bewegte sich, als müsse er eine widerwärtige Erinnerung hinunterschlucken.

Ich kannte die Art von Persionen, nach denen Georgia Kincaid sich sehnte. Falls Hammond der Mann gewesen war, der sie ihr eingepflanzt hatte, konnte ich gut nachvollziehen, dass sie ihm den Tod gewünscht hatte.

Aus irgendeinem Grund hatte Smith heute Nacht von seinem Vorhaben abgelassen. Er war intelligent genug, um mit einem Mord davonzukommen. Wäre er geständig zu mir gekommen, hätte ich alles in meiner Macht Stehende getan und ihm geholfen, seine Beteiligung zu vertuschen. Aber er hatte sich für einen anderen Weg entschieden, und ich fragte mich unwillkürlich, ob ich an seiner Stelle dasselbe getan hätte.

Plötzlich musste ich an Clara denken, und ich hatte wieder den Gestank des verbrannten Gummis in der Nase, der sich mit dem Duft des Regens und dem Geruch des Öls vermischte. Wir konnten nie nachweisen, dass es kein gewöhnlicher Autounfall war, doch nachdem wir ihn mit verschiedenen anderen Fällen verglichen hatten, einschließlich jenem, bei dem Smiths erste Frau ihr Leben verloren hatte, hegte ich nicht mehr den geringsten Zweifel, dass

nachgeholfen worden war.

Ich konnte nie vergessen, wie ich auf regennasser Straße vor dem verkeilten Schrotthaufen zusammenbrach und zu Gott flehte. Manche Erinnerungen lassen sich nie wieder auslöschen, doch sie können gesühnt werden. Ich blickte auf und bemerkte, dass mich Smith mit wachsamen Augen beobachtete.

»Georgia hat mir die Wahl gelassen«, sagte er mit erstickter Stimme. »Und es fiel mir nicht leicht, meinen Plan aufzugeben. Jetzt lasse ich Ihnen die Wahl.«

Es war kein Zufall, dass er eine Waffe mitgebracht hatte. Er wollte damit nicht auf dramatische Weise seine Schilderung vom Verlauf des heutigen Abends untermauern. Er gab den Job an mich weiter. Es war ein Zeichen des Respekts, das ich zu schätzen wusste. Ich ging an ihm vorbei und nahm den Revolver. Als ich die Trommel ausklappte, stellte ich fest, dass sie nur eine einzige kupferummantelte Patrone enthielt.

»Man braucht nur ...«, setzte Smith an.

»... eine Kugel«, brachte ich den Satz für ihn zu Ende.

Ein Schuss – und Oliver Jacobson zahlte die Rechnung für die Schrecken, die er verbreitet hatte. Er glaubte, im Hintergrund die Fäden ziehen zu können, doch er hatte nie begriffen, dass ich alle Fäden in der Hand hielt.

Ich hielt die Waffe und wärmte den Stahl langsam in meiner Hand. »Ich gehe davon aus, dass Sie genügend Beweise haben.«

»Georgia wird Ihnen die Analysen der Profiler und die Notizen aus den Meetings vorlegen. Belege aller Art«, sagte Smith. »Aber ich bin dem Mann heute Nacht nicht zum ersten Mal begegnet, und ich kann Ihnen sagen, dass er derjenige ist. Ich hätte es damals schon erkennen müssen, doch ich war blind. Ich dachte, Belle und ich wären in Sicherheit.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich.

Er berichtete ausführlich von dem neuen Nachbarn seiner Schwiegermutter, und mir stockte das Blut in den Adern. Der zeitliche und organisatorische Aufwand, den Jacobson für die Planung betrieben hatte, ließ mich zweifeln, ob die Sache wirklich ausgestanden war, wenn man ihn beseitigte. Er war auf Hammond und sein Netzwerk von Verbrechern und Informanten gestoßen und hatte es zu seinem eigenen Vorteil genutzt. Selbst üble Burschen konnten manchmal zur Besinnung kommen und zu anständigen Menschen werden. Smith Price war der lebende Beweis dafür. Ich spürte das Gewicht des Revolvers in meiner Hand und starrte lange darauf, bevor ich ihn schließlich auf den Kamin zurücklegte.

Smith hatte eine Entscheidung getroffen, weil er sich moralisch in der Pflicht sah. Ich selbst hatte in dieser Hinsicht sogar noch weniger Spielraum. Wenn ich mich jetzt dazu entschied, ihn zu töten, konnte Jacobson sein mutmaßliches Ziel doch noch erreichen und die Monarchie zerstören. Stattdessen ging ich zu meinem Schreibtisch und nahm mein Handy. Brexton hob beim ersten Klingeln ab. »Ich will, dass du sofort Oliver Jacobson verhaftest«, befahl ich ihm. »Keine Fragen. Erst wenn ich ihn sehe.«

Ich legte auf, ohne seine Antwort abzuwarten. Dann ging ich zu der Karaffe mit Bourbon, die mein Vater im Regal stehen hatte, und schenkte ein Glas ein. Ich fragte Smith, ob er auch ein Glas wolle.

Er schüttelte den Kopf. »Nein danke«, sagte er. »Ich trinke nicht mehr.«



Die Zelle, in die Brexton Jacobson geworfen hatte, sah aus wie im Film. Offiziell lässt man gern verlauten, dass solche Orte gar nicht existieren – es gibt sie aber doch. Sie stehen Männern wie mir zur

Verfügung, und wir reservieren sie für die übelsten Verräter.

Oliver Jacobson verdiente sogar noch Schlimmeres. Er hatte nicht nur die Verfassung seines Landes gebrochen und jene verraten, denen zu dienen er gewählt worden war, sondern er hatte auch die Sicherheit meiner Familie untergraben. Er war davon ausgegangen, dass mich meine Position dazu verpflichtete, britische Gesetze einzuhalten. Er würde bald lernen, dass hier andere Regeln galten.

Smith hatte mich gegen Brextons ausdrücklichen Wunsch begleitet. Meinem besten Freund lag zwar ausschließlich mein Wohlergehen am Herzen, aber das, was Smith und mich in dieser Angelegenheit zusammenschweißte, konnte er einfach nicht nachvollziehen.

Jacobson hatte sich ohne Gegenwehr abführen lassen. Jemand hatte sich sogar die Mühe gemacht, ihm eine Tasse Tee zu bringen – vielleicht wegen seines guten Benehmens. Er saß in der feuchten Zelle und trank ihn in kleinen Schlucken, als wir hereinkamen. Als er aufblickte, grinste er, als wären wir allesamt gute Freunde, die sich im Club begegneten.

»Schön, Sie wiederzusehen, Price«, begrüßte er meinen Begleiter. Jacobson wirkte völlig entspannt, als würden sie sich an einer Straßenecke unterhalten. »Bedaure, aber ich fürchte, es gehört ein wenig mehr dazu, um mich aus der Fassung zu bringen.«

»Ich wünschte, ich könnte dasselbe behaupten«, erwiderte Smith ausdruckslos.

»Waren Sie das heute Abend?«, fragte Jacobson. »Im Pub? Der mir gefolgt ist?«

Ich blickte Price mit hochgezogenen Brauen an. Er zuckte nur mit den Schultern.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.« *Ich* schon, aber das behielt ich für mich. Falls sich die Dinge schlecht entwickelten,

konnte jede Information, mit der man Jacobson versah, zur Gefahr werden.

»Eigentlich sollte ich das Weihnachtsfest bei Ihrer Schwiegermutter verbringen«, fuhr Jacobson beiläufig fort. Smith spannte neben mir die Muskeln an. »Ich war enttäuscht, als ich erfahren habe, dass Sie und Ihre entzückende Frau nicht dabei sein würden. Wie geht es der schönen Belle?«

»Nehmen Sie nicht ihren Namen in den Mund«, knurrte Smith.

Bevor ich ihn davon abhalten konnte, holte er aus, schlug mit der Faust gegen den Tisch und stieß den heißen Tee um.

»Geht mit Ihnen immer gleich Ihr Temperament durch?«, spottete Jacobson.

Ich griff Smith an der Schulter, damit er sich wieder beruhigte. Dann beugte ich mich zu ihm und senkte die Stimme. »Wollen Sie nicht draußen warten?« Smith hatte seine Dämonen heute Nacht schon einmal besiegt. Vielleicht war es etwas zu viel verlangt, es ein zweites Mal zu tun.

Im Hinausgehen richtete er sein Jackett und würdigte den Mann, der für so viele Tragödien in seinem Leben verantwortlich war, keines weiteren Blickes.

»Ich vermute, dass Sie mich nach dem Warum fragen wollen«, fuhr Jacobson fort, sobald Smith den Raum verlassen hatte.

Früher hätte ich das in der Tat gewollt, doch jetzt befriedigte mich die Gewissheit, dass er nie wieder frei sein würde. Es spielte kaum eine Rolle, warum er das alles getan hatte. Falls es mir gelang, mich von meiner besten Seite zu zeigen, konnte man die Audio- und Videoaufzeichnungen aus dieser Zelle später gegen ihn verwenden. Sollte es mir nicht gelingen, mich zu zügeln, hätte ich kein Problem damit, alles in meiner Macht Stehende zu tun, damit er eingesperrt blieb.

»Wir sind nicht alle mit einem silbernen Löffel im Mund auf die Welt gekommen«, sagte er.

Anscheinend hatte er vor, mir seine traurige Lebensgeschichte zu erzählen, obwohl ich ihn gar nicht darum gebeten hatte.

»Wir haben nicht alle in der Geburtslotterie das große Los gezogen, wir mussten uns aus eigener Kraft aus der Gosse hocharbeiten und dabei erleben, dass Männer wie Sie und Ihr Vater ihre Macht missbrauchen. Ich weiß alles über Sie, Alexander. Ich kenne die schmutzigen Geheimnisse, die Sie verbergen. Ich weiß, warum man Sie in den Krieg geschickt hat.«

»Ja, das war wirklich ein sehr großes Privileg«, erwiderte ich sarkastisch. Ich verschränkte die Arme und lehnte mich gegen die Wand. Wenn er reden wollte, sollte er. Ich dachte kurz daran, dass Brexton womöglich Dinge belauschte, die ich absichtlich vor ihm geheim gehalten hatte, aber Geheimnisse konnte ich mir nicht länger leisten. Das hatte Clara mich gelehrt. Ich musste lernen, den Menschen in meiner Umgebung zu vertrauen. Nur so konnte ich meine Familie zukünftig vor Männern wie ihm schützen.

»Daddy konnte es nicht ertragen, einen perversen Sohn zu haben«, sagte Jacobson, »und dann hatte er auch noch einen Schwulen am Hals. Die Geburtslotterie, wieder einmal. Aber wenn Sie sündigten, spielte das keine Rolle, oder? Sie haben nichts getan, um sich Ihre Position zu verdienen, und trotzdem wollen Sie mich verurteilen.«

Ich runzelte die Stirn, als ich über das nachdachte, was er sagte. Wenn ich ehrlich war, hatte ich mehr von ihm erwartet. Aber ich hatte noch Fragen an ihn, die in den kommenden Wochen beantwortet werden mussten. Ich musste sicher sein können, dass die Bedrohung mit ihm endete.

Wenn er uns erst mehr erzählte, konnten wir vielleicht

nachvollziehen, womit er Hammond zu seinem Verrat motiviert hatte, obwohl ich vermutete, dass er ihn einfach gekauft hatte.

»Sie leben nicht in der Gosse«, stellte ich klar. Smith hatte mir einiges über unseren Verdächtigen erzählt, während wir warteten, dass Brexton ihn verhaftete.

»Wie ich bereits sagte, ich habe mich durchgebissen«, fing er an, doch ich fiel ihm ins Wort.

»Charles Dickens wäre stolz auf Sie, aber der Rest Englands hat kein Verständnis für Verräter.«

»Es gibt noch mehr Männer wie mich«, warnte er. »Männer, die die Monarchie stürzen und die Gesetzgebung ändern werden.«

»Sollen sie doch«, schnaubte ich, weil ich allmählich die Geduld verlor. »Und Sie wollen mir etwas über die Geburtslotterie erzählen? Sie behaupten, Sie seien in der Gosse geboren worden und hätten sich hochkämpfen müssen. Es wäre bewundernswert, wenn Sie es aus anständigen Gründen getan hätten, aber fehlgeleitete Besessenheit ist zerstörerisch für einen Mann.«

Was das betraf, hatte ich meine Erfahrungen, doch davon wollte ich diesem Widerling ganz sicher nicht berichten.

»Sie haben leicht reden«, fing Jacobson an. »Sie mussten sich nie entscheiden.«

»Und ob ich das musste«, fiel ich ihm ins Wort. »Ich habe mich dafür entschieden, ein anständiger Mensch zu sein. Sie hätten dasselbe tun können. Dafür ist es jetzt zu spät, deshalb hoffe ich, dass Sie in der Hölle verrotten.«

Jetzt fing er an zu lamentieren. Ich hatte genug und wollte keine Zeit mehr an ihn verschwenden. Er hatte meinem Leben und dem meiner Familie kostbare Momente gestohlen. Was er uns genommen hatte, konnte uns niemand wiedergeben, und ich wollte ihm keine einzige Minute mehr gönnen. Die schwere Zellentür

schlug quietschend hinter mir ins Schloss.

Smith lenkte den Blick vom Boden zu mir und wollte etwas sagen, doch ich hob die Hand, bevor er sich entschuldigen konnte. Dazu bestand keine Veranlassung. Er hatte sich heute Abend erstaunlich gut im Griff. Dass er eine Tasse umgestoßen hatte, konnte ich ihm wirklich nicht vorwerfen.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, fragte Smith.

»Jetzt sperren wir ihn ein und werfen den Schlüssel weg«, erwiderte ich. »Und dann fahren wir nach Hause.«

»Sie sind doch zu Hause«, sagte Smith.

»Wir sind beide nicht zu Hause.« Ich schüttelte den Kopf, so absurd erschien mir der Gedanke. »Unser Zuhause ist in Schottland, bei unseren Frauen.«



19

Es war Heiligabend. Jeden Moment konnten die Gäste eintreffen, und David redete nicht mit ihm.

Es hatte peinlich lange gedauert, bevor Edward aufgefallen war, dass sich sein Verlobter versteckte. Dann fing er an, nach ihm zu suchen, und wurde umgehend von Panik erfasst. Es war zwar lange her, dass David zum letzten Mal weggelaufen war, doch früher hatte er immer gute Gründe dafür gehabt.

In den Anfangsjahren ihrer Beziehung hatte Edward ihm eine Menge abverlangt. Auch wenn David es nie nötig gehabt hatte, seine Veranlagung zu verbergen, war er zum Schutz Edwards dazu bereit gewesen. Jetzt hatte es Edward wieder einmal geschafft, ihn zu vergraulen, doch er wusste nicht, womit. Es war nicht gerade hilfreich, dass es auf Balmoral Dutzende von Zimmern gab, in denen David sich verstecken konnte. Wenn er sie alle einzeln überprüfen wollte, würde das den Rest des Tages in Anspruch nehmen. Doch auch wenn man es vielleicht unhöflich finden würde, dass er seine

Gäste nicht begrüßte, wollte er Weihnachten nicht ohne seinen Geliebten verbringen.

Eine Stunde später hatte er das halbe Haus durchsucht, und seine Panik verwandelte sich in Trauer. Da hörte er, dass sich in der Bibliothek im Westflügel etwas regte, und machte sich daran, den Raum ein zweites Mal zu kontrollieren. David versuchte nicht, sich zu verstecken, als Edward das Zimmer betrat. Stattdessen blickte er von einem Buch auf und verzog das Gesicht.

»Ich habe dich überall gesucht.« Edward breitete besorgt die Hände aus, konnte aber Davids missbilligende Miene damit nicht erhellen.

»Ich habe gelesen«, erwiderte er knapp.

»Das sehe ich.« Edward mobilisierte seine letzten Geduldsreserven.

David hatte sich innerhalb größerer Gruppen nie so wohlgefühlt wie Edward, aber er konnte sich ihnen nicht immer entziehen, schon gar nicht, wenn er in diese ungewöhnliche, problembehaftete Familie einheiraten wollte.

»Den Gästen gehe ich nicht aus dem Weg«, erklärte ihm David, »sondern dir.«

Das hörte sich nicht gut an. Edward überlegte, was er tun konnte, und entschied sich schließlich, sich in den Sessel zu setzen, der David gegenüberstand. »Und weshalb?«

»Hast du keine Gäste, um die du dich kümmern musst?«, fragte David.

»Niemand ist wichtiger als du.« Damit wollte Edward ihn beruhigen, doch es schien die Spannung zwischen ihnen nur noch anzuheizen.

»Niemand?«, wiederholte David. »Auch nicht Belle oder Clara?«

Edward zog verwirrt die Brauen hoch. »Sie sind hier, um bei den

Hochzeitsvorbereitungen zu helfen.«

»*Ich* bin hier, um dir mit der Hochzeit zu helfen«, fiel ihm David ins Wort. »Aber ich habe dich in den letzten Tagen kaum noch zu Gesicht bekommen.«

»Das tut mir leid. Ich wollte doch nur, dass alles perfekt ist.« Edward wusste, dass das keine Entschuldigung war, und David sah ihn an, als wollte er ihn auch nicht so leicht davonkommen lassen.

»Und ich wollte nur mit dir zusammen sein. Darum geht es doch schließlich. Wir haben gesagt, keine große Hochzeitsfeier! Erinnerst du dich?«, sagte David.

Er warf das Buch auf einen Beistelltisch in der Nähe und seufzte.

»Aber es geht doch um uns!« Doch er hatte sich auf die Torte und die Blumen konzentriert. Er hatte sich über die Worte Gedanken gemacht, die er Alexander sagen lassen wollte, wenn er sie verheiratete, und er war heimlich in die Stadt gefahren, um Vorräte zu beschaffen. *Ich wollte eine Hochzeitsfeier für dich ausrichten* – das war es, was er eigentlich sagen wollte.

Denn das hatte David verdient.

Er hatte weiß Gott lange genug darauf gewartet.

»Ich wollte von dir nichts als dein Jawort«, erinnerte ihn David. Er stand auf und schickte sich an, den Raum zu verlassen, doch Edward ergriff seine Hand.

»Geh nicht«, beschwor er ihn. »Gib mir eine Chance, mich angemessen dafür zu entschuldigen, dass ich so ein Schwachkopf bin.«

»Ich weiß nicht, ob die englische Sprache genug Worte für diese Entschuldigung hat«, sagte David, blieb jedoch stehen.

Er löste sich nicht aus Edwards Griff. Stattdessen blieben ihre Hände verschränkt.

»Bin ich wirklich so schlimm?«, fragte Edward.

»Manchmal, wenn Clara und Belle dabei sind«, erklärte David. »Dann schaltest du in den Freundinnen-Modus. Das macht mich eifersüchtig.«

»Eifersüchtig auf Clara und Belle?«, fragte Edward ungläubig.

»Na ja, ich glaube ja nicht, dass du gleich mit ihnen durchbrennst«, erwiderte David lakonisch, doch Edward sah an seinem Blick, dass er verletzt war. »Aber ihr lasst mich außen vor.«

»Ich glaube, wir lassen alle Männer außen vor.« Edward hob beschwichtigend die Hände. »Ich will mich damit nicht entschuldigen. Ich versuche nur, es zu erklären.«

David konnte sich den Anflug eines Grinsens nicht verkneifen. »Ach, dann bin ich also der Mann?«

»Aber selbstverständlich bist du das«, entgegnete Edward. »Schließlich bin ich derjenige, der auf Kleider steht.«

David stöhnte, doch bevor er etwas erwidern konnte, bestürmte ihn Edward und drückte ihm seine Lippen auf den Mund. »Du musst mir sagen, wenn ich unausstehlich bin«, verlangte Edward.

»Und du musst es merken, wenn ich anfangе, mich einsam zu fühlen«, gab David zurück.

»Weißt du, ich habe mir sagen lassen, dass eine Ehe nicht leicht ist«, sagte Edward. »Aber ich glaube, dass es das wert ist, wenn ich dich dafür an meiner Seite habe.«

Sie hatten schwere Krisen durchgestanden. Raue Zeiten, die sie fast auseinandergerissen hätten, aber sie hatten zusammengehalten und alles überstanden.

»Ich könnte ohne dich nicht leben«, flüsterte Edward.

»Ich will nicht ohne dich leben«, erwiderte David zärtlich.

»Du bedeutest alles für mich«, versicherte Edward. »Und ich will dir alles geben.«

David hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen. Dann löste er sich

von ihm: »Alles?«

»Alles«, wiederholte Edward, obwohl bei ihm sämtliche Alarmglocken läuteten. Da nahm David auch noch seine andere Hand und zog ihn an sich. »Das ist gut. Denn ich möchte mit dir über ein Baby reden.«



20

Ich schritt in Schloss Balmoral einher, als ob es mir gehörte, was strenggenommen auch der Fall war. Im Gegensatz zu meinen anderen Residenzen gehörte Balmoral zum Familienbesitz und war mir nicht nur aufgrund meines Titels zur Verfügung gestellt worden. Norris holte mich an der Tür ein, aber er kam zu spät, um mich am Eintreten zu hindern.

»Du lässt nach«, beschied ich ihm humorvoll.

Er legte den Kopf schief. »Und du – wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf – bist nicht mehr so paranoid.«

»Es ist ein neuer Tag«, sagte ich.

Genau genommen war es Heiligabend. Ich hatte wahrgemacht, was ich Clara versprochen hatte. Ich würde Weihnachten mit meiner Frau und meiner Tochter verbringen. Jetzt musste ich sie nur noch finden.

Überall prangten Belege von Edwards Dekoleidenschaft. Das Schloss sah aus, als wäre ein Wirbelsturm über einen

Weihnachtsmarkt hinweggefegt und hätte die Ware bis in die letzten Winkel verteilt. Ich wartete nicht, bis Smith mich einholte. Unsere Herfahrt war überwiegend schweigend verlaufen, weil wir über die Ereignisse der letzten Tage nachgedacht hatten. Doch die Atmosphäre war nicht angespannt gewesen. Wir waren beide erleichtert, weil wir wussten, dass noch das ganze Leben vor uns lag und unsere Frauen in Schottland warteten.

Ich traf auf Mrs. Watson, als ich an der Küche vorbeikam. Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab, dann warf sie die Arme um mich. »Ich habe mich schon gefragt, wann Sie kommen, Majestät.«

»Sagen Sie nicht Majestät zu mir«, wies ich sie an. Ich war mir ziemlich sicher, dass diese Frau meine Windeln gewechselt hatte, doch mein Stolz hinderte mich daran, das jetzt zur Sprache zu bringen.

»Hier ist so viel los«, erklärte sie. »Aber vor allem will der junge Edward mit Ihnen reden.«

»Und ich mit ihm«, sagte ich beiläufig. »Aber sagen Sie mir erst, wo meine Frau ist.«

»Sie wird mit der Kleinen im Wohnzimmer sein.«

Ich löste mich von der alten Haushälterin und küsste sie auf die Wange. »Ist sie nicht das süßeste kleine Ding, das man je gesehen hat«, rief ich ihr über meine Schulter hinweg zu.

»Zuckersüß«, bestätigte sie.

In der Tür blieb ich kurz stehen und ließ das Bild, das sich mir bot, auf mich wirken. Der Weihnachtsbaum war erleuchtet, und rings um seinen Fuß lagen so viele Geschenke, dass ich mir gar nicht vorstellen konnte, wo wir sie alle lassen sollten – und dabei lebte ich in einem Palast. Im Kamin knisterte ein Feuer, es wärmte den Raum und hüllte alles in einen heimeligen Schein. Hier und nirgendwo

anders gehörte ich hin.

Das begriff ich jetzt.

Ich hatte viel zu lange gebraucht, um an diesen Punkt zu gelangen. Jetzt hatte ich meine Arbeit erledigt, und nichts würde sich jemals wieder zwischen mich und meine Familie stellen. Clara saß mitten im Chaos. Sie hatte Elisabeth in den Armen und hielt sie zum allgemeinen Entzücken in die Höhe.

»Hier sind viel zu wenige Babys anwesend«, verkündete ich mit tiefer Stimme. Sofort verstummte alles.

Madeline Bishop wandte den Blick von ihrer Enkelin. Sie war eine attraktive, ältere Frau mit gewelltem kastanienbraunem Haar, wie ihre Töchter. Ich konnte mir vorstellen, dass Clara eines Tages aussehen würde wie sie. Ich hoffte nur, dass sie nicht so neurotisch wurde. »Wessen Schuld ist das?«, rief sie mir zu.

»Ganz allein meine«, gab ich zu. Dann ging ich durchs Zimmer und raubte meine Tochter aus Claras Armen. Ich küsste sie auf die Stirn und reichte sie an Belle weiter, die sie mir mit natürlicher Anmut abnahm. Ich stutzte und musterte sie kurz. Später musste ich sie mir diesbezüglich einmal genauer ansehen. Vielleicht würde sie dafür sorgen, dass beim nächsten Weihnachtsfest mehr Babys dabei waren. Aber davon abgesehen, hatte ich auch eigene Pläne, diesen Mangel auszugleichen.

Ich beugte mich vor, nahm Claras Hände und zog sie auf die Beine. »Ich glaube, ich kümmere mich gleich darum«, sagte ich. Dann hob ich sie hoch, legte sie mir über die Schulter und trug sie fort. Sie war zu überrascht, um zu protestieren, obwohl ringsum alles zu lachen begann.

Sobald wir den Flur erreichten, fing sie an, auf meinem Rücken herumzutrommeln. »Lass mich runter. Das ist unanständig.«

»Soll ich dir alle unanständigen Dinge aufzählen, die wir in unserer

Beziehung angestellt haben? Das kann ich gerne tun – ich kann dich aber auch einfach nach oben bringen.«

Bei diesem Vorschlag schmolz sie dahin, und ihr Widerstand erlahmte. Anscheinend war ich zu Recht davon ausgegangen, dass mich meine Frau erwartete. Wir schafften es nur bis zum Flur in unseren Privatgemächern, bevor ich die Geduld verlor. Ich stellte Clara wieder auf die Füße.

»Weißt du noch, wie du meiner Familie zum ersten Mal begegnet bist?«, fragte ich sie.

Bei dieser unangenehmen Erinnerung verzog sie das Gesicht. »Oh ja.«

Ich packte sie an der Hüfte und schob ihren Rock nach oben. »Weißt du noch, was danach passiert ist?«

»Ich weiß noch, wie du versucht hast, dich bei mir für deine Ausbrüche zu entschuldigen.« In ihren blauen Augen tanzte ein Feuer, und ich musste sie einfach küssen. Ihr Körper reagierte, und sie presste sich an mich, als ich meine Daumen in ihren Slip hakte und ihn hinunterschob.

Ich konnte nicht genug von ihr bekommen. Das würde ich nie. Aber bei Gott, ich wollte es trotzdem versuchen. Ich löste mich und verharrte, die Lippen nur einen Hauch von ihren entfernt. »Ich habe dir doch gesagt: Manches Verlangen ist gesund.«

»Nicht in jedem Fall«, protestierte sie, während sie mir zugleich näher zu kommen versuchte.

»Aber in diesem«, murmelte ich. Ich ließ meine Hand zwischen ihren Beinen verschwinden und öffnete mit den Fingern ihre Scham. »Spreiz die Beine, Süße.«

Sie zögerte keine Sekunde. Vielleicht gab es andere Bereiche, in denen wir unsere Kommunikation verbessern konnten, aber Sex war eine Sprache, in der wir uns fließend verständigen konnten. Clara

reagierte so leidenschaftlich auf meine Berührung wie bei unserem ersten Mal. Vielleicht konnte ich ihr nicht immer geben, was sie brauchte, aber ich wollte es versuchen – und wenn es um ihren Körper ging, sollte sie nie Grund zur Klage haben.

»Du kannst mich nicht kontrollieren«, wimmerte sie, doch sie widersetzte sich nicht, als ich meine freie Hand auf ihren Bauch legte und sie gegen die Wand drückte. Es war an der Zeit, dass ich ein paar Dinge klarstellte.

»Es geht hier und jetzt nicht um Kontrolle.« Mit den Lippen strich ich über ihre elfenbeinweiße Wange und schrieb ihr mein Versprechen mit dem Atem auf die Haut. »Ich habe mich deiner Lust verschrieben. Ich bin bereit, in allen anderen Dingen Kompromisse einzugehen, aber ich will dich nehmen. Ich will dich lieben. Ich will es dir besorgen, bis du kommst, und dich festhalten, wenn du überläufst. Ich will deine Ekstase. Und ich kann das Verlangen nicht unterdrücken, sie dir zu schenken. Das ist ein gesundes Verlangen.«

Die Antwort blieb ihr in der Kehle stecken, ein ersticktes Wimmern löste sich von ihren Lippen. Schließlich brachte sie zwei kleine Worte heraus: »Ja, bitte.«

Ihre Erlaubnis brauchte ich nicht, und ich würde auch nicht darum bitten. Nicht, wenn es darum ging, sie zum Höhepunkt zu bringen. Zu sehen, wie sich Clara vor Lust wand, mir nicht mehr widerstehen konnte, das war die Luft, die ich zum Atmen brauchte. Die übrige Zeit meines Lebens hielt ich bloß den Atem an – bis zum nächsten Mal, wenn ich bei ihr wieder einatmen konnte. Bei allen anderen Dingen wollte ich Kompromisse eingehen. Ich wollte mich bemühen, der Mann zu sein, den sie verdiente und dem sie vertrauen konnte. In meinen Armen sollte sie Schutz und Respekt finden. Doch mein Verlangen nach ihr sollte sie mir nie versagen.

Ich bedeckte ihre nackten Schenkel mit meinen Küssen und

huldigte beiden, während ich ihren Körper lieb kostete. Ich schenkte ihr meine Hingabe, so wie ich ihr mein Leben geschenkt hatte. Langsam glitt meine Zunge dorthin, wo ihre Schenkel sich trafen, und sie krallte die Finger in mein Haar. Ihre Reaktion ließ jene Nacht in der Diele wieder aus meiner Erinnerung aufsteigen. Damals hatte ich sie kaum gekannt, und doch hatte sie mich bereits in ihren Bann geschlagen. Ich zog meine Zungenspitze durch die feuchte Hitze ihres Schoßes und spürte das ungeduldige Zucken in meinem Schwanz. Er hatte noch zu warten, denn ich befand mich genau dort, wo ich sein wollte.

»Komm schon, Süße«, drängte ich und berauschte mich an ihrem Duft, der mich beim Reden umfing. »Ich werde es dir mit meinem Mund besorgen. Ich muss dich schmecken, wenn du kommst.«

Sie sog lautstark die Luft ein, als wollte sie sich für das Kommende wappnen, und ich drang mit der Zunge in sie ein. Ich leckte sie kraftvoll und hielt nur an ihrer empfindsamen Klitoris inne. Sie krallte sich noch fester in mein Haar und fing an zu zittern. Ich schlang meine Arme um ihre Beine und drückte sie an mich, ohne nachzulassen. Sie hielt nichts zurück, als sie kam, und ich schmeckte ihre quellenden Liebessäfte. Als sie sich mir zu entziehen versuchte, ließ ich sie nicht los. Stattdessen verharrte ich, wo ich war, und bedeckte ihre zitternde Vulva mit Küssen.

Irgendwann ließ sie von meinem Kopf ab, doch sie versuchte nicht, sich von mir loszumachen. »Ich muss dich jetzt in mir spüren.«

Sofort stand ich auf und nahm sie in die Arme. Sie schmiegte sich an mich, ihr Gesicht unter meinem Kinn, sodass ich die sanfte Hitze ihres Atems spürte. Mit einem Fußtritt verschloss ich die Tür hinter mir. Als Clara sich erhob und mir mit zitternden Beinen einen Schritt entgegenkam, warteten meine Arme schon darauf, sie aufzufangen. »Komm, ich helfe dir, Süße.«

Sie hielt sich an mir fest, ich zog ihren Rock hoch und streifte ihr das Kleid über den Kopf. Dann ließ ich es auf den Boden fallen und betrachtete liebevoll ihren Körper. Er war nicht mehr so, wie bei unserer ersten Begegnung – dieser Körper war schöner, von der Mutterschaft noch weicher und von der Liebe gereift. Ich legte meine Hände auf ihre Brüste, streichelte sie und ließ nur kurz davon ab, um mit den Fingern ihre Nippel zu reizen. Sogleich zogen sie sich zu zwei Perlen zusammen, denen ich nicht widerstehen konnte. Ich neigte den Kopf, saugte eine davon zwischen die Lippen, und Clara schrie auf. Dann richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die andere und konnte der Versuchung nicht widerstehen, mit ihr zu spielen. »Ich könnte dich nur mit meiner Zunge und den Zähnen zum Höhepunkt bringen.«

»Ich glaube, das hast du mir gerade bewiesen«, beschwerte sie sich mit zusammengebißenem Zähnen.

»Ich wollte es dir gerade noch einmal beweisen, aber ...« Sie presste meinen Hinterkopf fester an sich, und ich kicherte.

»Mehr«, verlangte sie, als ich an der zarten Knospe nippte.

Ich konnte die Befriedigung ihres Wunsches nicht länger hinauszögern. Ich packte ihren Hintern und hob sie hoch, sodass sie die Beine um meine Taille schlingen konnte.

»Langsam«, mahnte ich sie, als ihr Geschlecht über die breite Krone meines Schwanzes strich. Diese Ermahnung galt nicht nur ihr, sondern auch mir. Ich musste den Impuls unterdrücken, gleich tief in sie einzudringen. Auch nach all der Zeit brauchte ihre Pforte immer noch einen Moment, um mich ganz in sich aufnehmen zu können. Sie glitt an meinem Schaft hinunter, und ich spürte ihr Fleisch über meinen prallen Schwanz streichen. Doch das reichte mir nicht, ich brauchte mehr. Ich wollte tief und hemmungslos in meine Frau eintauchen. Ich bugsierte uns zum Bett und senkte langsam unsere

Körper, ohne dabei unsere Vereinigung zu lösen.

Clara strich sich eine Haarsträhne von den Augen, und unsere Blicke begegneten sich. So blieben wir und sahen einander bis in die Seelen, während ich mit sanften Bewegungen ganz in sie eindrang. Claras Kopf sank nach hinten, und sie mühte sich, den Augenkontakt zwischen uns nicht zu unterbrechen, zugleich gab sie sich mir immer rückhaltloser hin. Es war der schönste Anblick der Welt – das unkontrollierte Zittern ihres hell schimmernden Körpers. Sie biss sich auf die Unterlippe und stöhnte laut, als sie kam. Ihre Vulva zog sich fest um mich zusammen und trieb mich zuckend noch weiter dem Höhepunkt entgegen, bis ich mich schließlich in sie ergoss.

Dann hielt ich sie minuten- oder stundenlang, während unsere Körper eins waren. Wir schwiegen und regten uns nicht, bis auf unsere Hände, mit denen wir uns streichelten, oder einen sanften, leichten Kuss. Als ich mich ihr schließlich entzog, beobachtete ich fasziniert, wie mein Samen aus ihrer geschwellenen, rosafarbenen Muschi sickerte.

»Ich gehöre dir mit Haut und Haar«, versprach ich ihr flüsternd.

»Für immer?«, fragte sie und blickte mich aus Augen an, die von ungeweinten Tränen glänzten.

»Und ewig.«



21

Clara schmiegte sich an seine Brust und seufzte zufrieden und aus vollem Herzen. Hier gehörte sie hin. Ganz gleich, wie störrisch sie sich gab oder durch welche Reifen sie ihn springen ließ, sie gehörte zu Alexander. Seit sie ihn zum ersten Mal in der Lounge des Oxford and Cambridge Club gesehen hatte, war es um sie geschehen gewesen. Auch wenn sie ihn an jenem Tag am liebsten als gewissenlosen Verführer abgeschrieben hätte, hatte sie sich auf unerklärliche Weise zu ihm hingezogen gefühlt. Ein kurzer Augenblick, ein gestohlener Kuss, und alles hatte sich verändert. Ihr Lebensweg war vorausgeplant gewesen, dann kam er daher und stellte die Zukunft, die sie sich zurechtgelegt hatte, komplett auf den Kopf.

Sie strich über die Muskelstränge, die seinen Unterbauch definierten, und verweilte an den Narben, die sich über seinen Torso schlängelten. Anfangs hatte er sich vor ihr verborgen und ihr nur winzige Einblicke in seine dunkle Vergangenheit gewährt. Manchmal

fiel er in diese alten Gewohnheiten zurück, erlag dem Sog der Düsternis, dann war es ihre Aufgabe, ihn wieder zurück ans Licht zu bringen. Er legte seine Hand über ihre. Sie betrachtete die Narben darauf. Es waren die sichtbaren Spuren des Unfalls, der seine Schwester das Leben gekostet und ihn auf eine Bahn gebracht hatte, die schließlich zu ihr führte.

»Du musst nicht«, sagte er zögernd.

Sie befreite ihre Finger und strich über das Narbengewebe. »Ich will aber. Ich will alles von dir, X. Das Schöne und das Hässliche, die Dunkelheit und das Licht.«

»Es gehört dir bereits«, versicherte er ihr.

Sie rollte herum, schob sich auf ihn und setzte sich rittlings auf seine Taille, dann legte sie die Hände auf seine Brust und wiegte die Hüften, bis sein schwellendes Glied sie berührte und ihre Körper wie von selbst zueinander fanden. Seine Spitze klopfte sanft an ihre Pforte, und sie hob sich gerade weit genug, um ihm Einlass zu gewähren. Dann nahm sie ihn langsam in sich auf und verlor sich ganz in dem Gefühl, mit dem er ihr zartes Fleisch dehnte.

Früher hatte Alexander sie überfordert. Zu viel Gefühl, zu viel Schmerz, zu viel von sich hatte er gegeben – mehr als sie verkraften konnte. Jetzt akzeptierte sie die Schönheit ihrer bittersüßen Beziehung. Sie konnte nie genug von ihm haben – körperlich und seelisch. Erst mit ihm fühlte sie sich vollständig, denn nur er konnte die Leere füllen, die sie in sich spürte.

Alexander schloss die Hände über ihren auf seiner Brust ruhenden und begann in einem stetigen, schneller werdenden Rhythmus die Hüften zu heben.

»Sieh mich an«, sagte er. »Ich will sehen, wie schön du bist, wenn du mich reitest.«

Sie schlug die Augen auf und sah, wie er sie anblickte. Als die

ersten glutheißen Vorboten des Höhepunktes durch ihre Glieder huschten, schrie sie auf und ritt unter seinem erregten Blick durchs Feuer. Doch bevor sie ermattet auf ihn niedersinken konnte, fanden Alexanders Hände ihre Hüften und sorgten für die Ausdauer, die ihr fehlte. Ihr Körper wollte ihr nicht mehr gehorchen, so wie einst ihr Herz – nun folgten beide nicht mehr ihrem Willen. Als sich die Spannung von Neuem verstärkte, kam sie und nahm ihn mit.

Anschließend ließ sich Clara ermattet in die Kissen sinken. Was sie empfand, ließ sich mit dem Wort »befriedigt« nicht einmal annähernd beschreiben. Sie presste sich das Laken an die Brust und warf ihrem Ehemann einen schelmischen Blick zu.

»Es war ganz schön lange her«, sagte sie, noch außer Atem. Clara hatte sich an ihre täglichen Liebesspiele gewöhnt. Zeitweise taten sie es sogar fast stündlich. Es war viel zu lange her, seit er zum letzten Mal mit ihr im Bett war, und jetzt fühlte sie sich genommen, gefordert und wund – auf die denkbar beste Weise.

»Zehn Tage«, präzisierte er.

»Hast du auch die Minuten gezählt?«, fragte sie und zog die Braue hoch. Dass Alexander ganz genau wusste, wie lange er sie nicht genommen hatte, passte zu ihm. Sie konnte nicht leugnen, dass es ihr ein gewisses Vergnügen bereitete, dass er sie offenbar genauso vermisst hatte wie sie ihn.

»Da wir gerade beim Thema sind – ich bin nicht ganz auf dem Laufenden«, sagte er, stützte sich auf den Ellenbogen und ließ seine Blicke auf ihr ruhen. »Ist da etwas, das du mir erzählen möchtest?«

Alexander blickte ihr tief in die Augen, und Clara biss sich verlegen auf die Lippe. »Vielleicht.«

Es hatte keinen Sinn, lange herumzureden. So, wie er sie ansah, wusste er es bereits, aber dass er es bemerkt hatte, war die erste echte Bestätigung, die sie erhielt. In den letzten paar Tagen hatte

sich ihr Verdacht zunehmend verstärkt, doch sie war zu beschäftigt gewesen, um sich darum zu kümmern. Alexander streckte den Arm aus und umkreiste mit der Fingerspitze lasziv ihren Nippel. Schon die leiseste Berührung erregte sie maßlos. Er neckte, besser gesagt testete, ihren Körper, und ihre Reaktion bestätigte seine Theorie womöglich.

»Okay«, erwiderte er, »wie lange bist du denn schon drüber?«

Am liebsten hätte sie sich das Laken über den Kopf gezogen.

»Ich weiß nicht«, flüsterte sie und lächelte verlegen.

»Du weißt es nicht?«, wiederholte er. »Das kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Ich hatte viel um die Ohren«, verteidigte sie sich. »Außerdem war ich sauer auf dich.«

»Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass du schwanger bist, Süße.« Alexanders Hand glitt zu ihrem Bauch, wo er sie flach auf die zarte Haut legte, hinter der ein neues Leben pulste.

»Ich habe das Gefühl, dass du mich *jetzt gerade* geschwängert hast«, sagte sie, doch Alexander drängte sie, den Tatsachen ins Auge zu sehen, und sie musste eingestehen, dass das nicht der Fall war. Die Stimmungsschwankungen, die Reizbarkeit und dazu noch ständig das Gefühl, weinen zu müssen – es war alles da. Sogar Belle hatte sich zu einer Bemerkung hinreißen lassen, sodass Clara sich fragte, ob ihre beste Freundin nicht sogar noch vor ihr Verdacht geschöpft hatte.

»Das schaffe nicht einmal ich. Auch wenn ich es nur ungern zugebe.«

»Wie hast du es denn gemerkt?«, fragte Clara. In London hatte sie sich völlig zu Recht über Alexander aufgeregt, wenn er das jetzt auf ihre Hormone zurückführen wollte, konnte er was erleben. Nein, Alexander hatte von ihren Stimmungsschwankungen gar nichts

mitbekommen. Falls er nur geraten hatte, musste es noch einen anderen Hinweis geben, der ihr entgangen war.

Er presste die Lippen zusammen, grinste amüsiert und schüttelte den Kopf: »Vergiss es.«

»Jetzt sag schon«, rief sie, nahm ein Kissen und zog ihm damit eins über.

Er stöhnte gequält, dann legte er den Kopf schräg und sagte: »Ich kann es schmecken.«

Clara blinzelte und versuchte, sein Geständnis zu verdauen. »Ich weiß jetzt nicht, ob das so gut ist.«

»Ist es.« Ein selbstzufriedenes Grinsen breitete sich über sein attraktives Gesicht aus. Sie hoffte nicht zum ersten Mal, dass das Baby aussehen würde wie er, mit rabenschwarzem Haar und kristallblauen Augen. *Es gibt Schlimmeres im Leben, als das Kind eines leibhaftigen Sexgottes zu bekommen, der dich auf Händen trägt*, dachte sie, *auch wenn er manchmal ein arroganter Schnösel sein kann*.

Ihre Hand suchte seine Hand auf ihrem Bauch und hielt sie dort. Alexander hatte die Augen geschlossen, und auf seiner Miene lag eine andachtsvolle Ruhe, so als hielte er über sie Wacht.

»Fröhliche Weihnachten«, flüsterte Clara. Dann fiel ihr plötzlich etwas Schreckliches ein. Sie hatte überhaupt kein Geschenk für ihn gekauft. Sie fragte sich unwillkürlich, ob sie erst morgen auf hormonelle Unzurechnungsfähigkeit plädieren oder lieber gleich gestehen sollte. »Ich muss dich warnen, ich habe leider kein Geschenk für dich.«

Er schlug langsam die Augen auf und sah sie an. In seinem Blick lag so viel Liebe, dass ihr Tränen in die Augen traten. »Clara, du hast mir alles gegeben.«



22

An diesem Abend versammelte sich die ganze Familie im Wohnzimmer. Ihre Anzahl hatte sich im Laufe des Tages verdoppelt, jetzt waren sie vollzählig. Es war eine seltsame Mischung von Charakteren, aber manche, mit deren Besuch sie gerechnet hatten – wie Alexanders Großmutter oder sein Freund Brexton –, waren nicht anwesend.

Doch Belle floss das Herz über. An so vielen Weihnachtsabenden hatte sie ihre Sorgen mit einer Flasche Wein ertränkt und versucht, ihrer Mutter aus dem Weg zu gehen. Im letzten Jahr hatte sie Weihnachten zum ersten Mal nicht auf dem Anwesen der Stuarts verbracht. Es war richtig gewesen, mit dieser Tradition zu brechen, jetzt konnte sie Weihnachten im Kreise der Menschen feiern, die sie am meisten schätzte.

Früher hatte sie verzweifelt um die Anerkennung ihrer Mutter gerungen. Nur deshalb hatte sie in eine Ehe eingewilligt, die das Ansehen ihrer Familie vergrößern und die finanzielle Absicherung

von Stuart Hall hätte gewährleisten können. Darauf pfiff Belle jetzt und verhielt sich wie ein junges Mädchen – sorglos und unbekümmert. Natürlich war ihr klar, dass noch mehr dahintersteckte. Sie wollte geliebt werden und hatte sich, ohne dass ihr das bewusst gewesen wäre, einiges von ihrer Mutter und Philipp gefallen lassen, nur um die Illusion einer Familie aufrechtzuerhalten. Nachdem sie sich von ihrem damaligen Verlobten getrennt hatte, brauchte sie eine ganze Weile, bis sie akzeptieren konnte, dass sich manche Leute niemals änderten.

Als junges Mädchen hatte sie sich einzureden versucht, dass ihre Mutter sie lieben würde, wenn sie nur alles tat, was sie von ihr verlangte. Wenn sie sich jetzt in diesem Raum voller Menschen umblickte, die mit ihr durch dick und dünn gegangen und immer für sie da gewesen waren, ging ihr das Herz auf. Zuvor hatte sie schon davon gehört, doch nun verstand sie erst voll und ganz, was es hieß, sich seine eigene Familie zu suchen. Die Menschen in diesem Kreis waren alles andere als perfekt, so viel stand fest, aber sie gehörten nun einmal unauflöslich zu ihr, und sie wollte um keinen Preis auf sie verzichten.

Elisabeth krabbelte heran und nutzte Belles Knie, um sich daran hochzuziehen.

»Kluges Mädchen«, lobte Belle, griff ihr unter die Arme und setzte sich die Kleine auf den Schoß. »Du kommst ganz nach deiner Tante.« Belle hielt sie und wusste, dass die Kleine nichts als Loyalität und bedingungslose Liebe erwartete. Weil sie selbst im Begriff war, den Sprung in die Mutterschaft zu wagen, machte sie diese Erkenntnis zu ihrem wichtigsten Vorsatz.

Elisabeth bekam eine ihrer blonden Locken zu fassen, zog daran und versuchte, sie sich in den Mund zu stecken. Belle schüttelte den Kopf, kicherte leise und entwand sie ihr. Sofort griff Elisabeth nach

ihrer Hand. Die schien ihr auch zu gefallen, denn gleich versuchte das Kleinkind, sich statt der Haare Belles Finger in den Mund zu stecken.

Belle musste lachen, Glück durchströmte sie. Als sie einen brennenden Blick auf sich spürte, schaute sie auf und entdeckte, dass Smith hingerissen beobachtete, wie sie mit dem Kind spielte. Er war von diesem Anblick völlig fasziniert, und Belle ging es kaum anders.

Ihr Mann hatte sich inzwischen umgezogen und trug einen schiefergrauen Pullover und Jeans. Normalerweise zog er sich nicht so lässig an, daher hatte sie sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, wie sehr ihr der Anblick seines Hinterns in dieser Hose gefiel. Sobald sie zurück in London waren, wollte sie ihm eine ganze Schublade mit Jeans füllen.

Er wandte den Blick nicht von ihr ab. Selbst aus der Entfernung sah sie das brennende Verlangen in seinen smaragdgrünen Augen. Sie bekam ganz heiße Wangen, als sie sich daran erinnerte, wie sie ihn am frühen Nachmittag auf Balmoral willkommen geheißen hatte.

Es war leicht gewesen, sich davonzuschleichen, als Alexander seinen stürmischen Auftritt hatte. Smith hatte schon an der Tür ihren Blick gesucht, und während alle darüber lachten, wie Clara ins Schlafzimmer verschleppt wurde, waren Belle und Smith bereits auf dem Weg in ihr eigenes gewesen.

»Jetzt bist du da«, flüsterte sie, kaum dass sie allein waren.

»Ich muss dir etwas sagen.« Er ließ ihre Hand los und ging ruhelos durchs Zimmer. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie hatte sich Sorgen gemacht und sich gefragt, warum er darauf bestanden hatte, noch länger in London zu bleiben. Jetzt kämpfte er offensichtlich mit Schuldgefühlen, und das konnte kein Zufall sein.

»Sag schon«, drängte sie.

»Ich habe Georgia getroffen«, fing er an, doch als sie den Mund öffnete, um nachzufragen, hob er die Hand. »Lass mich ausreden. Sie konnte mir sagen, wer Hammond umgebracht hat.«

»Wer auch immer Hammond getötet hat, hat uns allen einen Gefallen getan«, sagte Belle kalt. Sie hatte kein Mitleid mit dem Mann, der sich ihr gegenüber nie auch nur annähernd menschlich gezeigt hatte. Er war ein Scheusal gewesen, und ohne ihn ging es ihnen allen besser.

»Du und Georgia, ihr seid euch so ähnlich«, stammelte er, doch als er Belles bösen Blick bemerkte, nahm er es schnell wieder zurück. »Nein, nein, so meinte ich das nicht.«

Belle spürte, dass ihr Mann ein Geständnis zu machen hatte, und wollte ihm gern die Absolution erteilen. Sie vertraute darauf, dass er tat, was für sie beide das Beste war, auch wenn ihr das Herz im Leib vor Sorge zersprang. »Hast du ihn getötet?«

»Ich habe ihn ins Gefängnis gebracht«, erwiderte er zu Belles Überraschung. »Ich habe deine Zettelchen gefunden – im Revolver.«

Sie hatte sie dort aus einer Vorahnung heraus platziert. Smith hatte ihr so viel gegeben. Wenn es ihr gelang, ihn davon zu überzeugen, dass er immer die Wahl hatte, hatte sie ihm wenigstens ein bisschen zurückgegeben.

Sie würde später, wenn er seine Gedanken geordnet hatte, noch Gelegenheit haben, ihn nach Einzelheiten zu fragen. Jetzt fing sie an, sich die Bluse aufzuknöpfen. Smith wandte sich ihr zu und tat es ihr nach. Langsam und ohne einander zu berühren, entledigten sie sich ihrer Kleidung, bis sie schließlich voreinander standen und nichts mehr zwischen ihnen war.

Er hätte es getan – für sie. Die Vorstellung, dass dieser Mann töten würde, um sie zu beschützen, war fast so erregend wie die Tatsache, dass er es nicht getan hatte. Wenn seine Entscheidung

auch nur den geringsten Zweifel in ihm hinterlassen hatte, wollte sie es ihn vergessen machen – und ihren Leib in seine Hände geben.



Edward ließ sich neben sie auf die Couch fallen und riss sie aus ihrem Tagtraum.

»Du siehst aus, als wäre dir ganz schön heiß«, stellte er fest. »Soll ich die Heizung runterdrehen, oder nützt das in diesem Fall nichts?« Belles Blick huschte zu ihrem Gatten hinüber, und Edward stöhnte. »Das habe ich mir schon gedacht.«

»Warte nur ab«, warnte sie ihn. »Deine Flitterwochen fangen auch bald an. Dann hält es auch in deiner Nähe niemand mehr aus.«

»Das hoffe ich doch«, erwiderte Edward und zwinkerte ihr über den Rand seines Glases hinweg zu. »Was haben wir doch alle für ein Glück.«

Er entdeckte David auf der anderen Seite des Raumes und betrachtete ihn mit einer Mischung aus Liebe und Begehren.

»Ich muss dich um einen Gefallen bitten«, sagte Belle und riss sich von Smiths Anblick los. Edward holte scharf Luft, dann nickte er. Sie ging davon aus, dass er verstehen würde, worum sie ihn bat, und ihr den Wunsch erfüllen würde. »Es wäre toll, wenn du in deinem Herzen etwas Platz für jemanden schaffen könntest.«

Edward ließ den Blick auf ihren Bauch sinken, als könnte er seine Brille als Ultraschallgerät benutzen. »Smith arbeitet schnell«, erwiderte er kichernd.

Belle stieß ihm den Ellenbogen in die Rippen. »Ich möchte, dass du Smith einen Platz einräumst.«

Edward sah zu David hinüber. »Dasselbe wünsche ich mir auch von dir.«

Die zwei waren die besten Freunde und würden einander immer

verbunden bleiben, aber es zeichnete sich immer deutlicher ab, dass ihre Ehemänner auf Dauer ein Teil ihres Lebens sein würden. Belle wollte Edward allerdings nicht das Gefühl geben, dass er sich um ihrer Freundschaft willen mit Smith anfreunden *musste*. In Belles Augen war Smith so unauflöslich mit ihrem Leben verbunden wie ihr rechter Arm. Also war es nur natürlich, einen solchen Wunsch zu äußern.

»Ich glaube, deinem Gatten klingeln die Ohren«, sagte Edward, als Smith quer durch den Raum in ihre Richtung geschlendert kam. Belle spürte, wie sie vor freudiger Erwartung ganz kribbelig wurde.

»Nimmst du Elisabeth?«, fragte sie.

»Tut mir leid«, unterbrach Smith die beiden, als Belle Edward das Baby reichte, »aber ich möchte meine Frau gerne entführen. Ich finde, es ist Zeit, dass sie zu Bett geht.«

Belle entging nicht, dass Edward die Augen verdrehte. An Smiths unersättliche Libido würde er sich wohl oder übel gewöhnen müssen.

Smith nahm ihre Hand und führte sie durch die Korridore zu ihrem Schlafzimmer. Als sie hineingingen, knipste er nicht das Licht an.

»Hast du das mit dem Zubettgehen ernst gemeint?« Schlaf war normalerweise das Letzte, was ihr Gatte im Sinn hatte, wenn er vorschlug, sich zur Nachtruhe zu begeben.

Im Mondlicht konnte sie gerade die Umrisse der Möbel im Zimmer erkennen, doch nach kurzer Zeit gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Smith blieb dicht bei ihr. Hauptsache, sie konnte ihn sehen, wenn auch nur als grauen Schatten.

»Ich habe etwas für dich.« Er führte sie zum Bett und reichte ihr einen Karton, der mit einer langen roten Schleife zugebunden war.

»Das ist nicht das, was ich jetzt erwartet habe«, hauchte sie.

»Das gibt es als Zugabe, meine Schöne«, versprach er ihr.

Sie löste die Schleife und öffnete den Deckel des Kartons. Darin lag, gebettet auf Hunderte von Federn, ein kleines schwarzes Gerät. »Dass es für Diamanten zu groß war, habe ich mir schon gedacht«, neckte sie, »aber ich habe keine Ahnung, was das hier ist.«

»Morgen habe ich noch etwas anderes für dich«, versicherte er ihr. »Aber heute Nacht bekommst du Sterne.«

Er nahm das Gerät aus dem Karton und betätigte den Schalter. Sofort schimmerten überall im Raum zahllose kleine Lichter und bedeckten die Zimmerdecke mit Sternbildern. Es erinnerte sie an New York, an Eheringe und an gegebene Versprechen. Damals hatte er ihr die Sterne geschenkt, und jetzt tat er es wieder.

Sie räusperte sich, und ihre Stimme zitterte vor Gefühl. »Ich dachte schon, ich wäre unartig gewesen.«

Smith stellte das Gerät auf den Tisch und ließ das Schleifenband durch seine Finger gleiten. »Das kann gut sein, meine Schöne. Dreh dich um.«

Er strich mit dem Mund über die Wölbung ihres Nackens und zog sie aus. Als sie nackt war, bedeutete er ihr, sich auf den Bauch zu drehen. Dann legte er die Hände auf ihren Hintern. Sie spreizte die Schenkel, doch anstatt sich zu bedienen, nahm er ihre Handgelenke und führte sie hinter ihren Rücken. Einen Augenblick später hatte er das Seidenband ihres Geschenkes darum gewickelt und schnürte sie fest zusammen. So spielte er noch einen Moment mit ihr.

»Du siehst so hübsch aus, wie du mit dem Schleifchen vor mir liegst.« Er beugte sich vor und flüsterte in ihr Ohr. »Kann ich jetzt mit meinem Spielzeug spielen?«

»Ja, Sir«, hauchte sie.

»Du bist so unartig!«, teilte er ihr mit und kreiste mit der Hand über ihrem Hintern. »Oder etwa nicht?«

Er bekräftigte seine Frage mit einem festen, brennenden Hieb.

»Ja, Sir.«

»Zufälligerweise stehe ich auf unartige Mädchen.« Auf diese Enthüllung folgte eine schnelle Serie von Schlägen auf ihr Hinterteil, die die zarte Haut in erregender Schmerzlust glühen ließen. »Dein Hintern ist so rot wie die Schleife, meine Schöne.«

Er glitt mit dem Finger durch den Spalt zwischen ihren Pobacken, und sie wand sich unter seiner zärtlichen Berührung. Sie wollte mehr. Seit sie es auf eine Empfängnis anlegten, war ihr Liebesspiel eher traditionell geblieben. Belles Vorlieben umfassten jedoch ein breiteres Spektrum.

»Bitte, Sir«, flehte sie.

»Du bist so feucht«, sagte er. Einen Augenblick später spürte sie, wie die Spitze seines Schwanzes ihren Spalt massierte. »Das wollte ich mir eigentlich für ein anderes Mal aufbewahren.«

»Oh.« Sie konnte ihre Enttäuschung nicht ganz verhehlen, denn irgendwie sehnte sie sich nach Smiths ursprünglicher, verruchter Seite. Doch sie würde sich von ihm auf jede Weise nehmen lassen. Aber Smith überraschte sie, denn er beugte sich hinunter und strich mit der Zunge über die empfindliche Rosette. Bei der ersten Berührung verkrampfte sich Belle, entspannte sich aber, als er fortfuhr, sie zärtlich zu umkreisen.

Ein paar Minuten später schob er einen Finger in sie und begann, ihn sachte zu bewegen.

»Es ist Weihnachten«, stöhnte Smith. »Heute bekommst du beides.« Zärtlich und langsam schob er seinen Schwanz in ihre Muschi, zog ihn wieder heraus und wiederholte das Ganze. Unablässig weitete er zugleich mit dem Finger ihren Anus, und Belles Schenkel begannen zu zittern.

»Ich sehe so gerne, wie ich dich ausfülle«, stöhnte Smith und beschleunigte sein Tempo, bis sie unter ihm explodierte. Heiß ergoss

er sich in sie, und sie stöhnte, als er sich langsam aus ihr zurückzog. Seine Finger strichen den Samen, der aus ihr herausträufelte, weiter nach oben, und er verteilte ihn über dem rosafarbenen Ringmuskel.

Er drängte an die enge Öffnung und ließ ihr einen Moment Zeit, sich mit dem Gedanken anzufreunden. Belle hatte kein Safeword mit Smith vereinbart, sie hatte es nie verlangt und nie gebraucht. Er las die Reaktionen ihres Körpers so gut, als wäre es sein eigener. Sie kreiste einladend um seine Spitze. Smith drang nach und nach in sie ein und erlaubte ihrem Körper, sich an ihn zu gewöhnen. Sein Griff an ihren Hüften wurde fester, als er schließlich ganz in sie geglitten war.

Sie hatten sich den ganzen Nachmittag lang geliebt. Jetzt hatte sie nur noch eines im Sinn.

»Fick mich«, bettelte sie und presste ihre Hüften an ihn.

»Wie bitte?« Er rührte sich nicht, und sie wusste genau, was er von ihr hören wollte.

»Fick mich, Sir.«

Smith zog sich ein Stück aus ihr zurück und schob sich dann in einer einzigen sanften Bewegung in sie hinein. Das Gefühl war völlig ungewohnt und erfüllte sie mit einem unbändigen Verlangen. In seiner Gegenwart verlor sie jede Scham und diente nur noch seiner Lust. Bei ihren erotischen Spielen um Macht und Ohnmacht war sie immer auf ihre Kosten gekommen.

»Ich fick dich so gern in den Arsch, meine Schöne«, knurrte er, während er sie unablässig pflügte. Er griff ihre zusammengebundenen Handgelenke und riss ihren Oberkörper nach hinten, dass sie sich unter seinen Stößen aufbäumte. Belle drehte den Hals, um ihren Mann anzusehen und um zeigen, wie Schmerz und Lust sie zugleich überwältigten. Als die erste Woge über sie hinwegrauschte und sie mitriss, schloss sie die Augen.

Unablässig stieß er weiter, bis sie beide völlig ermattet in die Kissen sanken.

Belle war wie weggetreten, als er ihre Handgelenke losband und die Einschnitte massierte, die das Schleifenband hinterlassen hatte. Er hob sie hoch und legte sie aufs Bett zurück. Ein paar Minuten später wischte er mit einem warmen, feuchten Handtuch über ihr pulsierendes Geschlecht. Bei der ersten Berührung hätte sie fast aufgejault, denn ihr Körper war noch überempfindlich, dann sah sie, dass er sich ein Grinsen verkniff.

»Grins nicht so selbstzufrieden«, flüsterte sie verschlafen.

»Ich kann nichts dafür. Du siehst so hübsch aus mit deinen roten Backen«, gab er zu und kam zu ihr ins Bett. Irgendwann musste er sich ausgezogen haben. Sie war etwas enttäuscht, dass sie nicht zugesehen hatte. Doch als er sich in Löffelchenstellung hinter sie legte, vergaß sie es gleich wieder. »Wenn du nicht willst, dass ich so zufrieden gucke, müsste ich aufhören, dich zu vögeln. Dir Orgasmen zu verschaffen, gehört zu meinen absoluten Lieblingsbeschäftigungen.«

»Versprich, dass du nicht damit aufhörst!« Ihre Lider wurden immer schwerer, doch bevor der Schlaf sie überwältigte, hörte sie noch seine leise Antwort.

»Ich verspreche es. Niemals.«



23

War Heiligabend noch ein gemütliches Familientreffen gewesen, ging am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages alles drunter und drüber. Auf dem Boden lagen Berge von Geschenkpapier herum, daneben stapelten sich die Geschenke, und zu Mrs. Watsons Entsetzen hatte man sogar Speisen in den Salon geschmuggelt.

Der Bishop-Clan hatte nicht lange gefremdelt und fühlte sich im Nu wie zu Hause. Das zeigte sich auch darin, dass sie gewartet hatten, bis alle im Bett waren, um dann so viele Geschenke hereinzuschleppen, dass sich der Berg am Fuße des Christbaumes fast verdoppelt hatte.

»Wenn das so weitergeht, sind wir nächstes Weihnachten immer noch damit beschäftigt, unsere Geschenke auszupacken«, brummte Lola. Als sie einen gelben Karton öffnete und eine Alexander-McQueen-Clutch darin vorfand, jauchzte sie vor Glück. »Danke, Mom!«

Madeline sah liebevoll zu ihrer jüngeren Tochter. »Als ich die im

Schaufenster gesehen habe, stand quasi dein Name dran. Es ist neuerdings gar nicht mehr so einfach, dir etwas zum Anziehen zu kaufen.« Sie sah Lola tief in die Augen. Dann richtete sie den Blick auf Belle Stuart.

»Du brauchst mich gar nicht so anzusehen«, sagte Lola. »Es war alles Belles Idee. Ich habe mich nur dem Druck gebeugt.« Sie zwinkerte ihrer Geschäftspartnerin zu, dann ihrer Mutter. Das war typisch Bishop, sich darüber zu beschweren, dass man nicht mehr Geld ausgeben konnte.

Obwohl Madeline selbst mit einem Online-Start-up erfolgreich war, konnte sie die Nachfrage bei Bless nicht begreifen. Weshalb sollten Frauen etwas mieten, wenn sie es sich kaufen konnten? Lola versuchte gar nicht erst, ihr zu erklären, dass nicht alle so viel auf dem Konto hatten wie sie.

Harold war seiner Frau den ganzen Morgen nicht von der Seite gewichen. Offensichtlich tat das Weihnachtsfest den beiden gut, brachte sie einander endlich wieder näher, und für die anderen Weihnachtsmann und Engel zu spielen, schien den beiden so viel Freude zu bereiten, wie sie schon lange nicht mehr miteinander geteilt hatten.

Clara beobachtete die beiden und spürte, wie ihr warm ums Herz wurde. Sie hatte versucht, sich aus den Affären ihrer Eltern herauszuhalten – den Affären ihres Vaters vielmehr –, doch das war nicht immer leicht gewesen. Sie wusste besser als jeder andere, dass Ehen von innen heraus repariert werden mussten. Um Kompromisse finden zu können und gemeinsam etwas zu erreichen, mussten beide Beteiligten wollen, dass es funktionierte. Jetzt waren ihre Eltern schon so lange zusammen. Sie konnte nur hoffen, dass die Gemeinsamkeiten, die sie gerade wiederentdeckten, die Liebe neu zu entfachen vermochten.

Alexander kam an ihre Seite und folgte ihrem Blick. Dann legte er den Arm um sie und zog sie näher an sich. Auf dem Schoß ihrer Mutter plapperte Elisabeth vor sich hin, sie trug immer noch den karierten Strampelanzug von letzter Nacht. Die beiden hatten beschlossen, ihre Weihnachtsüberraschung noch etwas länger geheim zu halten. Aber Alexander musste unwillkürlich grinsen, als er daran dachte, wie ihn Madeline Bishop am Tag zuvor begrüßt hatte. Den Wunsch nach mehr Enkelkindern wollte er ihr gern erfüllen.

Wenn doch nur jeder Tag wie Weihnachten sein könnte, dachte er. Als er das friedliche Gesicht seiner Frau und den Übermut seiner Tochter sah, wünschte er sich, mit den beiden im ländlichen Schottland bleiben zu können, um jeden Morgen so wie diesen zu verbringen.

»Wir brauchen noch ein Extrazimmer für ihr ganzes Spielzeug«, sagte Clara grinsend.

»Was meinst du, wie schlimm es erst nächstes Jahr wird«, flüsterte er. Er wusste noch nicht genau, ob er hoffte, nächstes Jahr eine Eisenbahn kaufen zu können, oder doch lieber eine Puppe. Mit etwas Glück konnte er beides tun. Zwillingsgeburten hatten in der königlichen Familie eine lange Tradition.

Clara musterte ihn misstrauisch. »Was geht dir schon wieder durch den Kopf, X?«

»Mein Weihnachtsgeschenk«, verriet er ihr mit gedämpfter Stimme.

Eine rosige Hitze färbte ihre Wangen. »Und was ist mit meinem Weihnachtsgeschenk?«

»Das kannst du später auspacken«, versicherte er mit überheblichem Grinsen.

Dieses Grinsen war sein Markenzeichen. Damit hatte er an dem

Tag, an dem sie sich kennenlernten, ihr Interesse geweckt. Am liebsten hätte sie ihm jetzt sein Grinsen aus dem Gesicht geküsst, doch sie wusste, wo das enden würde. Die vergangene Nacht steckte ihr noch in den Gliedern.

»Aber es stimmt«, sagte er und zog eine kleine Schachtel aus der Hosentasche. »Ich hab da was für dich.«

Doch Claras Blick fiel nicht auf das eigentliche Geschenk, sondern haftete an dem kleinen elfenbeinfarbenen Umschlag, der darauf lag und in dessen rotes Wachssiegel ein X geprägt war. Wenn dieser hier auch nur annähernd den Briefen entsprach, die er ihr sonst immer schickte, war sein Inhalt nicht jugendfrei.

Sie dankte ihm mit einem Kuss, trat einen Schritt zur Seite, um für sich zu sein, schob den Zeigefinger unter die Lasche, brach das Siegel und zog den handschriftlichen Brief heraus, der sich darin befand.

Süße,

ich habe diese kleinen Briefchen vernachlässigt. Ich habe mich darauf verlassen, dass du an meiner Seite bist, und dabei vergessen, dir meine Liebe zu beweisen. Einst habe ich mir geschworen, wenn ich jemals die Chance bekäme, dein Herz zurückzuerobern, würde ich keinen Tag verstreichen lassen, ohne es mir aufs Neue zu verdienen. Das habe ich nicht geschafft. Aber von heute an werde ich dir und unseren Kindern meine Hingabe beweisen.

Clara schluckte gegen die Tränen an, die in ihr aufstiegen. Doch als

ob Alexander geahnt hätte, dass es dazu kommen könnte, änderte sich gleich darauf der Tonfall des Briefes von gefühlsbetont zu sinnlich.

Außerdem sollst du wissen, dass ich nie wieder zehn Tage verstreichen lassen werde, ohne deinen Körper zu verwöhnen. Mir ist klar, dass es sich in Anbetracht deines Zustandes als schwierig erweisen könnte, aber ich will es versuchen. Meine Hände, mein Schwanz und mein Mund – sie sind da, um deiner Lust zu dienen, und ich möchte für den Rest meines Lebens jeden Tag damit verbringen, dich zu berühren, zu lecken, zu beißen, zu saugen, zu küssen und zu lieben.

Für immer dein

X

»Jetzt kannst du dein Geschenk aufmachen«, sagte er mit heiserer Stimme und trat neben sie.

Clara zuckte zusammen, als er sie so plötzlich aus ihren Gedanken riss. Seine Worte hatten sie in eine andere Welt versetzt, und sie brauchte einen Moment, um sich wieder zu fassen. Sie riss das Geschenkpapier auf und fand ein längliches Schmuckstück. Als sie den Deckel aufklappte, lag dort eine hinreißende Rubinbroche. Die Edelsteine waren in kreuzweise angeordneten Goldstreifen gefasst, die zusammen winzige X-Zeichen bildeten, die sich über die ganze Broche verteilten. Es war eine Botschaft: X steckte sein Territorium ab.

»Hilf mir, sie anzulegen«, flüsterte sie. Es dauerte einen Augenblick, weil Elisabeth auf die Idee kam, ihren Eltern zu helfen. Doch als die Brosche sicher befestigt war, betrachtete Clara sie. »Sie ist perfekt.«

»Genau wie du.« Er hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn.



»Hast du schon mal so ein schamloses Geturtel gesehen?«, fragte Lola Belle ganz leise, und beide betrachteten ungeniert das Liebesglück auf der anderen Seite des Raumes.

»Du bist eifersüchtig.« Es war kein Vorwurf, sondern eine Feststellung. Lola hatte Belle zwar gesagt, dass sie keine Beziehung wollte, aber es war unverkennbar, dass das nicht so ganz stimmte.

»Ach was.« Lola zuckte mit den Schultern. »Meine Schwester hat es geschafft, sich einen der heißesten und mächtigsten Männer der Welt zu angeln, und er sieht sie an, als hätte er das große Los gezogen. Weshalb sollte ich eifersüchtig sein?«

»Du wirst ihn schon noch finden«, versicherte Belle.

»Langsam habe ich den Verdacht, dass es ihn gar nicht gibt.« Sie gab zum ersten Mal zu, dass sie doch noch nach dem Richtigen suchte.

»Verlass dich darauf, er wird dir begegnen. Wahrscheinlich, wenn du am wenigsten damit rechnest.«

»Wo wir gerade beim Thema sind ...«, sagte Lola dramatisch. »Ich lass euch beide mal allein.«

Sie huschte davon, als Smith sich anschickte, zu seiner Frau zu kommen. Lolas Fluchtinstinkte waren intakt.

Als sie Lola die Flucht ergreifen sah, fragte sich Belle unwillkürlich, ob vielleicht gerade das ein Teil des Problems war. Andererseits hatte auch Belle damals der Liebe abgeschworen und hoch und

heilig versprochen, nie mit dem schnöseligen Anwalt ins Bett zu gehen, der sie als seine persönliche Assistentin eingestellt hatte.

Smith grinste sie an, als wüsste er genau, wo sie an diesem Weihnachtsmorgen mit ihren Gedanken war. Ihre Beziehung hatte einen holprigen Start erlebt, doch genau das war es, was Liebe ausmachte: Sie blieb bestehen. Das geheimnisvolle Metall, aus dem Liebe geschmiedet wurde, war so stark, dass es auch unter den schwierigsten Bedingungen nicht nachgab. Und wenn sie beide die wahre Liebe finden konnten, dann sollte es allen gelingen, glaubte sie.

»Alexander hat mich mit seinen Juwelen ausgestochen«, behauptete er. Er legte den Arm um Belles Taille und zog sie an sich.

»Ich brauche keine Juwelen«, sagte sie. »Ich brauche nur dich.«

Das war das Einzige, was sie von diesem Mann verlangt hatte. Sein Herz, seine Seele, seinen Körper – und er hatte ihr alles geschenkt.

»Dann kann ich das wohl wieder zurückgeben«, sagte er. Hinter ihrem Rücken zog er ein kleines Etui hervor.

»Es sind keine Juwelen«, warnte er, als sie es öffnete.

Es war etwas viel Schöneres. Das fein gearbeitete Bettelarmband war eleganter als jedes andere, das sie zuvor gesehen hatte. Es waren erst einige wenige Anhänger daran befestigt, aber jeder davon hatte für sie eine besondere Bedeutung. Da gab es ein winziges Empire State Building, dessen Details unglaublich fein ausgearbeitet waren, eine Feder und einen Stern.

»Ich habe noch ein paar andere Anhänger gesehen, die ich gern hinzufügen möchte«, erklärte er ihr, während er ihr half, es anzulegen, »aber ich dachte, das ist ein guter Anfang.«

»Ich liebe es.«

»Ihr beide seid so ein hübsches Paar«, unterbrach Tante Jane sie

ganz zwanglos, legte die Arme um die beiden und zog sie zu einer Umarmung an sich. »Und das heißt, dass ihr beide wunderschöne Babys machen werdet. Wann kann ich denn damit rechnen?«

Tante Jane hatte wie immer ihren eigenen Kopf. In einen Kaftan gekleidet, war sie heute Morgen mit einer kleinen Reisetasche in Schottland eingetroffen und hatte gleich verkündet, dass es eine heiße Affäre gebe, um die sie sich am nächsten Tag kümmern müsse. Belle hätte sich gewünscht, dass sie länger blieb, aber sie wunderte sich nicht. Jane war immer für Überraschungen gut. Auch wenn sie von Ehemann zu Ehemann geflattert war und viele Affären hatte, hatte sie keine eigenen Kinder. Belle war ihre Ersatztochter geworden, deshalb schien es ihr ganz natürlich, dass Tante Jane danach fragte.

Smith öffnete gerade den Mund, um ihr auf möglichst schonende Weise zu sagen, sie solle sich da heraushalten, doch Belle kam ihm zuvor: »Wir arbeiten daran.«

Janes Augen blitzten schelmisch. Sie hatte nie ein Blatt vor den Mund genommen. Andere Leute wären bei einem so unverhohlenen Hinweis auf fleischliche Genüsse vielleicht rot angelaufen, aber sie fand es nur spannend. »Ich würde ja nur zu gern nach den Einzelheiten fragen«, sagte sie, »aber ich will mich damit begnügen, dass ihr mich auf dem Laufenden haltet.«

Alexander schüttelte im Vorbeigehen den Kopf. Dass sich Tante Jane in das Liebesleben anderer Leute einschaltete, war ihm nicht neu. Er war ihr dafür zu Dank verpflichtet. Sie war die Stimme der Vernunft gewesen, als Clara eine Ratgeberin brauchte. Dafür würde er ihr immer dankbar sein, doch er konnte genauso gut den Gefallen, den sie ihm erwiesen hatte, an das nächste Paar weitergeben, das an der Reihe war. Deshalb stürzte er sich auf Edward und fasste seinen Bruder am Arm. »Hast du einen Moment Zeit?«

Wegen all der Gäste hatten die Brüder seit Alexanders Ankunft am Vortag keine Gelegenheit gefunden, miteinander zu reden. Aber Clara hatte sehr deutlich gemacht, dass Edward ihm etwas zu sagen hatte.

Edward deutete mit dem Kopf auf eine leere Nische. Es war selten ein gutes Zeichen, wenn ein Familienmitglied das Bedürfnis verspürte, sich ausgerechnet zu Weihnachten unter vier Augen zu unterhalten, aber Alexander hatte das Gefühl, dass ihn keine schlechten Neuigkeiten erwarteten.

»Hat Clara mit dir gesprochen?«, erriet Edward, sobald die beiden allein waren.

Alexander nickte. Je weniger er sagte, desto leichter würde es seinem Bruder fallen, es herauszubringen.

»Ich weiß nicht, wie viel sie dir erzählt hat«, fing Edward an.

»Nichts«, antwortete Alexander. »Sie hat nur darauf bestanden, dass ich gleich mit dir rede.« Sein Tonfall machte deutlich, dass er schon etwas ahnte. Aber sein kleiner Bruder musste es schon aussprechen, so einfach wollte er ihn nicht davonkommen lassen.

»David und ich möchten heiraten«, platzte Edward heraus. Für Alexander war das nichts Neues, aber er wartete geduldig, dass sein Bruder fortfuhr. »Und zwar an Silvester. Wir möchten, dass du uns traust.«

»Falls das mit meinem Job als König nichts wird, kann ich wohl immer noch Standesbeamter werden«, witzelte Alexander. Es war bereits die zweite Trauung, um deren Durchführung man ihn bat.

»Dann machst du es also?« Edward wischte sich eine Schweißperle von der Stirn. »Erteilst du uns deine Einwilligung?«

»Ich habe das Dokument schon vor Ewigkeiten unterschrieben. Es ist so lange her, dass ich mich nicht einmal mehr daran erinnern kann, welche Herzogtitel ich David verliehen habe.«

»Das hättest du nicht zu tun brauchen«, sagte Edward mit strahlenden Augen.

»So ist es Brauch, und warum sollte ich mit der Tradition brechen?«

»Ja«, pflichtete Edward bei, »das ist schließlich *mein* Job.«

Sie umarmten einander.

»Danke«, sagte Edward, und Alexander winkte ab. »Nichts tue ich lieber. Aber da ist noch etwas, worüber wir reden müssen.« Er legte es nicht darauf an, Edward kurz vor seiner Hochzeitsfeier mit beunruhigenden Neuigkeiten zu belasten, aber sein Bruder verdiente es, eingeweiht zu werden. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit war Alexander davon überzeugt, sich kurzfassen zu können.

Edward lauschte stumm, als ihn Alexander über die Ereignisse der letzten paar Wochen informierte.

»Ich weiß, dass du Fragen hast«, sagte Alexander, als er fertig war, »und ich werde dir gern auf alles eine Antwort geben. Du hast das Recht, immer Bescheid zu wissen – und er auch.« Er deutete auf David.

»Ich habe ihm so gut wie nichts erzählt«, gab Edward zu.

Das war Alexanders Schuld. Er hatte kategorisch festgelegt, was sein Bruder seinem Partner erzählen durfte und was nicht. Das war ein Fehler gewesen. »Ich hätte nie von dir verlangen dürfen, etwas vor David geheim zu halten.«

Diese Lektion hatte Alexander selbst erst vor Kurzem gelernt, und jetzt wollte er nicht darauf beharren und seinen Bruder dazu zwingen, denselben Fehler zu begehen.

»Ich weiß nicht, wie er all das aufnehmen wird«, sagte Edward. Offensichtlich musste er selbst noch verdauen, was er über Jacobsons Verhaftung und die Existenz Andersons erfahren hatte.

»Erzähl es ihm trotzdem«, riet ihm Alexander. »So ist es das

Beste.«

Dann klopfte er Edward auf die Schulter und ließ ihn allein.

Als David seinen Verlobten wenige Minuten später in der Ecke aufspürte, war er immer noch in Gedanken. »Versteckst du dich, oder geht dir etwas durch den Kopf?«

»Mir geht eine Menge durch den Kopf«, sagte Edward ernst.

»Das klingt gar nicht gut«, sagte David.

»Dadurch ändert sich nichts zwischen uns beiden«, schickte Edward voraus. Das musste David wissen. Er hatte den Mann, den er liebte, durch die Hölle geschickt und ihn um Geduld gebeten, ohne ihm allzu große Hoffnungen auf ein Happy End zu machen. Viel zu oft hatte er ihm das Herz gebrochen. »Ich habe nur gerade erfahren, dass meine Familie etwas kaputter ist, als ich dachte.«

David nahm seine Hände und drückte sie fest. »Ich weiß, dass die königliche Familie sehr speziell ist. Wenn ich damit ein Problem hätte, wäre ich schon vor langer Zeit gegangen.« Er deutete mit dem Kopf auf den Rest der Gruppe. »Lass uns das Weihnachtsfest genießen. Nichts, was du mir sagen könntest, kann zwischen uns etwas ändern, aber ich bin froh, dass du es mir erzählen möchtest.«

Edward lächelte. »Ich will alles mit dir teilen.«



24

Am Silvestermorgen legte sich eine Schneedecke über das Schlossgelände. Zum Glück waren alle Gäste der Feierlichkeiten des heutigen Abends bereits anwesend, so wie Edward es sich gewünscht hatte. Die entfernteren Familienmitglieder waren schon abgereist, und der engste Kreis hatte sich über Balmoral verteilt und versuchte, sich warm zu halten. Er hatte der Küche bereits einen Besuch abgestattet, doch Mrs. Watson hatte ihn verscheucht, als er versuchte, einen Finger voller Schokoguss zu stibitzen. Anscheinend durfte nicht einmal der zukünftige Bräutigam vorkosten.

Ein Großteil der Weihnachtsdekoration ließ sich auch wunderbar für ein Hochzeitsfest nutzen. Dennoch verteilte er hier und da ein paar Stechpalmenzweige. Jetzt blieb ihm nicht mehr viel zu tun, als die Stunden zu zählen.

Eine ganze Weile später entdeckte ihn Clara im Arbeitszimmer, wo er in eine Zeitung starrte. Sie setzte sich ihm gegenüber in einen Sessel. Sie trug bereits ein champagnerfarbenes Spitzenkleid, das

die Kastanientöne ihres prächtigen Haars gut zur Geltung brachte. Obwohl sie schon frisiert war, hatte sie noch kein Make-up aufgelegt. Dennoch glühte ihre blasse Haut unverkennbar.

»Kleines Nachmittagsnümmerchen?«, erriet er und warf die Zeitung beiseite. Seit er hier saß, hatte er denselben Artikel wieder und wieder gelesen, ohne zu begreifen, was er eigentlich las. Von seiner besten Freundin versprach er sich mehr Unterhaltung.

»Ein Nickerchen«, sagte sie gähnend, »und ein Nümmerchen.« Sie räkelte sich, als sei sie immer noch nicht ganz wach.

»Ich werde Alexander nicht verraten, wie die Rangliste deiner Freizeitaktivitäten aussieht«, sagte er trocken. Das würde seinen Bruder wohl auch nicht im Geringsten interessieren.

»Was treibst du da?« Sie musterte die Zeitung, als hätte er Dummheiten angestellt.

»David hat plötzlich eine Schwäche für Tradition und weigert sich, mich vor der Hochzeit zu sehen.« Edward hielt dies für einen eigenartigen Zeitpunkt, sich auf alte Bräuche zu berufen. Die warfen sie schon mit ihrer Hochzeit komplett über den Haufen. Falls sein Eheglück vom Befolgen archaischer Rituale abhing, waren sie dem Untergang geweiht.

Clara blickte sich im Zimmer um. »Wo ist Belle?«

»Ich habe sie an David ausgeliehen«, erklärte er. »Ich hatte das Gefühl, er könnte eine Freundin gebrauchen. Es war zwar seine Idee, dass wir uns nicht sehen sollen, aber sonst ist er immer derjenige, der klammert.«

»Ach, wirklich?«

»Falls du es noch nicht bemerkt hast: Ich bin nicht wie mein Bruder.«

»Das habe ich durchaus gemerkt«, versicherte sie ihm. »Na schön, wenn Belle bei David ihre Pflicht erfüllt, dann bin ich für

Edward zuständig. Los geht's.«

»Du klingst wie ein Kindermädchen«, beklagte er sich. Es passte ihm gar nicht, sich an seinem Hochzeitstag wie das fünfte Rad am Wagen zu fühlen, doch Clara hob drohend den Finger.

»Ich brauchte ein Nickerchen, damit ich lange wach bleiben kann«, sagte sie. »Aber jetzt gehöre ich dir.«

»Ich werde es Alexander nicht verraten.« Ihre Erklärung stimmte ihn weicher. In Wirklichkeit ließ er nur seine Nervosität an ihr aus. Das hatte sie nicht verdient, schon gar nicht, wenn sie sich nicht wohlfühlte. »Hat Elisabeth dich wach gehalten?«

Clara schüttelte den Kopf und kaute abwesend auf ihrer Unterlippe. »Sie schläft jetzt endlich durch.«

Also hatte Alexander sie nicht schlafen lassen. Obwohl er sie gern mit Alexanders Libido aufzog, interessierten ihn die Details des Liebeslebens seines Bruders nicht gerade brennend.

»Jetzt wollen wir dich mal einkleiden«, schlug Clara vor. »Außerdem könntest du eine Rasur gebrauchen.«

Edward tastete nach seiner Wange und verzog das Gesicht. »Deshalb brauche ich David bei mir. Beinahe wäre ich mit einem Stoppelbart vor den Altar getreten.«

»Wenn er dich das nächste Mal alleinlässt, sieh einfach in den Spiegel«, riet sie ihm. Dann machten sie sich auf den Weg in sein Zimmer.

Weil David darauf bestanden hatte, sich an die Tradition zu halten, hatte Edward das alte Zimmer seines Vaters bezogen. Die Wände waren mit marineblau und hellbraun karierten Tapeten überzogen, und der Raum ringsum mit Eichenpaneelen getäfelt. Mit den schweren Baumwollstores und den Jagdbildern kündete der ganze Raum von einer disziplinierten britischen Männlichkeit, die so gar nicht zu Edward passte. Auch wenn Ralph Lauren vielleicht anderer

Meinung wäre.

»Willst du den anziehen?« Clara musterte den Smoking, der an der Garderobentür hing.

»Ja.« Edward musste schlucken. Er vermutete, dass es den meisten Frauen so ging, wenn sie ihr Hochzeitskleid betrachteten – eine eigenartige Mischung von Vorfreude und Aufregung erfüllte ihn. Es war ein klassischer Schnitt mit doppelter Knopfleiste, der ihn an Cary Grant erinnerte. Immer wenn er den Smoking trug, fühlte er sich in eine andere Zeit zurückversetzt, eine glamouröse Epoche jedoch, nicht wie die, die sich in diesem altmodischen Zimmer widerspiegelte.

»Du wirst umwerfend aussehen.«

Das war genau das, was er jetzt hören musste.

»Bist du nervös?«, fragte sie und setzte sich in einen Sessel neben der Tür.

Er schüttelte den Kopf und ging ins angrenzende Bad, wo er am Waschbecken den Heißwasserhahn aufdrehte. »Das trifft es nicht ganz. Ich kann es gar nicht richtig beschreiben. Ich fühle mich ...«

»Bereit?«, schlug sie vor.

Das war das richtige Wort. Er war bereit. Es war seltsam, dass er so lange geleugnet hatte, wer er war. Erst durch David hatte er begriffen, dass er niemand anders sein wollte als der Mann, der Davids Liebe verdiente. »Ja ... und trotzdem habe ich ein bisschen Angst. Ich weiß, das hört sich verrückt an. Ich denke immer noch, David überlegt es sich anders und springt ab.«

»David will dich schon seit Jahren vor den Traualtar schleifen«, erinnerte ihn Clara. »Er wird jetzt nicht abspringen.«

Trotzdem. Edward ging zum Barwagen, den sein Vater stets gut bestückt hatte, und goss zwei Gläser Scotch ein. Ein Drink konnte nicht schaden, um seine Nerven zu beruhigen. An dieser Tradition

wollte er gerne festhalten, aber als er Clara ein Glas hinhielt, schüttelte sie den Kopf.

»Für mich nicht. Dann schlafe ich ein. Alexander hat mich die ganze Nacht wach gehalten.« Sie gähnte, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, doch Edward durchschaute sie.

»Kein Alkohol und ein Nachmittagsschläfchen?«, hakte er nach.

Sie gab sich wirklich Mühe, die Unschuldige zu mimen. »Schließlich ist Weihnachten.«

»Ich möchte nicht erst aus den Klatschblättern davon erfahren.« Da Elisabeth jetzt die ersten Schritte machte, würden die Gazetten eher heute als morgen von Neuem anfangen, wachsam auf einen königlichen Babybauch zu lauern. Anscheinend hatte Clara dafür gesorgt, dass sie demnächst etwas zu sehen bekamen.

»Wir haben es noch niemandem erzählt«, sagte sie leise. »Ich dachte, wir warten damit ein wenig.«

Er schob irritiert die Augenbrauen zusammen und strich sich eine vorwitzige Locke von der Stirn. Dann dämmerte es ihm. Sie wollte nicht, dass Belle sich aufregte. Schließlich wünschte sie sich doch auch ein Baby. Auch wenn die Kunde von einer neuen Schwangerschaft wohl niemanden überraschen würde, der Clara kannte, hatte er Verständnis für ihren Wunsch, es zunächst für sich zu behalten.

»Dein Geheimnis ist bei mir sicher«, versprach er.

»Welches Geheimnis?«, wollte Alexander wissen und steckte seinen Kopf ins Zimmer.

»Wenn ich es dir erzähle, ist es ja kein Geheimnis mehr«, erwiderte Edward.

»Ich lasse euch beide mal einen Moment allein.« Clara entschuldigte sich, und Alexander folgte ihr mit den Blicken, als sie hinausging.

»Sie ist nur im Flur«, beruhigte ihn Edward. Manchmal kam es ihm vor, als würde sich sein Bruder in nichts auflösen, wenn seine Frau nicht dabei war. Trotzdem waren die beiden eine wohltuende Erinnerung daran, dass es so etwas wie wahre Liebe doch noch gab.

»Weil Dad nicht mehr da ist, wollte ich dir eigentlich ein paar aufbauende Worte sagen«, begann Alexander. »Doch dann ist mir wieder eingefallen, wie erbaulich seine Worte bei meiner Hochzeit waren.«

»Und ich dachte, er hätte dir damals gedroht.« Edward erinnerte sich, dass man ihn an jenem Morgen gebeten hatte, das Zimmer zu verlassen. Vor dem Kirchengang hatte er zum allerletzten Mal mit seinem Vater gesprochen. Als er daran dachte, lief es ihm kalt den Rücken hinunter. Heute sollte alles ganz anders sein.

»Vor allem das, ja«, Alexander lächelte betrübt. »Aber er hat mir auch etwas über die Ehe erzählt. Ehrlich gesagt habe ich damals nicht richtig zugehört. Jetzt wünschte ich, ich hätte es getan.« Er legte eine längere Pause ein, als wollte er ihres Vaters gedenken. »Ich weiß nur, dass du und David das schon hinbekommt.«

»Das war es schon?« Edward musste lachen.

»Ich hatte überlegt, dir Ratschläge über deine ehelichen Pflichten in der Hochzeitsnacht zu geben, aber ich glaube, auf dem Gebiet bin ich kein Experte.« Alexander warf ihm einen vielsagenden Blick zu, und sie lachten beide. »Wenn ihr bereit seid, umeinander zu kämpfen, dann schafft ihr es. Das Einzige, was du brauchst, ist Liebe und eine gute Portion Hartnäckigkeit.« Davon hatten die Cambridge-Männer jede Menge.

Alexander zog einen Umschlag aus der Tasche. »Deine offiziellen Dokumente. Ich habe sie unterschrieben, gestempelt und beglaubigt.«

Edward zog die Papiere heraus und starrte sie an. Jetzt geschah es also wirklich.

»Ich war mir nicht sicher, ob ich euch beide zum Herzog von York schlagen soll«, führte Alexander aus, »deshalb dachte ich, ich frage euch vorher.«

Edward grinste bei dem Gedanken an die beiden Herzöge von York. Damit würde er auf jeden Fall ein ganz neues Kapitel aufschlagen. »Ich werde David fragen.«

Es bestand keine Veranlassung, die Sache übers Knie zu brechen. Ein paar schöne Tage lang konnten sie ihre Hochzeit noch geheim halten. Schließlich würde der Alltag früh genug beginnen, aber heute Abend ging es nur um die Liebe. Alles andere konnte warten. Er hatte sein Leben lang darum gekämpft, seinen Platz zu finden. Und jetzt, mit seinen Freunden und seiner Familie an der Seite, gründete er endlich sein Zuhause.



25

Belle war nicht gern von Smith getrennt, schon gar nicht an ihrem Hochzeitstag, heute ließ es sich jedoch nicht vermeiden. Edward hatte darauf bestanden, dass sie sich ein wenig um David kümmerte, doch sie hatte noch etwas anderes zu erledigen. So kam es, dass sie beide nur wenige Stunden vor der Hochzeit im Städtchen landeten.

»Ich bin froh, dass du nicht noch deine Frisur oder dein Make-up machen lassen musst«, gestand sie David, als sie ihren geliehenen Range Rover vor einer Ladenzeile einparkten.

»Das liegt an meinem Teint«, witzelte er.

Da konnte sie nicht widersprechen. Er sah fantastisch aus mit der gebräunten Haut, hohen Wangenknochen und der ausgeprägten Kieferpartie. »Im Grunde ist es eine Schande, dass du und Edward keine biologischen Kinder haben könnt. Sie würden hinreißend aussehen.«

»Wem sagst du das?«, erwiderte David mit einem strahlenden

Lächeln. Heute war er gut gelaunt. Obwohl die beiden bereits früher Zeit zusammen verbracht hatten, waren sie nie miteinander allein gewesen. Als sie ihn vorhin um seine Hilfe gebeten hatte, hatte er die Chance nur zu gern genutzt. Er hatte wohl ebenso große Lust, sie besser kennenzulernen, wie sie ihn. Natürlich konnte es auch etwas mit ihrer geheimen Mission zu tun haben.

»Apropos ...« Belle drückte die Schultern durch und wandte sich suchend um.

»Da drüben ist es.« David deutete auf ein kleines Geschäft. Er nahm sie bei der Hand und zog sie hin.

Es war schwer zu sagen, wer von ihnen beiden aufgeregter war.

»Dir ist doch klar«, flüsterte Belle, als sie die Apotheke betraten, »dass ab nächster Woche alle Klatschblätter über dich berichten, wenn du dich dabei erwischen lässt, dass du eine Blondine in eine Apotheke schleifst.«

»Stell dir mal vor, sie würden uns ausgerechnet bei diesem Einkauf fotografieren!« Er zog eine blaue Schachtel für sie aus dem Regal. Falls ihm der Gedanke, von Paparazzi verfolgt zu werden, zu schaffen machte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Edward hatte sich einige Mühe gegeben, ihm die Presse vom Leib zu halten, doch sobald die beiden verheiratet waren, standen die Chancen diesbezüglich eher schlecht. »Musst du es hier tun, oder reicht zu Hause?«

»Am besten bezahle ich erst mal«, sagte sie lachend.

Die Verkäuferin gab ihren Einkauf in die Kasse ein und blickte verwirrt zwischen den beiden hin und her. Belle begriff, dass sie einen Ehering trug und David nicht. Anstatt sich zu erklären, kreuzte sie lieber die Finger für den dramatischen Effekt und rauschte mit der Tüte aus dem Laden. David folgte ihr und wäre vor Lachen fast zusammengebrochen. »Die weiß immer noch nicht, was sie davon

halten soll.«

»Ich verstehe nicht, was daran so komisch ist.« Belle war verwirrt.

»In dem Laden bin ich den ganzen Monat über Hand in Hand mit Edward aufgekreuzt«, erklärte er ihr.

»Na, dann sind wir einfach eine große, glückliche Familie, oder nicht?« Belle stemmte die Hände auf die Hüften und warf ihr Haar zurück.

»Ganz deiner Meinung.«



Sie saß im abgeschlossenen Badezimmer auf dem Toilettendeckel und starrte auf den Teststreifen in ihrer zitternden Hand. Obwohl er lebhaft Anteil nahm, hatte David verstanden, warum sie es zuerst ihrem Ehemann erzählen wollte. Wie lange dauerte dieser verdammte Mist eigentlich? Doch schon nach wenigen Augenblicken zeichnete sich eine zweite Linie ab. Sie war schwach. Belle drehte das Ganze herum, um sich zu vergewissern, dass es keine optische Täuschung war.

Zwei Linien.

Sie konnte es sehen. Sie konnte es sagen. Aber anscheinend konnte sie es nicht glauben. Es gab nur einen einzigen Weg, um sich selbst davon zu überzeugen. Sie brauchte Smith.

Ein Paar Stiefel und Handschuhe zu finden, kostete sie mehr Zeit, als ihr lieb war. Sie hatte es als die perfekte Gelegenheit angesehen, heimlich ohne ihn in den Ort zu fahren, während Smith draußen mit dem Wildhüter unterwegs war. Sie wollte ihn nicht enttäuschen, wenn der Test negativ ausgefallen wäre. Aber das war er nicht. Er war positiv.

»Ich bin schwanger«, erzählte sie dem leeren Zimmer, als sie die Stiefel überstreifte. Der Raum blieb stumm. Der Raum war keine

große Hilfe.

Ihr blieben keine zwei Stunden bis zur Hochzeit, und vielleicht war es völlig verrückt, aber sie wollte ins schottische Hochland gehen, um ihren Mann aufzuspüren. Sie konnte es einfach nicht mehr abwarten. Zum Teufel mit der Vernunft und dem gesunden Menschenverstand.

Norris machte große Augen, als sie mit Gummistiefeln und in einen von Smiths Mänteln gehüllt an die Tür kam. Ihre eigene Outdoor-Kleidung war eher hübsch als praktisch. Jetzt beschloss sie, dass sich daran etwas ändern musste. Schließlich musste sie sich jetzt für zwei Menschen anziehen. Ohne Hüte, Socken und andere wichtige Accessoires zum Schutz gegen die Elemente ging es nicht mehr. Irgendwo in ihrem Hinterkopf erinnerte eine leise Stimme sie daran, dass das Baby wahrscheinlich erst so groß wie ein Staubkorn war, doch das spielte keine Rolle. Hätte sie irgendwo gelesen, dass Luftpolsterfolie anzuziehen, gut fürs Baby sei, hätte sie das auch getan. Es war richtig, dass sie darauf bestanden hatte, sich bei Bless im Hintergrund zu halten, denn sie konnte sich lebhaft vorstellen, was ihre Kundinnen sagen würden, wenn sie sich auf praktische Kleidung verlegte.

»Mrs. Price, kann ich Sie irgendwo hinfahren?«, bot Norris an.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich muss Smith finden.«

»Der kommt bestimmt bald zurück.« Norris versuchte, sie von der Tür wegzulotsen. »Er möchte bestimmt nicht, dass Sie in die Kälte hinauslaufen.«

Was die beiden Männer wollten, tat jetzt nichts zur Sache. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt. »Vielen Dank, aber ich komme schon klar.«

Entweder hatte sie ihm Angst eingejagt, oder er kam zu dem Schluss, dass es sich nicht empfahl, eine Frau an einem

Hochzeitstag zu verärgern – auch wenn es nicht ihr eigener war –, jedenfalls gab er den Weg frei.

Draußen war es deutlich kälter, als Belle gedacht hatte. Sie war eine bekennende Stubenhockerin. Zwar hatte sie einen Teil ihrer Jugend auf dem Land verbracht, doch sie hielt sich normalerweise nicht in der Kälte auf. Mit etwas Schnee konnte Belle umgehen, aber das hier war viel heftiger. Sie stemmte sich gegen den Sturm, ihre Füße sanken ein, und der Schnee reichte bis über ihre Knöchel. Gummistiefel anzuziehen, war eine sehr gute Idee gewesen, auch wenn sie nicht viel gegen die Kälte ausrichten konnten. Sie war sich ziemlich sicher, dass ihr die Füße schon nach weniger als hundert Metern abfrieren würden.

Gerade als sie beschlossen hatte, den Rückweg anzutreten, rumpelte ein Range Rover aufs Haus zu. Kaum hatte man sie bemerkt, hielt der Wagen. Smith sprang heraus und rannte auf sie zu.

»Was um Himmels willen tust du hier draußen?« Je mehr Zeit er mit dem Personal verbrachte, desto stärker kam sein schottischer Akzent zum Vorschein.

Vielleicht sollten sie versuchen, hier in Schottland ein Haus zu finden, dachte Belle. Smith schien sich hier wohlfühlen. Sie hatte sich nie träumen lassen, dass sie eines Tages selbst einmal einen Landsitz bewohnen wollte. Jetzt erschien es ihr wie eine Notwendigkeit. Andererseits war da das Problem mit dem Schnee.

»Belle!« Smith fasste sie an den Schultern. »Du hast ganz blaue Lippen. Komm, wir gehen rein.«

Erst als er es sagte, merkte sie, wie eisig ihre Lippen waren. Sie wusste gar nicht, ob sie überhaupt sprechen konnte. Obwohl sie sich nicht weit vom Haus entfernt hatte, bestand er darauf, sie mit dem Rover zurückzufahren. Sobald sie durch die Eingangstür waren, hob

er sie hoch und trug sie in ihr gemeinsames Zimmer.

Smith kniete vor ihr und zog ihr die Stiefel aus, dann rieb er ihre Zehen, bis sie wieder durchblutet wurden.

»Was hast du dir bloß dabei gedacht?«, fragte er, konnte ein amüsiertes Grinsen allerdings nicht ganz unterdrücken.

Belle schaute in seine grünen Augen und verlor sich für einen Moment darin. Ob das Baby wohl diese Augen haben würde? Die Vorstellung weckte ihre Lebensgeister, und langsam wurde ihr wieder richtig warm. Schade nur, dass Smith nicht lange genug stillhalten konnte, um ihr die Gelegenheit zu geben, es ihm zu erzählen.

Zuerst bestand er darauf, ein Feuer zu entfachen. Dann suchte er ihre Strümpfe. Dann bestellte er in der Küche heißen Tee.

»Ich bin doch nicht krank«, rief sie ihm hinterher, als er beim Butler nach einer Wärmflasche fragen wollte.

»Was hast du da draußen getan?«, fragte er und stellte ihr Tasse und Untertasse auf den Nachttisch.

»Ich musste dich finden«, fing sie an.

»Ich bin doch zurückgekommen, meine Schöne.« Er strich ihr ein paar lose Haarsträhnen hinter die Ohren.

»An unserem Hochzeitstag müssen wir zusammen sein.« Warum brachte sie es bloß nicht fertig, es ihm einfach zu sagen? Vielleicht lag es daran, dass sie sich vorstellte, wie ihr Geständnis auf Smith wirken musste. Ob sie während ihrer ganzen Schwangerschaft so verrücktes Zeug anstellen würde?

Der Butler kam mit der Wärmflasche, und Smith verschwand damit ins Badezimmer, um sie zu füllen. Er war gerade hineingegangen, als Belle sich kerzengerade im Bett aufrichtete. Verdammt. Das war jetzt schon das zweite Mal im Laufe eines Monats, dass sie den Fehler beging, etwas herumliegen zu lassen. Nur dass Smiths

Gesichtsausdruck diesmal ein völlig anderer war als beim letzten Mal.

Er starrte immer noch auf den Teststreifen, als er ins Zimmer trat, und sein Gesicht drückte eine eigentümliche Mischung aus Erstaunen, Freude und Schock aus.

»Meine Schöne?« Er sah ihr mit fragendem Blick in die Augen.

Sie biss sich auf die Lippe und nickte. »Ich bin nach draußen gekommen, um es dir zu erzählen, aber ich glaube, die Worte sind mir zusammen mit den Zehen abgefroren. Fröhlichen Hochzeitstag!«

»Sind deine Zehen in Ordnung?« Er ließ den Test aufs Bett fallen und griff nach ihren Füßen. »Soll ich sie dir reiben? Hast du Hunger? Vielleicht solltest du dich hinlegen?«

»Ich glaube nicht, dass wir die ganzen neun Monate an einem einzigen Tag schaffen«, lachte sie und streckte die Hand nach ihm aus. Smith stieg zu ihr ins Bett, setzte sich neben sie und nahm sie in die Arme. So verweilten sie für ein paar Minuten, dann ließ er sich niedersinken und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Er drehte sich zu ihrem Bauch und drückte einen weichen Kuss dorthin, wo sein Kind wuchs. Dann fing er leise an zu singen. Belle hatte Tränen in den Augen, als sie das Lied erkannte. Es war so bittersüß wie ihre Geschichte und doch auch voller Verheißungen. Als er fertig war, blieben sie, wie sie waren, und träumten von der Zukunft.



26

Eine Braut war nicht zugegen, also beschlossen die Bräutigame, von der Tradition abzuweichen. Clara führte die Prozession mit Elisabeth in den Armen an. Leider wollte das Blumenmädchen die Rosenblütenblätter lieber essen, anstatt sie zu streuen. Ich konnte die Augen nicht von meiner Frau nehmen, als sie durch den Raum schritt. Es hatte nichts vom Glanz und Gloria unserer Hochzeit, und irgendwie schien die intime Zeremonie die Erinnerung an jenen schicksalhaften Tag auszulöschen.

Als mir Edward zum ersten Mal von seinem Plan, David zu heiraten, erzählt hatte, sorgte ich mich nur um seine Sicherheit. Inzwischen wusste ich, dass meiner Familie nichts geschehen konnte, was mir die Gelegenheit gab, mich auf das Glück zu konzentrieren, das mir an meinem eigenen Hochzeitstag genommen worden war.

Edward und David betraten den Raum durch Türen auf den gegenüberliegenden Seiten des Raumes und gingen langsam

aufeinander zu. Vor mir blieben sie stehen. Wir hatten uns für das Wohnzimmer entschieden, weil der Weihnachtsbaum einen wunderschönen Hintergrund bildete. Zuvor hatte sich jemand in den Raum geschmuggelt, den größten Teil der Weihnachtsdekoration vom Baum entfernt und durch Dutzende weißer Rosen ersetzt.

»Bitte reicht euch die Hände«, forderte ich die beiden auf und zwinkerte Edward zu. Er hatte sich eine traditionelle Hochzeit gewünscht, und ich wollte mein Bestes geben, um ihm den Wunsch zu erfüllen. »Man hat mir gesagt, ich solle mich kurzfassen, weil Mrs. Watson eine Torte gebacken hat.«

Edward verdrehte die Augen, aber alle anderen lachten. Falls mein kleiner Bruder geglaubt hatte, er könnte ohne einen Scherz davonkommen, hat er sich getäuscht. Schließlich fand ich, dass das zu meiner offiziellen Funktion gehörte. Mein Bruder sah in seinem klassischen Smoking umwerfend aus, David hatte sich für einen etwas moderneren Schnitt entschieden. Gerade durch ihre Unterschiedlichkeit schienen die beiden sich so perfekt zu ergänzen, als wären sie füreinander gemacht.

»In den letzten Tagen habe ich Edward gegenüber ein paar meiner Einsichten über das Eheleben zum Besten gegeben. Er war nicht sehr erbaut davon. Ich fürchte, Clara könnte seine Einschätzung teilen.« Sie nickte heftig, musste jedoch grinsen. »So habe ich beschlossen, nicht über die Ehe zu reden, sondern über die Liebe. Aber nur ganz kurz, damit wir uns alle der Torte zuwenden können.«

»Gott sei Dank«, warf Edward ein.

»Ich dachte immer, Liebe – das ist ein Märchen«, fing ich an, »und vielleicht hatte ich recht, denn eines Tages trat eine Prinzessin in mein Leben. Sie lehrte mich, an die Liebe zu glauben. Sie hat so viele von uns zusammengebracht. Edward bedankte sich einmal bei

mir für den Mut, die Liebe noch höher zu schätzen als Pflichten oder Traditionen. Doch *sie* war es, die die Stärke aufbrachte, sich über Ängste und Erwartungen hinwegzusetzen. Bevor ich ihr begegnete, fühlte ich mich allein. Jetzt wird sie immer bei mir sein. Denn das ist Liebe: ein beständiger Gefährte, der beste Freund, der zu dir hält, und ein sanfter Ort, an dem man sich zu Hause fühlt. Das hat sie mir gezeigt. Und deshalb hat die Liebe so viel Macht: Sie lässt sich nicht brechen, selbst wenn einer von beiden zerbricht. Liebe verliert nie die Hoffnung, auch nicht, wenn alle Gewissheiten schwinden. Liebe entzündet ein Licht, sogar in den dunkelsten Stunden. Wir alle suchen nach dem ewigen Glück, doch nur die Glücklichen von uns wissen, dass das Glück kein Ort und nicht vom Schicksal vorherbestimmt ist. Das ewige Glück ist ein Mensch. Ich weiß, dass mein Bruder seines gefunden hat, und deshalb erfüllt es mich mit unbändigem Stolz, heute hier mit ihm zu stehen.«

Edward ließ Davids Hände los und umarmte mich. Als er sich von mir löste, hatte er Tränen in den Augen. »Danke.«

Als er seine Position wieder eingenommen hatte, konnte ich es mir nicht verkneifen: »Ich glaube, ich sollte jetzt fragen, ob jemand etwas gegen diese Ehe einzuwenden hat.«

»Weitermachen!«, forderte Edward lachend.

Ich nahm ihnen ihre Eheversprechen ab, und als der Moment gekommen war, blickte ich zufrieden meinen Bruder an und sagte: »Du darfst deinen Ehemann jetzt küssen.«

Die Menge jubelte einen schier endlosen Kuss lang, und als Edward und David einander wieder losließen, strömten alle herbei, um sie zu umarmen. Clara löste sich aus der Gruppe und kam an meine Seite.

»Wie war ich?«, fragte ich und schloss sie in die Arme.

»Ich hätte dich auf der Stelle noch einmal heiraten mögen.« Dann

stellte sie sich auf die Zehenspitzen und gab mir einen Kuss.

»Auf eine zweite Hochzeit kann ich gut verzichten«, antwortete ich ihr. »Reicht es, wenn wir für immer zusammenbleiben, Süße?«

»Und was ist mit dem Happy End?«, flüsterte sie.

»Glaubst du, dass sie uns vermissen würden?«

Clara blickte sich im Kreis unserer Liebsten um und schüttelte den Kopf. Ich nahm sie in die Arme und trug sie aus dem Zimmer. Unten am Treppenabsatz legte ich eine Pause ein und legte meinen Mund auf ihren. Es war der Kuss, den wir bei unserer eigenen Hochzeit versäumt hatten. Unsere Lippen vereinigten sich, ihr Atem wurde mein eigener und mein Leben zu ihrem.

Nachdem wir uns voneinander gelöst hatten, trug ich sie langsam die Treppe hinauf, ohne den Blick von ihr abwenden zu können. In ihrem Blick fand ich alle Antworten, nach denen ich jemals gesucht hatte. Bis zu dem Tag, an dem sie in mein Leben gestolpert kam, war ich ein gebrochener Mann gewesen, und ihre Liebe hatte mich wieder zusammengefügt. Sie hatte an mich geglaubt, obwohl ich es nicht verdient hatte. Inmitten der dunklen Schatten meiner Vergangenheit war mir ein Engel erschienen und hatte mich nach Hause geleitet. Als ich es am wenigsten erhoffen durfte, hatte sie einen ganzen Menschen aus mir gemacht.



Dank

Die letzten drei Jahre, in denen ich an den *Royals* geschrieben habe, waren eine aufregende Zeit. Nie hätte ich gedacht, wie sehr diese Bücher mein Leben verändern würden. Ich hatte das Glück, diese Reise gemeinsam mit meinen Freunden und meiner Familie unternehmen zu dürfen. Einige waren von Anfang an dabei, anderen bin ich erst unterwegs begegnet. Ohne jeden Einzelnen von ihnen hätte ich das nicht geschafft.

Ein großes Dankeschön an Louise Fury, die ihren Namen zu Recht trägt! Ich weiß nicht, wie ich dich mit meinen weitschweifenden, vom Jetlag beeinflussten Ausführungen beeindrucken konnte, aber ich bin so froh, dass du es mit mir versucht hast. Ich habe das Gefühl, dass dies der Anfang einer wundervollen Freundschaft ist.

Meine liebe Elise, ohne dich könnte ich nicht leben. Und das buchstäblich, so oft, wie du mich mit Essen versorgst, wenn ich mit Schreiben beschäftigt bin. Danke für alles, was du tust – und du tust

alles! Du bist die beste Geschäftspartnerin, Therapeutin und kleine Schwester, die ich mir wünschen kann.

Danke an Stephanie, die sich um alle profanen Dinge des Alltags kümmert, wenn ich in einer anderen Welt bin. Ohne dich könnte ich das nicht schaffen.

Meine Auslandsverlage sind Weltklasse. Dem Team vom Blanvalet-Verlag: Ihr habt meine wildesten Träume wahr werden lassen. Danke, Wiebke, dass du für meine Bücher kämpfst. Ich schulde dir so viel. Und Dank an Berit, dass sie so eine rundum großartige Verlagsdame und Freundin ist. Ich werde die Zeit, die wir gemeinsam auf Reisen verbracht haben, niemals vergessen, und erwarte ungeduldig deinen Besuch bei uns in Washington.

Danke, Hugo & Cie, für die wunderschöne französische Ausgabe der *Royals*. Eine dicke Umarmung an Hughe, weil er Liebesromane nach Frankreich bringt. Deine Ideen sind so groß wie dein Herz!

Ich bin so froh, mich als Mitglied der Inkslinger-Familie bezeichnen zu dürfen. Danke, KP, dass du eine wahre Freundin und eine vertrauenswürdige Ratgeberin bist, Dank auch an Jessica, weil du es mit mir aufnimmst – was keine leichte Aufgabe darstellt.

Ich habe auf dieser Reise so viele neue Freunde gewonnen, dass ihre Namen ein ganzes Buch füllen würden. Aber bei einigen von ihnen muss ich mich bedanken: Shayla, du bist die Beste, danke, dass du mich immer wieder daran erinnerst, mir nicht alles gefallen zu lassen. Rebecca, du bist ein großer Fisch. Danke, dass du dafür sorgst, dass ich mit beiden Beinen auf der Erde bleibe. Irina, danke für deine Zeit und dein Talent.

Meine Lieben, ich habe euch so viel zu verdanken. Von jenen unter euch, die zum GLRC gehörten, bis in die Gegenwart: Ich kann mich immer darauf verlassen, dass ihr mich zum Lachen bringt und mich aufs Neue motiviert. Danke!

Dank all jenen Bloggern, die selbstlos ihre Zeit opfern, um Bücher nach vorne zu bringen. Ohne euch könnte ich nicht schreiben.

Eine Familie, die einen so gut unterstützt wie meine Familie mich, gibt es kein zweites Mal auf der Welt. Sie sind mein Fels in der Brandung und der Ansporn, wenn ich einen zarten Stups brauche. Meine Kinder sind der Grund für alles, was ich tue. Ich liebe euch. Lieber George, ich danke dir dafür, dass du mich in den letzten drei Jahren mit Alexander und Smith geteilt hast. Dir gehört mein ganzes Herz. Ohne dich an meiner Seite könnte ich das alles nicht schaffen.

Und meine Leser: Vielen Dank, dass ihr ein Teil meiner Geschichte seid. Die *Royals* gehören euch allen, weil ihr sie geliebt und an sie geglaubt habt. Ihr habt sie wahr werden lassen, und für dieses Geschenk kann ich euch nicht genug danken. Danke fürs Lesen. Dieses Buch besteht nur aus Papier und Druckerschwärze – seine Seele, das seid ihr.